Ausgewählte Schriften

von

Christoph Schmid.

Vierter Band.

Neue wohlfeile, auf Verlangen mehrerer achtungswerther Jugendfreunde veranstaltete, verbesserte Auflage.

Lichtensteig,
zu haben in der Egli'schen Buchhandlnng.
1851.

Rosa von Tannenburg.

Eine

Geschichte des Alterthums

für

Eltern und Kinder.

Erstes Kapitel.

Rosa wird von einer guten Mutter erzogen.

An den südlichen Grenzen Schwabens, in jenen malerischen Gegenden voll blühender Thäler und waldiger Berge, hinter denen sich in blendendweißer Pracht die Schneegebirge der Schweiz erheben, stand vor uralter Zeit auf einer hohen, mit Tannen bewachsenen Felsenspize, das ansehnliche Schloß Tannenburg. Noch Jahrhunderte, nachdem es zerstört war, machten die zerfallenen Thürme und die bemoosten Mauern, zumal wenn sie von der untergehenden Sonne geröthet oder von dem Mondlichte blaß beleuchtet waren, einen eigenen Eindruk auf das Gemüth des Wanderers. Er segnete in seinem Herzen die edlen Menschen, die ehemals hier gewohnt und weit umher die ganze Gegend beglükt hatten, und sezte, von dem schauerlichen Gefühle der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge ergriffen, seinen Stab weiter.

Auf diesem Schloße lebte ehemals Ritter Edelbert mit seiner Gemahlin Mathilde in der seligsten Eintracht. Edelbert war ein sehr tapferer Ritter. So rauh aber sein Beruf war, Schwerdt und Lanze zu führen, so sanft und mild war sein Sinn. Unter dem eisernen Panzer schlug ein Herz voll Menschlichkeit. Er war ein überaus gottseliger Herr, ein biederer deutscher Mann, ein gütiger Beherrscher seiner Unterhanen. Der Herzog von Schwaben ehrte ihn als seinen Freund, und selbst der

Kaiser hatte ihn vor allen übrigen Rittern sehr rühmlich ausgezeichnet. Mathilde, Edelberts Gemahlin, galt wegen ihres Verstandes, ihrer Frömmigkeit, ihrer Tugend, ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen, für die vortrefflichste Frau weit und breit; dabei war sie von ganz ausnehmender Schönheit.

Ritter Edelbert befand sich in jenen unruhigen, kriegerischen Zeiten wenig auf seinem Schloße, er begleitete den Herzog auf dessen Kriegszügen, und war oft Jahre lang im Felde. Mathilde fand während der Abwesenheit ihres Gemahls ihre süßesten Freuden in der Gesellschaft ihres einzigen Kindes, eines zarten Fräuleins, das Rosa hieß, und an trefflichen Geistesgaben und Schönheit der Gestalt der Mutter glich. Dieses hoffnungsvolle Kind gut zu erziehen, war die größte Angelegenheit der liebenden Mutter. Ihre Erziehungsart war sehr einfach, aber vortrefflich; da sie selbst von Herzen fromm und gut war, so konnte es ihr nicht schwer werden, auch ihre Tochter fromm und gut zu erziehen.

Die fromme Mutter lehrte ihre Tochter vor allem Gott kennen, und suchte eine recht kindliche Liebe zu dem Vater im Himmel in ihr zartes Herz zu pflanzen. Die edle Frau hatte Sinn und Gefühl für die herrlichen Werke Gottes, und konnte sie mit großer Andacht betrachten und sich von Herzen darüber freuen. Von dem hohen Bogenfenster ihrer gewöhnlichen Wohnstube, an dem sie viele Stunden des Tages bei ihrer Arbeit zubrachte, hatte man eine prachtvolle Aussicht. Himmel und Erde gewährten, von dieser Höhe betrachtet, einen unbeschreiblich schönen, herzerhebenden Anblik, und gaben der guten Mutter mannigfaltige Gelegenheit, ihre Tochter auf die Weisheit, Güte und Allmacht Gottes in seinen Werken aufmerksam zu machen.

Mathilde wekte zum Beispiele einmal an einem herrlichen Sommermorgen die kleine Rosa sehr frühe. „O komm doch, Rosa, rief sie, und sieh, wie schön heute die Sonne aufgeht! Sieh, sagte sie und öffnete das Fenster, wie da, wo jezt die Sonne heraufkommen wird, der Himmel so helle glüht! Sieh, die zarten Wölkchen

umher glänzen vom feurigsten Roth, und die fernen Schneegebirge, dort über den dunkelgrünen Waldungen, gleichen Gebirgen von Gold. Sieh — jezt — jezt geht die Sonne auf! O welch ein wunderbarer Gott, der sie und alles, was ihre Strahlen beleuchten, hervorgebracht hat! — — Sieh, der Kirchenthurm da drüben ragt wie vergoldet aus dem Walde von Obstbäumen hervor, in dem fast das ganze Dörflein verstekt liegt. Die fröhlichen Landleute gehen neugestärkt an ihre Geschäfte. Der Hirte treibt die freudig brüllenden Kühe dem tiefen Thalgrunde zu; an jenem Berge weiden die Schaafe, vom sorgsamen Schäfer begleitet. Die Mähder dort auf den blumenreichen Wiesen mähen mit ihren blizenden Sensen; die Getreidefelder sind bereits gelb, und bald wird man die Sichel anschlagen. Ueberall erbliken wir den reichsten Segen Gottes. O welch ein liebevoller Vater ist Er, der auf alle Menschen, sie mögen in Schlössern oder in Hütten wohnen, gleich liebevoll herabblikt, ihnen diese schöne Erde, die so voll von seinen Gaben ist, zum Wohnplaze einräumte, und sie alle einst bei sich in dem Himmel haben will! O wer sollte sich eines so guten, lieben Vaters nicht freuen!" Solche Worte, die aus dem Herzen kamen, gingen der kleinen Rosa auch wieder zu Herzen. Sie faltete ungeheissen die kleinen Hände und sagte: „O Du guter, lieber Gott, wie dank ich Dir, daß Du alles so schön gemacht hast."

Auf eine ähnliche Art lehrte Mathilde ihre Tochter, wie alles, was wir am Himmel und auf Erden erbliken — von der Sonne bis zum Thautropfen — uns die Güte und Freundlichkeit Gottes verkünde. Die abwechselnden Jahreszeiten mit ihren mancherlei Schönheiten und Gaben boten ihr dazu immer neue Gelegenheiten an. Rosa lernte von den Geschöpfen sich zum Schöpfer erheben; sie konnte bei dem Anblike einer Baumfrucht oder Blume Seiner von Herzen sich freuen, und voll der kindlichsten Liebe Ihm für seine Wohlthaten danken.

Die fromme Mutter hatte die heilige Geschichte ganz inne, und erzählte, während sie spann oder stikte, der horchenden Tochter oft Stundenlang solche Begebenheiten,

die dem kindlichen Alter derselben angemessen waren. Rosa ward in das Paradies, in die Hütten der Patriarchen, in die Wüste der Israeliten, in das Land, das von Milch und Honig floß, versezt, und hatte unaussprechliche Freuden. Sie lernte da, wie Gott sich den Menschen als den Heiligsten offenbarte, der nur am Guten Freude hat, alles Böse haßt, und alle Menschen gut und heilig haben will. In den bösen Menschen, die uns die heilige Geschichte aufstellt, erblikte sie abschrekende Beispiele der Laster; in den Guten aber freundliche Vorbilder jeder liebenswürdigen Tugend. Am liebsten hörte Rosa von Jesus Christus erzählen. Sie freute sich mit den Engeln und Hirten des göttlichen Kindes in der Krippe zu Bethlehem, und opferte mit den Weisen aus Morgenland dem neugebornen Könige, dessen Stern am Himmel glänzte, die kindlichsten Empfindungen der Anbetung und des Dankes, die köstlicher als Gold und Weihrauch waren. Sie sah den holden Himmelsknaben in der Hütte zu Nazareth, wie Er der heiligen Mutter und dem frommen Nährvater gehorchte, wie Er betete, arbeitete, an Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen, wie an Alter zunahm — und sie machte die herzlichsten Vorsäze, ihren Eltern auch so zu gehorsamen und täglich in allem Guten zuzunehmen. Sie begleitete in Gedanken den göttlichen Lehrer auf seinen Reisen durch das gelobte Land, stand im Geiste unter seinen Zuhörern dort am Berge, oder am See, oder im Tempel, hörte Ihm voll Andacht und Aufmerksamkeit zu, und versprach es ihrer Mutter heilig, solche schöne Lehren auch getreulich zu befolgen. Die innigste Freude erfüllte ihr Herz, als sie vernahm, wie Er, der göttliche Kinderfreund, die Kleinen liebreich zu sich rief und sie segnete, wie Er den trauernden Eltern des gestorbenen Mädchens sagte: „Das Kind schläft nur!“ und es aufwekte, und wie Er dort zu dem todten Jünglinge auf der Bahre sprach; „Steh auf!“ und ihn der weinenden Mutter wieder lebend zuführte. Sie nahm sich vor, stets ein gutes Kind zu sein, das seinen Segen verdiente, Ihn zu lieben und Ihm zu vertrauen, der alle Thränen troknen, in jeder

Noth helfen, selbst dem Tode alles Schrekliche benehmen und das ewige Leben geben kann. Als endlich die Mutter von den Leiden, die Er, der Schuldloseste, aus Liebe zu den Menschen auf sich nahm, erzählte, und wie Er, am Kreuze blutend, noch mit erblassenden Lippen für seine Mörder um Erbarmen zum Vater im Himmel flehte, und durch Leiden und Tod in seine Herrlichkeit einging, da floßen die hellen Thränen über Rosa's zarte Wangen. Sie gelobte in ihrem Herzen, Dem, der auch für sie starb, ihr ganzes Leben zu weihen. So lehrte die fromme Mutter ihre Tochter Gott und den göttlichen Erlöser kennen und lieben.

Wie die Mutter Liebe zu Gott in das Herz ihrer Tochter pflanzte, so wollte sie, daß auch Liebe zu allen Menschen darin Wurzel fasse; vor allem zu ihren Eltern. Die mütterliche Liebe zu ihrer Tochter gewann ihr die kindliche Liebe der Tochter von selbst. Eben so liebte Rosa, obwohl er wenig daheim war, den Vater, weil die Mutter immer mit herzlicher Liebe von ihm sprach. Wenn die Mutter sagte: Mache doch, daß ich dem lieben Vater, wenn er kommt, nichts als Gutes von dir erzählen kann; so war das für Rosa immer die kräftigste Ermunterung zum Guten. Und kam dann der Vater wirklich nach Hause, so bemühte sich Rosa, so wie die Mutter, ihm nichts als Freude zu machen.

Der Vater aß zum Beispiele die Pfirsiche sehr gern, die ein Baum an der Schloßmauer trug. Die Mutter brach einst die ersten Früchte, theilte sie in drei gleiche Theile, für den Vater, sich und Rosa, sagte aber dabei: „Die meinigen werde ich dem Vater geben." Rosa sagte sogleich: „Ich werde es mit den meinigen auch so machen." Um alle Welt hätte sie keine davon gegessen. Mit freudiger Geschäftigkeit ordnete sie alle Pfirsiche in ein zierliches Körbchen, damit das liebliche Roth derselben recht schön in das Auge falle, und brachte sie dem Vater.

Mathilde war es gewohnt, wahrhaft Dürftige mit Geld oder Lebensmitteln zu unterstüzen. Viele dieser Gaben ließ sie durch die Hand ihrer Tochter austheilen,

damit diese die Seligkeit des Gebens aus Erfahrung möge kennen lernen. Sie wußte Rosa's Mitleid für fremde Noth anzuregen, und sie dahin zu bringen, ihr eigenes Vergnügen dem Wohle Anderer aufzuopfern. Rosa bekam einst von dem Vater ein Goldstük zu ihrem Geburtstag. Der Vater sagte, sie möchte sich von Puzwaaren dasjenige selbst dafür anschaffen, was ihr das Angenehmste wäre. Rosa that eine Menge Fragen an die Mutter, was man alles Schönes für dieses Gold bekommen könnte? Die Mutter nannte allerlei, und die erfreute Rosa konnte gar nicht mit sich einig werden, was sie wählen sollte. Jezt ließ sich aber eine arme Wittwe melden, der ihre einzige Kuh durch die Seuche daraufgegangen war. Die Mutter rief die Wittwe herein, hörte sie an und sagte: „Ja, mein Gott, ich habe schon so vielen Leuten, die das nämliche Unglük hatten, Geld gegeben. Ich werde kaum so viel entbehren können; ich muß doch noch einiges wenige für die tägliche Ausgaben behalten.“ Sie ging indessen, brachte Geld und zählte es auf den Tisch. „Mehr kann ich Euch nicht wohl geben, sprach sie; allein wenn Ihr noch einen Goldgulden weiter hättet; so könnet Ihr eine schöne Kuh kaufen.“ Da lief Rosa eilends, brachte ihr Goldstük und legte es zu dem hingezählten Gelde auf den Tisch. „Ich habe ja schon Kleider genug, sagte sie; die arme Wittwe hat die Kuh viel nöthiger, als ich ein neues Kleidungsstük.“ Das arme Weib weinte vor Freuden und wollte Rosa's Hand küssen. Da sie fort war, umarmte die Mutter ihre Tochter und sprach: „Du hast dich wohlgehalten, Rosa; dieses dein thätiges Mitleid ist mehr werth, als zehntausend Goldstüke, und aller Puz und alle Pracht der Welt.“

Die Mutter gewöhnte Rosa von deren zarten Kindheit an zu einem freudigen Gehorsam. „Denn, sagte die verständige Mutter, der Eigenwille ist das mächtigste Hinderniß des Guten. Ein Kind muß erst lernen, seinen Willen dem Willen der Eltern zu unterwerfen; dann wird es ihn um so leichter dem Willen Gottes unterwerfen können. Denn wenn es den Eltern, die es sieht,

nicht gehorcht; wie sollte es Gott gehorchen, den es nicht sieht? — Die heftigen Neigungen in dem Herzen des Kindes müßen gemäßiget, das Unkraut muß ausgerottet werden, damit die schönen Blumen edlerer Empfindungen aufblühen können.“ Was daher nicht erlaubt werden konnte, schlug die Mutter kurz und bestimmt ab. Die kleine Rosa suchte, wie alle Kinder, anfangs Manches, was sie heftig begehrte, mit Bitten und Thränen zu erzwingen. Allein sie merkte bald, daß ein „Nein“ der Mutter, soviel als tausend Worte gelte; sie sah ein, daß alles Bitten und Weinen vergebens sein würde, und unterließ es. Die Mutter gab ihr täglich kleine Anlässe: sich im Gehorsam, im Ueberwinden sinnlicher Neigungen zu üben. Was die Mutter befahl, mußte sogleich geschehen; alle andere Beschäftigungen, alle Spiele mußten sogleich bei Seite gelegt werden. Keine Blume im Garten durfte gepflükt, keine Frucht abgebrochen werden, ehe die Mutter es erlaubte. Allein die Mutter hatte keine Freude an zu vielem Verbieten und Befehlen. Sie haßte das unaufhörliche, oft sehr überflüssige Meistern und Zurechtweisen an den Kindern, worüber diese zulezt nicht mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht. „Es sind nur wenige Gebote nöthig, sagte sie; diese müssen aber genau befolgt werden. Der liebe Gott gab nur zehn Gebote, die Menschen gut und glüklich zu machen, und wären diese immer gehalten worden, so hätte man sich zehntausend andere ersparen können.“

Diese weise Mutter fand auch bald, um die Kinder zum Gehorsam zu ermuntern und vom Ungehorsam abzuschreken, seien Belohnungen und Strafen nothwendig. „Der liebe Gott, sagte sie, macht es mit uns großen Kindern ja auch so.“ Es war der Mutter eine Freude, ihrer geliebten Rosa von den schönsten Früchten des Gartens reichlich mitzutheilen. Allein Rosa mußte sie verdienen. Die Mutter sprach zum Beispiele: „Wenn du die Reime, die ich dir vorsagen werde, ohne Fehler auswendig kanst, so bekommst du diese schönen Kirschen!“ Oder sie sagte ein anderes Mal: „Wenn du das, was ich dir zum Striken aufgegeben, recht machest und da-

mit fertig bist, so gebe ich dir jene Traube." Rosa hatte die Aufgabe bald zu Stande gebracht, und ihre Freude war nun größer, als wenn sie die Früchte ohne ihr Verdienst erhalten hätte. Wenn Rosa einen Fehler gemacht hatte, so durfte sie nicht mit der Mutter in den Garten. Dieß war Strafe genug. Und bald brauchte es auch dieses nicht mehr. Wenn die Mutter mit ernstem Blike sagte: „Das hätte ich von dir nicht geglaubt! Betrübe mich doch nicht!" so hatte Rosa keine Ruhe mehr, bis die geliebte Mutter wieder lächelte.

Die treffliche Mutter, die man nie müssig sah, hielt sehr darauf, ihre Tochter immer zu beschäftigen. Wenn sie bei ihrer Arbeit saß, so mußte auch die kleine Rosa immer etwas zu thun haben. „Der emsige Fleiß des Kindes nüzt freilich noch nichts in der Haushaltung, sagte dann wohl die Mutter, indem sie dem Kinde mit Wohlgefallen zusah; allein er hat für das Kind selbst einen desto größeren Nuzen. Er bewahrt es vor langer Weile und übler Laune, und gewöhnt es früh an ein thätiges Leben." Rosa lernte auch wirklich sehr früh zierlich spinnen, und bald wußte sie auch die Nähnadel sehr geschikt zu führen. Sie verfertigte sich, unter Anleitung der Mutter, aus der selbstgesponnenen Leinwand ein Kleid — und hatte darüber eine ganz ungemeine Freude. Der reiche Stoff, den ihr der Vater einst von einem seiner Züge mitgebracht hatte; freute sie lange nicht so. — Mathilde besorgte, wie es damals Sitte war, die helle, glänzende Küche selbst. Auch da wußte sie für Rosa, von deren zarter Kindheit an, immer irgend ein kleines Geschäft ausfindig zu machen — und wäre es auch nichts Weiteres gewesen, als Erbsen auszulesen, oder Bohnen abzufäden. — Die angenehmste Beschäftigung aber fand die Mutter in dem schön angelegten Schloßgarten; zumal die Bewegung in der frischen Luft ihrer Gesundheit sehr wohl kam. Auch Rosa zeigte bald Lust zur Gartenarbeit. Die Mutter wies ihr einige besondere Gartenbeete an, und ließ ihr einen kleinen Rechen, eine niedliche Gießkanne und andere Gartengeräthe machen. Da gab es nun von den ersten Früh-

lingstagen an, in denen die liebreich=rothe Pfirsichblüthe hervorkam, bis im Herbste das Laub fiel, immer etwas für Rosa zu thun. Mit der freudigen Emsigkeit legte sie Gesäme ein, und sezte junge Pflänzchen; sie begoß die nüzlichen Gewächse, und jätete das keimende Unkraut aus; sie häufelte um den jungen Kohl her die Erde auf, und band die empor rankenden Erbsenstauden an Stäbe. Als die ersten Gartenerbsen, die Rosa gezogen und gekocht hatte — auf den Tisch kamen, hatte sie kein geringes Vergnügen; sie glaubte, nie habe ihr eine Speise so wohl geschmekt. „Das sind die süßen Früchte des Fleißes, sagte die Mutter. So belohnt Gott den Fleiß — im Kleinen und im Großen. Fleiß hat die ganze Gegend, die unser Schloß umgiebt, aus einer Wildniß in einen reichen Garten umgeschaffen.“

Wie die Mutter darauf bedacht war, ihre kleine Rosa immer zu beschäftigen, und, damit das Einförmige nicht ermüde, sehr weise mit den Beschäftigungen abwechselte — so ließ sie es ihr auch nicht an Erholung fehlen. Zwei oder dreimal in der Woche durften einige arme, aber wohlgesittete Mädchen von Rosa's Alter auf Besuch kommen, unter denen sich besonders eines, Namens Agnes, durch Gutherzigkeit auszeichnete. Rosa bewirthete allemal zuerst ihre kleinen Freundinnen, dann spannen sie eine Zeitlang, und machten hierauf in der Wohnstube oder in dem Garten ein Spiel. Die Mutter hatte aber die Kinder, ohne daß diese es eben merkten, immer im Auge, und hörte alles, was sie mit einander redeten. Sie gab ihnen die Spiele an, und wußte selbst das Spiel für sie lehrreich zu machen. Auf diese und ähnliche Art erhielt sie ihre Tochter — was sie für ein wesentliches Stük einer guten Erziehung ansah — immer heiter und fröhlich. Rosa war immer seelenvergnügt, und deßhalb zu jedem Geschäfte williger und zu allem Guten aufgelegter.

Noch ganz vorzüglich war die weise Mutter darauf bedacht, daß die keimende Eitelkeit und die Liebe zum Puze für Rosa's Herz nicht verderblich werde. Eines Tages, da Rosa schon etwas mehr herangewachsen war, kam

der Herzog nach Tannenburg, um seinen Freund Edelbert zu besuchen. Mehrere Ritter und Rittersfrauen aus der umliegenden Gegend wurden eingeladen. Rosa mußte in einem ihrem Stande angemessenen Puze erscheinen; sie war in Seide gekleidet und mit Edelsteinen geschmükt. Die fremden Herren und Frauen lobten die Schönheit und den Puz des Fräuleins über die Maßen, und sagten ihr viele Schmeicheleien, die Rosa nicht ungern vernahm. Als die vornehmen Gäste fort waren, sprach die Mutter zu Rosa: „Die Worte, die diese Herren und Frauen dir sagten, haben mich recht betrübt! So wußten sie denn nichts an dir zu loben, als diese glänzenden Flittern, die dir nur angeheftet sind, und die du jezt wieder ablegst? Dem Seidenweber und dem Steinschleifer galten ihre Lobsprüche, nicht dir. Nur deine Gestalt rühmten sie, die nicht dein Verdienst ist, deren Schönheit bald vergeht, die einst in Staub zerfallen wird. Ach mein Gott, wenn sonst an dir nichts lobenswürdig wäre, so wäre ich wohl eine recht unglükliche Mutter! O meine liebe, gute Rosa, trachte doch nach solchen Eigenschaften, die die wahrhaft zur Ehre gereichen.“ Die Mutter ordnete ihren Schmuk traurig in das zierliche Schmukkästchen. „Ach, sagte sie, was sind diese Kleinodien gegen ein edles Herz? Diese Dinge können mich nicht glüklich machen. Wenn man mich einst zu Grabe tragen wird, so bleibt dieses Kästchen hier stehen. Edle Gesinnungen und Thaten allein sind die rechten Edelsteine, die in jener Welt noch einen Werth haben.“

Mehr als alles aber, was Mathilde sagen konnte, Rosa gut zu erziehen, wirkte ihr eigenes schönes Beispiel. Das ganze Betragen der Mutter war gleichsam ein heller, reiner Spiegel, in dem es die Tochter den ganzen Tag vor Augen sah, wie sie beschaffen sein sollte, und was sie werden müsse. Die Mutter war so bescheiden, so sanft, so sittsam, daß ihr Benehmen beständig eine stillschweigende Lobrede auf diese Tugenden war. Sie sprach nie ruhmredig von sich selbst. Keinen Menschen ließ sie ihren Vorzug an Rang, Reichthum und Einsichten empfinden. Ihr mildes, freundliches Angesicht ward nie von Zorn entstellt. Nie redete sie Uebels von Anderen; nie kamen ta-

delsüchtige oder tadelnswürdige Worte aus ihrem Munde. Vorzüglich aber machten ihre Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit auf das Herz der Tochter einen solchen Eindruk, daß derselbe in ihrem ganzen Leben hindurch nicht mehr erlosch.

In der Burg befand sich eine alterthümliche Kapelle, mit farbig bemahlten Fenstern. Hier kniete die fromme Mutter öfter mit einer Ehrerbietigkeit, einer Innigkeit vor dem Altar, daß man es ihr ansah, sie sei ganz in Gott versunken, und daß ihr Angesicht wie verklärt ward. Die betende Mutter war für Rosa ein himmlischer Anblik, und erhob auch ihr Herz zum Himmel. Rosa sah es hier mit Augen und fühlte es tief im Herzen: „Die edelste und seligste aller Empfindungen sei — die wahre Andacht.“ Ein ganzes, weitläufiges Buch hätte sie nicht so klar und so anschaulich davon überzeugen können.

Mathilde nahm sich der Kranken, der Leidenden und Bedrängten aller Art sehr thätig an. Einmal war in dem Dorfe, unten am Berge, eine arme Tagwerkerin, die Mutter von sieben unerzogenen Kindern, sehr gefährlich krank geworden. Da war es der edlen Frau nicht zu viel, den hohen Schloßberg hinab zu steigen, die arme Kranke unter dem niedrigen Strohdache zu besuchen, sich nach ihren Umständen zu erkundigen, alles Dienliche anzuordnen, und ihr, um ihr Muth zum Einnehmen zu machen, die Arznei wohl selbst zu reichen. Sie wiederholte den Besuch täglich, und Rosa mußte sie begleiten, damit sie bei Zeiten mit dem menschlichen Elende bekannt würde, und lernen möge, es Andern zu erleichtern, und auch sich selbst einmal um so leichter darein zu finden. Als Mathilde eines Tages wieder an das dürftige Krankenlager kam, und erklärte, daß die Kranke nun außer Gefahr sei, als jezt alle sieben Kinder, der bekümmerte Vater und selbst die kranke Mutter in Freudenthränen ausbrachen, als der Vater die Kinder ermahnte, der gnädigen Frau, die der Mutter das Leben rettete, auf den Knieen zu danken; als er im Uebermaße der Empfindung selbst weinend auf die Knie niederfiel; als die Kinder die Hand und das Kleid ihrer Wohlthäterin küßten — da ward Rosa so gerührt, daß sie

selbst mit weinte, sich glüklich schäzte, eine so gute Mutter zu haben, und es in ihrem Herzen Gott heilig angelobte, in ihre Fußstapfen zu treten.

Eine so gute Erziehung konnte nicht ohne gute Früchte bleiben. Rosa ward recht das Bild jeder jungfräulichen Tugend. Sie war die lautere Liebe gegen Gott, gegen ihre Eltern, gegen alle Menschen. Ihre Bescheidenheit, ihre Sittsamkeit, ihr sanftes Wesen, ihr frommer, reiner Sinn veredelte und verschönerte ihr holdes Angesicht. Einfach und rein, wie ihr Sinn, war ihre Kleidung von selbst gesponnener und selbst gebleichter Leinwand: ein paar blaue Kornblumen oder eine Rosenkette zu dem blendendweißen Kleide, war ihr liebster Schmuk. Allein ihre schuldlosen, freundlichen Augen waren schöner blau als die Kornblumen, und die Farbe der Unschuld, auf ihren blühenden Wangen beschämte das Roth der aufbrechenden Rosenknospe. Wer sie nur sah, sagte: „Rosa von Tannenburg ist wohl das schönste Fräulein von ganz Schwaben, allein ihre Tugend macht sie noch unendlich liebenswürdiger, als sie wegen ihrer Schönheit es ist.“

Zweites Kapitel.

Rosa verliert ihre Mutter.

Ach, daß die gute Rosa des Glükes, eine so vortreffliche Mutter zu haben, nicht länger genießen konnte! Rosa war etwa vierzehn Jahre alt — da wurde die Mutter plözlich sehr krank. Sie fühlte die Gefahr, und verhehlte sie ihrer Tochter nicht. Ritter Edelbert war zu Felde gezogen. Sie sprach daher zu Rosa: „Liebste Rosa, schike doch sogleich einen reitenden Boten an deinen Vater. Ich möchte ihn in dieser Welt noch einmal sehen! und dann — laß den frommen Abt Norbert rufen! er hat mich getauft — und mich bei dem Eintritte in dieses Leben Gott geweiht und geheiligt. Er wird mir bei dem Austritte aus diesem Leben seinen Beistand nicht versagen, mich sanft hinüber zu geleiten in jenes bessere Leben — hinüber, zu meinem Schöpfer und mei-

nem Erlöser! — Es wäre wohl zu spät, fuhr sie fort, wenn ich mich erst jezt auf den Tod vorbereiten wollte. Das ganze Erdenleben soll ja eine Vorbereitung auf jenes im Himmel sein. Dazu sind wir in der Welt. Indeß kann ein Mensch in diesen wichtigen Augenbliken wohl nichts Besseres thun, als sie Gott widmen, sich noch einmal, auch wegen der kleinsten Fehler, mit ihm aussöhnen, und sich nach Anordnung der Kirche mit Ihm vereinigen.“ Der fromme Abt, ein liebenswürdiger, freundlicher Greis, erschien. Mathilde redete eine Zeitlang allein mit ihm. Sie empfing aus seiner Hand das Brod des Lebens. Die Flamme ihrer Andacht ergriff auch das Herz der guten Rosa und milderte ihren unaussprechlichen Schmerz. Der ehrwürdige Abt betete der Kranken vor. Er sprach mit einer Kraft, mit einer Ueberzeugung von dem ewigen Leben, daß Rosa von ganzem Herzen wünschte, sogleich mit ihrer Mutter zu sterben.

Rose blieb — voll Andacht, Liebe und Mitleid, gleich einem dienenden Engel, immer an dem Krankenbette der Mutter. Ritter Edelbert kam nach etlichen Tagen spät in der Nacht an. Rosa eilte ihm entgegen. Sie begrüßte ihn, als sie ihm unten an der steinernen Wendeltreppe begegnete, mit einem Strome von Thränen. Tief betrübt trat der Ritter an das Krankenbett. Er erschrak, seine innigstgeliebte Gemahlin so blaß und verändert zu finden. Sein Schreken löste sich endlich in Thränen auf. Rosa stand schluchzend an der andern Seite des Bettes. Die todtkranke Frau bot ihrem theuren Gemahl mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit lächelnd die Hand; die andere reichte sie ihrer Tochter. „Liebster Edelbert! liebste Rosa! sagte sie mit schwacher Stimme, mein Stündlein ist da. Ich werde die aufgehende Sonne nicht mehr sehen. Aber weinet nicht! Ich bekomme es ja besser dort oben, in dem Hause unseres himmlischen Vaters, wo viel Wohnungen sind. Laßt euch segnen; ich gehe jezt nur in ein anderes Wohnzimmer. Ich bin darum nicht für euch verloren. Wir sehen uns bald wieder — und werden dann nie mehr von einander schei-

den." Sie schwieg — die Schwäche gestattete ihr nicht, weiter zu reden.

„Lieber Edelbert! sprach sie über eine Weile wieder, sieh da unsere Tochter! — Nie habe ich dir ein gemaltes Bild von mir gegeben. „Sieh, unsere geliebte Tochter, mein lebendiges Ebenbild, sei dir ein besseres Andenken an mich, ja das beste, das ich dir zurüklassen kann. Dir übergebe ich sie jezt in meinen lezten Augenbliken — wie vor Gottes Angesicht! Ich suchte sie fromm und christlich zu erziehen — vollende du jezt diese Erziehung! Verbessere, was ich etwa versah! Wende alle Liebe, die du mir erwiesen hast, und für die ich dir jezt noch sterbend danke, ihr zu!"

„Und du, liebste Rosa! fuhr sie fort, du hast mir viele Freude gemacht — — du hast mich nie betrübt — du warst mir eine gute Tochter! Dieß Zeugniß muß ich dir noch in der Stunde meines Todes geben. O bleibe fromm, unschuldig, gut — liebe Gott — halte dich an unsern göttlichen Erlöser — thu', was Er uns lehrt — thu nie etwas Böses! — ehre und liebe deinen guten Vater. Ach, er ist im Kriege immer so vielen Gefahren ausgesezt. Sollte er einmal verwundet nach Hause gebracht werden, so vertritt meine Stelle bei ihm. Sei ihm einst in den Tagen des Alters eine liebevolle Verpflegerin, da ich es nicht sein kann. Bleibe ihm eine gute Tochter — und lebe wohl!"

„O Gott, sprach sie noch mit einem frommen Blik zum Himmel, bewahre du sie vor dem Bösen, und erhalte sie im Guten! Erhöre mein leztes Gebet, das heiße Flehen eines Mutterherzen, das jezt bricht, und laß mich sie dort im Himmel wiedersehen!"

Vater und Tochter zerflossen in Thränen. Die fromme Sterbende fügte die Hand ihres Gemahls und die Hand ihrer Tochter zusammen und hielt sie zwischen ihren erkaltenden Händen. „Wir drei, sagte sie, waren immer ein Herz und ein Sinn in dieser Welt, wir werden es mit Gottes Hülfe auch in jener sein. Der Tod kann unserer Liebe nichts anhaben. Wir werden in dem Himmel ewig leben und uns ewig lieben."

Sie blikte ihren Gemahl und ihre Tochter mit der Heiterkeit eines Engels an. In ihrem Angesichte schimmerten schon die Strahlen ihrer nahen Verklärung. „Gott, sprach sie, gewährt mir einen großen Trost und eine große Freudigkeit in diesen lezten Augenbliken. Ihm sei Dank! — O meine Rosa, wie freue ich mich, daß du an mir siehst, wie getrost und selig diejenigen sterben können, die an Gott, an Christus und an das ewige Leben glauben. Christus läßt es denjenigen, die an Ihn glauben, nicht an Trost fehlen; wo sie ihn gerade am nöthigsten haben. Ich achte den Tod für nichts; ich bin in der Hoffnung des ewigen Lebens schon selig.“

Sie richtete jezt ihre Blike auf ein schönes Gemählde des sterbenden Erlösers, das ihr gegenüber an der Wand hing. Sie faltete die Hände und sagte noch mit leiser, fast unvernehmbarer Stimme: „Wie Du, mein Erlöser, Deinen Geist in die Hände Deines Vaters empfohlen hast, so empfehle ich meinen Geist in Deine Hände.“ Sie schwieg — sie wurde blasser — ihre Augen starrten — sie verschied. Rosa war vor Jammer sprachlos. Edelbert sagte schluchzend: „Sie lebte und starb wie eine Heilige! Sie hat nun überwunden. Gott nehme uns einmal auch so sanft zu sich, und führe uns mit ihr dort oben wieder zusammen!“

Die Trauer des guten Edelberts und der betrübten Rosa in dieser Nacht, den folgenden Tag, und bei dem Leichenbegängnisse war unbeschreiblich. Die ganze Gegend weit und breit trauerte mit ihnen. In jedem Hause, jeder Hütte ihrer Unterthanen, war ein Jammer, als wäre ihnen die eigene Mutter gestorben. Der ehrwürdige Abt bestattete die Leiche zur Erde. Er fing an, zu der unzähligen Menge von Menschen, die sich bei dem Leichenbegängnisse eingefunden hatte, zu reden. Das allgemeine Schluchzen wurde bald so laut, daß man die Stimme des Greises nicht weiter vernahm. Er selbst brach in Thränen aus. Er winkte mit der Hand, stille zu sein, und sagte nichts mehr, als die Worte: „Wo die Thränen so laut sprechen, muß ich schweigen! Laßt uns so leben, daß auch an unserem Grabe dankbare

Thränen fließen! Laßt uns hier reichlich aussäen, wie die Verklärte — so werden wir dort auch reichlich einärndten!" — —

Drittes Kapitel.

Rosa verpflegt ihren Vater.

Ritter Edelbert war wieder in den Krieg gezogen; allein eines Tages im Herbste kam er, am rechten Arme schwer verwundet, zurük auf seine Burg. Rosa war sehr bestürzt, und empfand das zärtlichste Mitleid mit dem geliebten Vater. Sie wich nimmer von seinem Bette. Sie bereitete und brachte ihm alle Speisen. Sie half bei dem Verbande der Wunde. Und da der Arm nun sehr langsam besser wurde, und Edelbert oft mißmuthig an dem Kaminfeuer saß, daß er seine Pflicht als Rittersmann nicht erfüllen und dem Herzoge nicht beistehen könne, so wußte nur Rose ihn zu erheitern. Sie sezte sich mit ihrer Strikrahme oder dem Spinnroken zu ihm. Sie redete von ihrer seligen Mutter, und erzählte so manche weise Worte, so manche edle Handlungen von ihr, die dem Vater noch nicht bekannt waren. Sie fragte nach diesem oder jenem Umstande aus der Geschichte seiner ritterlichen Thaten. Sie beredete ihn, den silbernen Becher, den er noch vom Ahnherrn, dem Vater ihrer Mutter, zum Geschenke bekommen hatte, wenigstens dem Ahnherrn zu lieb, noch einmal füllen zu lassen. Der Ritter kam unbemerkt ins Gespräch, sein Mißmuth verschwand. Viele Stunden des traurigen Winters vergingen ihm wie Augenblike.

In den ersten Tagen des Frühlings kam ein sehr edler Ritter auf Edelberts Burg an, und forderte ihn auf, mit dem Herzog wieder zu Felde zu ziehen, Edelbert fühlte zu seiner großen Betrübniß seinen Arm noch zu schwach, Schwert und Lanze zu führen. Indeß berief er sogleich seine Dienstleute auf seine Burg, sie dem Herzog zu Hülfe zu schiken. Er bewirthete sie drei Tage. An dem Morgen des vierten Tages, der zum Aufbruche

bestimmt war, versammelte er sie in dem großen Rittersale der Burg. Ritterlich gekleidet und mit einer goldenen Kette geziert, jedoch ohne Harnisch, dessen eherne Armschienen sein wunder Arm noch nicht ertragen konnte, trat er in ihre Mitte, übergab sie feierlich der Führung des fremdem Ritters, und ermunterte sie zur Tapferkeit und guten Mannszucht. „Seid gegen den Feind tapfer wie ein Löwe; gegen den friedlichen Landmann aber sanft wie ein Lamm!“ sagte er unter Anderem. Mit Thränen in den Augen sah er von den Fenstern der Burg dem Zuge nach, bis derselbe in dem nächsten Walde verschwand. Vergebens suchte er sich den Tag hindurch aufzuheitern; seine stille Burg schien ihm, nach dem Abzuge seiner treuen Kriegsgefährten, einsam und verödet. Traurig sezte er sich nach dem Abendessen an das Kaminfeuer. Der Abend war kalt und schauerlich. Ein fürchterlicher Sturm sauste um die Thüre der Burg, und der Regen schlug an die Fenster der Stube, daß sie klirrten. Rosa legte mehr Holz an das Feuer, brachte ihrem Vater in dem silbernen Becher seinen Abendtrunk, sezte sich zu ihm und sagte: „Lieber Vater! erzähle mir doch einmal die Geschichte des wakern Köhlers, der dich diesen Nachmittag besuchte. Ich weiß wohl davon. Er wohnte ja ehemals auf unserer Burg, und die kleine Agnes war die Gespielin meiner Kindheit. Allein ich möchte die Geschichte doch einmal recht ausführlich hören.“

„Die Geschichte meines braven Burkhards? rief der Ritter. O recht gern! der gute Mann besuchte mich wohl nicht ohne Ursache gerade an dem heutigen Tage. Er wußte wohl, wie es mir zu Muthe war, so allein zurükbleiben zu müssen. Er hat das auch erfahren. Er war einst gar ein tapferer Krieger, der mich auf vielen Zügen begleitete.“

„Doch — bevor ich von dem wakern Burkhard erzählen kann, muß ich dir erst Einiges von dem Ritter Kunerich von Fichtenburg sagen. Die prächtige Burgfeste Fichtenburg ist dir zwar nicht unbekannt; wir sehen ja von den Fenstern unsers Saales ihre Thürme in weiter Ferne aus dunkeln Fichtenwaldungen hervorragen: allein

den Ritter selbst hast du noch niemals gesehen, denn er war von jeher sehr feindselig gegen mich gesinnt, und hat mich noch niemals besucht. Sein Haß gegen mich entspann sich schon sehr frühe. Wir waren beide in unserm zarten Alter als Edelknaben an den Hof des Herzogs gekommen. Kunerich war als Knabe schon sehr eigensinnig, aufbrausend und ruhmredig, und deßhalb bei dem Herzoge nicht sehr beliebt, und da haßte und beneidete er mich, weil ich ihm vorgezogen wurde. Als wir beide wehrhaft gemacht waren und auf einem Turnier, das der Herzog dem jungen Adel gab, unsere Geschiklichkeit in Führung des Schwertes und der Lanze das erste Mal öffentlich zeigen mußten, erhielt ich den ersten Preis, ein Schwert mit einem goldenen Griffe, das mir deine selige Mutter, die damals das schönste und sittsamste Fräulein an dem herzoglichen Hofe war, im Angesichte der schwäbischen Ritterschaft auf einem Purpurkissen überreichte; Kunerich hingegen erhielt den lezten Preis, ein Paar silberne Sporen. Von dieser Zeit an haßte er mich noch mehr, und konnte mich gar nicht mehr gerade ansehen. Aufs höchste aber stieg sein Haß gegen mich, als der Kaiser, wie du weißt, mir nach jener großen Schlacht dieses goldene Ehrenzeichen hier umhängte, dem Ritter Kunerich aber, durch dessen Unbesonnenheit und Ungestüm die Schlacht beinahe verloren gegangen wäre, einen derben Verweis gab."

„Der wakere Burkhard hatte nun als mein Lehensmann und Kriegsgefährte ein kleines Gütlein inne, das an der Gränze meines Gebietes liegt, und an Kunerichs Waldungen anstößt. Allein Ritter Kunerich war meinem guten Burkhard ein sehr böser Nachbar. Er unterhielt in seinem Gebiete eine Menge Wild. Die Hirsche kamen häufig über die Gränze und verheerten des guten Burkhards Aker; die Wildschweine zerwühlten seine schönen Wiesen. Ich gab dem wakern Manne den Auftrag, sie ohne weiteres niederzuschießen, und sie mir einzuliefern; indem alles Wild, das auf meinem Grund und Boden erlegt würde, von Rechtswegen mir gehöre. Einmal nun ritt ich Abends mit meinen Leuten von der Jagd heim.

Die Sonne war bereits untergegangen, und das Abendroth blikte freundlich durch die Tannen. Da kam auf einmal des ehrlichen Burkhards Weib mit zerstreuten Haaren, lautjammernd mir entgegen, fiel auf die Knie nieder, und flehte mich mit gerungenen Händen um Hülfe an, Sie hatte ihre kleine Agnes mitgebracht; das Kind kniete neben der Mutter und erhob zitternd und weinend die kleine Händchen. Der Anblik ging mir durch die Seele. Ich stieg ab, und ließ mir erzählen, was sich begeben."

„Die Geschichte war diese: Der gute Burkhard, sein Weib Gertraud und die kleine Agnes hatten unter dem Baume vor ihrer Hausthüre zu Nacht gegessen und an nichts Böses gedacht — da überfiel sie plözlich Ritter Kunerich, von mehreren bewaffneten Knechten zu Pferd und zu Fuß begleitet. Die Knechte ergriffen den guten Burkhard, banden ihm die Hände auf den Rüken, warfen ihn auf einen Karren, und führten ihn fort. Dieß that Kunerich, weil Burkhard kürzlich an der Gränze, aber auf unserm Grund und Boden, einen Hirsch erlegt, und ihn nach Tannenburg geliefert hatte. Der aufgebrachte Kunerich hatte geschworen, er wolle den boshaften Wilddieb, wie er den ehrlichen Burkhard nannte, in dem fürchterlichsten Kerker zu Fichtenburg unter Kröten und Unken verschmachten lassen."

„Er soll frei werden, sagte ich dem Weibe, und sollte ich das ganze Raubnest darüber zerstören müssen. Sei nur getrost und geh einstweilen mit deinem Kinde auf meine Burg."

„Ich machte mich augenbliklich mit meinen Knechten auf den Weg, ihm seinen Raub, wo möglich, noch abzujagen, ehe er damit seine Burg erreichte. Ich schikte einige Reitersknechte auf Kundschaft aus, nannte ihnen einen Plaz, wo wir wieder zusammen kommen wollten, und ritt im scharfen Trab Fichtenburg zu. Die Knechte brachten mir bald Nachricht: Kunerich size mit seinen Leuten in der Mühle im Föhrengrunde und zeche; der Karren mit dem armen Burkhard stehe vor der Thüre. Ich fand, daß ich mit meinen Leuten auf dem Wege zu Kunerichs Burg schon einen guten Vorsprung hatte. Wir hielten daher an ei=

nem bequemen Plaz im Walde, wo der Zug vorbei mußte. Sie kamen endlich, keine Gefahr ahnend, gutes Muthes und mit großem Gelärme. Plözlich, wie ein Bliz vom klaren Himmel, überfielen wir die Räuber. Der Vollmond, der eben aufgegangen war, übernahm das Geschäft, uns bei dieser Arbeit zu leuchten. Da Kunerich auf den Ueberfall nicht gefaßt war, und überdieß zu viel getrunken hatte, focht er sehr schlecht, und nahm nach einer kurzen Gegenwehr mit seinen Leuten die Flucht. Ich hätte ihn wohl fangen können, allein ich hatte Mitleid mit ihm und ließ ihn entrinnen. Gottlob es kam bei dem Gefechte niemand ums Leben; nur mit feindlichen Waffen war der Boden bestreut."

„Wir banden nun den Mann auf dem Karren los, luden anstatt seiner die eroberten Waffen auf, gaben ihm ein Pferd, das im Getümmel einen feindlichen Reiter abgeworfen hatte, und zogen freudig nach Hause. Was sein Weib und seine kleine Tochter für eine Freude hatten, als wir zum Burgthore hinein ritten und sie den Burkhard mir zur Seite reiten sahen, läßt sich gar nicht beschreiben! und doch war meine Freude noch größer. O es ist ein seliges Gefühl, Andere aus der Noth errettet zu haben!"

„Ich wies den guten Leuten ein Pläzchen in unserer Burg an, damit sie vor Kunerichs Rache sicher wären. Späterhin wurde Burkhard im Kriege verwundet und konnte keine Kriegsdienste mehr leisten. Indeß war er nicht zu aller Arbeit unbrauchbar geworden, und wollte deßhalb sein Stükchen Brod nicht müßig verzehren. Er machte in der wildesten Gegend des Waldes ein kleines verborgenes Thälchen ausfindig, wo er sich anzusiedeln wünschte. Ich ließ ihm dort ein hübsches Haus bauen. Er brach ein Stük Boden zu einem Akerfeld um, das ihm Brod giebt, und treibt mit meiner Bewilligung nebenzu das Kohlenbrennen. Die Gegend, wo er wohnt, wird fast nie von Menschen besucht, und Ruß und Kohlenstaub machen überdieß sein sonst blühendes Angesicht fast unkenntlich. So glaubte er sich vor Kunerichs Nachstellungen sicher

genug, und wurde seitdem auch nicht im geringsten beunruhiget."

Dieser Geschichte fügte Ritter Edelbert noch einige Beispiele von Burkhards Tapferkeit und Treue bei, so daß die Erzählung bis spät in die Nacht währte. Rosa hatte so aufmerksam zugehört, daß der Becher ihres Vaters schon lange leer stand, und daß es ihr sogar außer Acht gekommen war, neues Holz an das Feuer zu legen.

Da erhob sich plözlich in der Burg ein furchtbarer Lärm. Die gewölbten Gänge widerhallten vom Geklirre von Waffen und dem Geschreie streitender Männer. Mehrere Fußtritte näherten sich der Wohnstube, in der sich Edelbert und seine Tochter befanden. Der Ritter sprang auf, und blikte nach Waffen umher; Rosa riegelte eilends die Thüre. Allein mit einem fürchterlichen Stoße wurde die Thüre aufgesprengt und ein geharaischter Mann, begleitet von mehreren Bewaffneten, trat herein.

„Nun, Edelbert! — sprach er mit blizenden Augen und mit donnernder Stimme — ist die Stunde der Rache gekommen. Ich bin Kunerich, dem du so oft zuwider gehandelt und ihn so oft beleidiget hast. Nun sollst du mir dafür büßen." Er wandte sich hierauf zu seinen Kriegsknechten und rief: „Schlaget ihn in Ketten und bewacht ihn, bis wir aufbrechen; das schauerlichste Gefängniß zu Fichtenburg soll von nun an seine Wohnung sein. Diese Burg hier ist jezt mein! Was von Rüstungen und Waffen, Kleidern und Kostbarkeiten mir anständig ist, will ich mir jezt aussuchen. Alsdann mögt ihr zum Lohne eurer Tapferkeit die ganze Burg rein ausplündern, während ich mir bei einem Krug alten Weines gütlich thue. Macht hurtig! in drei Stunden ziehen wir von dannen."

Rosa warf sich dem grausamen Ritter weinend zu Füßen und flehte um Erbarmen für ihren Vater. Der Wütherich stieß sie von sich, und ging, ohne weiter auf sie zu achten, mit stolzen Schritten zur Thüre hinaus. Edelbert wurde gefesselt und zwei Kriegsknechte hielten vor der Thür Wache.

Kunerich hatte den Augenblik, da Edelbert seine tapfere Rechte nicht gebrauchen konnte, für den günstigsten

erhalten, seine glühende Rache in helle Flammen ausbrechen zu lassen. Er hatte überdieß noch so lange zugewartet, bis Edelberts tapferste Krieger mit dem Herzog zu Felde gezogen waren, und ihn also nicht schüzen konnten. Unter Edelberts wenigen Leuten, die der Burg zur Besazung dienten, hatte er einen feigen, wenig nüzen Kriegsknecht, den Edelbert nur aus Barmherzigkeit beibehielt, durch Geld gewonnen. Dieser hatte ihm Nachts ein geheimes, von Felsentrümmern und Dorngesträuch verstecktes Pförtchen geöffnet, das durch einen unterirdischen Gang in das Schloß führte. Die übrigen Kriegsknechte hatten die eindringenden Feinde zu spät bemerkt, und wurden Troz alles Widerstandes in wenigen Augenbliken überwältigt und zu Boden geworfen. So kam es, daß Kunerich so plözlich in Edelberts Wohnstube eindringen, und ihn in Mitte seiner Burg zum Gefangenen machen konnte.

Viertes Kapitel.

Rosa wird von ihrem Vater getrennt.

Edelbert saß in seinen Ketten traurig an dem erlöschenden Kaminfeuer. Rosa kniete weinend, jammernd und betend bei ihm. Sie rang die Hände, und ihre Loken flogen zerstreut umher. Sie war wie betäubt. Sie blikte mit ihren thränenvollen Augen zu ihrem Vater auf. Es war ihr nicht anders, als sähe sie bei dem röthlichen Scheine der ersterbenden Glut bloß sein Bild im Traume. Durch das ganze Schloß hin hallte der wilde Lärm der plündernden und zechenden Feinde. In der Stube war es aber so stille und düster, wie in einer Todtengruft, die nur von einer schwachen, trüben Lampe erhellt ist. Nur Rosa seufzte zuweilen schwer auf, und rief wehmüthig: „Die Hand, die so oft die Unschuld rettete, zu fesseln! — Sogar den verwundeten Arm in Ketten zu schlagen! — O Gott, hilf Du!“ Dann schwieg sie wieder und konnte nichts als schluchzen.

Edelbert brach endlich das Stillschweigen. „Fasse

dich, liebes Kind, sprach er, und trokne deine Thränen! Dieses Leiden hat Gott gesendet. Laß uns seine Hand küssen, auch wenn sie uns schlägt. Er thut nur weh, um wohl zu thun. Er wird auch diesen harten Schlag zu unserem Besten lenken. Wir sind in Gottes Hand; gegen seinen Willen kann uns nichts geschehen. Sogar unsere Feinde können nichts — als an unserem Besten mitarbeiten. Im Vertrauen auf Gott wollen wir also fest stehen. Ja ich glaube, mein Wohl steht jezt fester gegründet, als vorhin. Vorhin traute ich zu viel auf die Gnade des Kaisers und auf die Gunst des Herzogs. Allein diese haben jezt mit sich selbst zu thun, und können sich kaum ihrer mächtigen Feinde erwehren. Ich verließ mich wohl gar auf Stein und Eisen, auf Mauern und Riegel; jezt verlasse ich mich auf Gott allein. Er sei von nun an mein einziger liebreicher und treuer Beschüzer und meine feste Burg."

„Wir werden nun bald scheiden müssen, liebste Tochter! sagte er nach einer Weile, und umschlang sie mit seinem linken Arme, weil der rechte Arm mit der schweren Kette beladen war, und die Wunde davon ihn aufs neue sehr schmerzte.

„O rede doch nicht vom Scheiden, liebster Vater! rief Rosa, ihm um den Hals fallend. Aus deinen Armen sollen sie mich nicht reißen! Ich gehe mit dir in das Gefängniß und in den Tod."

„Nein, liebe Rosa, sprach der Vater ruhig, das wird Kunerich nie zugeben, daß du bei mir bleibest. Diesen Trost gönnt er mir nicht. Noch einmal, wir müssen scheiden! Höre aber jezt meinen Rath: Auf dich achtet wegen deines zarten Alters wohl niemand sonderlich; suche also aus dem Schlosse zu entkommen, damit du dein Leben nicht etwa gleich einer Sklavin in schmählicher Dienstbarkeit zubringen müssest. Einer oder der andere meiner Diener wird dir zur Flucht behülflich sein."

„Dieses Schloß und alles, was darin ist, nimmt nun Kunerich in Besiz. Du bist jezt aus einem Ritterfräulein ein sehr, sehr armes Mädchen geworden, ärmer als das geringste Söldnermädchen in meiner Herrschaft.

Doch, obwohl man dich jezt, wie du gehst und stehst, aus deiner väterlichen Wohnung verstößt, und du von deinem mütterlichen Erbe und dem reichen Schmuke deiner Mutter nicht eines Hellers Werth erhalten wirst, so verzage darum nicht. Zeitliche Güter verdienen es nicht, daß wir uns über ihren Verlust betrüben. Wir können sie nicht einmal mit Wahrheit unser nennen. Du erfährst es eben jezt, wie leicht sie uns können genommen werden. Und behielten wir sie auch die kurze Zeit unsers Lebens, so raubte sie uns doch der Tod einst alle gewiß. Es giebt noch edlere Schäze, liebes Kind, die uns kein Schiksal und kein Tod rauben kann, gegen die Gold, Perlen und Edelsteine nichts sind — ich meine Frömmigkeit, Fleiß, Keuschheit, Sanftmuth. Diese und ähnliche Tugenden waren der größte Reichthum und der schönste Schmuk deiner Mutter. Wenn dir nur dieses Erbtheil deiner Mutter bleibt, dann bist du reich genug!"

„Hast du dich aus der Burg gerettet, so suche unsern guten Kohlenbrenner, den ehrlichen Burkhard, auf. Er und sein frommes Weib werden für dich sorgen. Da kannst du in stiller Verborgenheit leben, bis er dich auf der Burg eines meiner Freunde unterbringt. Und solltest du auch Jahre lang bei ihm bleiben, ja dein ganzes Leben unter seinem niedrigen Dache zubringen müssen, so laß es deinen Trost sein; daß man auch in einer Hütte — und in einer Hütte oft noch leichter, als in einem Schlosse — zufrieden leben und selig sterben kann. Und das ist am Ende doch das Beste."

„Schäme dich deßhalb der ländlichen Arbeiten nicht. Die Schwielen an den Fingern der fleißigen Hand verdienen mehr Achtung, als die Edelsteine und Perlen an müßigen Händen. O wie gut kommt es dir jezt, daß deine selige Mutter dich an Arbeitsamkeit gewöhnte und dich dein Glük nicht in eitlem Puze, köstlichen Speisen und rauschenden Lustbarkeiten suchen lehrte."

„Mit fleißiger Arbeit vereine frommes Gebet. Wir sind Leib und Seele. Der Leib soll arbeiten; der Geist sich zu Gott erheben. Arbeit gewinnt Brod für den Leib; Gebet nährt die Seele. Wenn du also auch die

Sichel in die Hand nehmen mußt, so habe Gott im Herzen. Stetes Andenken an Gott kann auch die geringsten Arbeiten veredeln, und gleichsam Spinnrad und Sichel in Gold verwandeln."

„Vor allem bewahre deine Unschuld. Fliehe Menschen, die solche Reden führen, daß du darüber erröthen mußt. Ich kann nicht mehr auf dich Acht haben und nicht mehr dein guter Engel sein. Sei es also selbst! Denk, daß Gott dich überall sieht und daß Er auch in das Herz blikt. Thue also nie Böses — ja denke nicht einmal etwas Böses."

„Um mich sei unbesorgt. Bete für mich und laß den lieben Gott sorgen. Ich weiß gewiß, Er verläßt mich nicht. Dein frommes Gebet wird nicht unerhört bleiben. So hart mein Schiksal sein mag, Gott kann es mir leicht machen. Eiserne Thüren und Riegel halten Ihn nicht ab. Gott ist überall, nur im Herzen des Bösewichts nicht. Er wird auch in dem Kerker mit mir sein. Vertrau auf Ihn, wie ich auf Ihn vertraue — auf Ihn, den einzigen Freund, der uns nie verläßt."

„Gott wird, wie ich es getrost hoffe, mich einst wieder aus der Gefangenschaft befreien. Sollte es aber das lezte Mal sein, daß du, liebste Tochter, das Angesicht deines Vaters siehest, und sollte ich Lebenslang im Kerker schmachten müssen — so laß mir nur den Trost, daß ich in meinem Elende denken könne: Meine Rosa vergißt die Ermahnungen ihres Vaters nicht — sie tritt in die Fußstapfen ihrer frommen Mutter ein, sie ist ihrer Eltern und gottseligen Voreltern werth. Und sollte denn auch in dem düstern, einsamen Kerker die Todesstunde für mich anbrechen, kein Auge mich sterben sehen, kein Ohr meine lezten Seufzer hören, keine freundliche Hand mir die Augen sanft zudrüken, so bleibe mir doch im Tode der Trost: Ich lasse eine gute Tochter zurük — oder vielmehr — ich lasse sie nicht zurük, sie wird mir nachfolgen in den Himmel!"

„Die lezten Worte deiner verklärten Mutter, die auch meine lezten Worte sein würden, wenn du bei meinem Tode zugegen wärest, wiederhole ich dir jezt: „Bleibe

fromm, unschuldig, gut; liebe Gott; halte dich an unsern göttlichen Erlöser; thu' nie etwas Böses. Wenn du hören solltest, der Tod habe meine Ketten auf immer gelöst, so denke, jene lezten Worte meiner Mutter waren auch die lezten, die mein Vater mir bei dem Abschiede sagte! Befolge diese Worte, so wird Gott, der aus unerforschlichen, aber gewiß weisen und liebevollen Absichten, dir schon früher deine Mutter nahm, und dir jezt auch deinen Vater nimmt, uns alle drei im Himmel wieder vereinigen."

„Und sieh da — da habe ich heute eben die goldene Denkmünze an der goldenen Kette umgehängt, die ich ehemals aus der Hand des Kaisers erhielt. Ich habe sie, als vorhin die Feinde zur Thüre herein kamen, hier unter meinem Kleide verborgen. Ach, ich kann sie ohne Schmerz nicht ansehen! Wie unbeständig ist doch alles Glük auf Erden! Ehemals hat mich der Kaiser mit dieser goldenen Kette beehrt; jezt muß ich, gleich einem Uebelthäter, diese eiserne Kette tragen."

„Nimm dieses goldene Ehrenzeichen indessen zum Andenken an mich! Verkauf es nicht, auch nicht in der größten Noth. Es kann, wenn ich einmal nicht mehr lebe, für dich von Wichtigkeit sein. Du kannst dadurch vielleicht einst beweisen, daß du aus dem edlen Geschlechte der von Tannenburg bist."

„Die schönen Sinnbilder und die tröstlichen Worte auf der goldenen Denkmünze sind mehr werth, als das Gold, aus dem die Münze geprägt ist."

„Sieh, das Auge Gottes von Strahlen umgeben auf der einen Seite, mit der Umschrift: „Wenn Gott für uns, wer wider uns!" erinnere dich daran, daß Gottes Auge uns überall sieht, und immer über uns wacht, und daß diejenigen, die alles wie vor Gottes Augen thun nnd sich vor Sünden rein bewahren, nichts zu fürchten haben."

„Das Kreuz im Strahlenkranze auf der andern Seite, mit den Worten: „In diesem überwinde;" erinnere dich stets an die Liebe Desjenigen, der für uns am Kreuze starb. Wir Menschen alle haben in dieser

Welt zu streiten und zu leiden. Im Glauben an den Gekreuzigten aber, im treuen Gehorsam gegen seine heiligen Gebote, in Liebe und Geduld, nach seinem schönen Beispiele, im Vertrauen auf seine allmächtige Gnade, in der Hoffnung auf seine Verheißungen können wir alles Böse überwinden und alles Widrige frohen Muthes ertragen.“

„Gott hat jezt wohl ein großes Leiden über uns kommen lassen! Allein was ist dieses Leiden gegen jene Leiden, durch die unser göttlicher Erlöser in seine Herrlichkeit einging! An seiner Herrlichkeit werden wir auch Theil haben, wenn wir unsern Kampf auf Erden glüklich vollenden, und in der Geduld ausharren bis ans Ende.“

„Und nun knie nieder, liebste Tochter, damit ich dich noch segne.“ Rosa kniete weinend nieder, faltete die Hände, und neigte ihr liebliches Angesicht voll unbeschreiblicher Andacht und Wehmuth. — Der Vater legte ihr seine gefesselte Hand auf den Kopf und sprach: „Gott, der Allmächtige, segne dich, und die Gnade unsers Herrn und Heilandes sei mit dir ewig.“ Rosa zerfloß in Thränen. Der Vater schloß sie noch einmal in seine Arme und sagte, indem er selbst in Thränen ausbrach: „Ich werde deiner nie vergessen und in meinem Kerker stets für dich beten. Versprich auch du mir, daß du meine getreuen väterlichen Ermahnungen nicht vergessen, sondern sie treulich befolgen wollest.“

„O alles, sprach Rosa schluchzend, alles will ich mit Freuden thun, was du mir immer gesagt hast: nur Eines nicht! Ach ich kann, kann dich nicht verlassen! Ach verlange es nicht, daß ich entfliehen solle! Vielleicht können meine Bitten, meine heißen Thränen diesen hartherzigen Ritter bewegen, daß er mir gestattet, dir in die Gefangenschaft zu folgen und dich im Gefängnisse zu bedienen!“

Jezt entstand im Schlosse aufs neue Lärm. Der feindliche Ritter befahl seinen Leuten aufzubrechen; nur einigen gebot er, als Besazung in der Burg zurük zu bleiben. Bewaffnete drangen in Edelberts Zimmer. Rosa

hielt sich fest an ihren Vater, und bat, sie mit ihm ins Gefängniß zu bringen. Sie wurde ihm mit Gewalt aus den Armen gerissen.

Edelbert wurde hinunter geführt in den Schloßhof, der von mehreren brennenden Pechfakeln furchtbar beleuchtet war. Die Schloßthore standen weit offen. Eine Menge Kriegsknechte zu Pferde, deren jeder noch ein leeres Pferd an der Hand führte, waren nachgekommen. Kunerichs Kriegsroß, mit schimmerndem Zaume und purpurner Deke geschmükt, befand sich darunter. Den trefflichen, hochberühmten Edelbert sezte man auf einen schlechten Karren. Zwei große Wagen, die Edelbert gehörten, standen mit geraubten Gütern hoch beladen da. Edelbert mußte es mit ansehen, wie seine Zugpferde aus dem Stalle geführt und vor die Wagen gespannt wurden. Der gute Mann, der von seiner Wunde noch nicht ganz hergestellt war, zitterte auf dem elenden offnen Fuhrwerke schon vor Nässe und Frost, bevor man aufbrach. Endlich kam Ritter Kunerich in den Hof, und schwang sich auf sein Pferd. Reiter umringten den Karren. Jauchzend und mit wildem Getümmel zogen sie eilends zum Thore über die donnernde Fallbrüke hinaus.

Den steilen Berg hinunter ging es langsamer. Rosa holte den Zug ein. Kunerich ritt neben dem Karren, auf dem ihr Vater saß. Weinend und flehend drängte sie sich zwischen Kunerichs Pferd und den Karren, und bat mit aufgehobenen Armen, sich zu ihrem Vater sezen zu dürfen. Allein Kunerich that, als hörte er sie nicht; er sah sie gar nicht an und blikte, die eine Hand in die Seite gestemmt, und in der andern das bloße Schwert, trozig umher. Unten am Berge rief Kunerich: „Nun vorwärts!" Alle gaben ihren Pferden die Sporen; die Fuhrleute schlugen mit den Peitschen auf die Rosse — und mit wilder Eile ritten und fuhren alle davon. Rosa lief in Sturm und Regen nach, bis ihre Kräfte erschöpft waren und der Zug endlich aus ihren Augen in Wald und Nacht verschwand.

Fünftes Kapitel.

Rosa nimmt ihre Zuflucht zu einem armen Köhler.

Rosa, die selten, ohne Begleitung aber niemals aus dem Schloße gekommen war, befand sich nun bei finsterer Nacht im weiten Felde, bei Sturm und Regen unter freiem Himmel einsam und allein. Sie wußte nicht, wo an und wo aus. Sie suchte lange vergebens nach einem troknen Pläzchen, wo sie sich hinsezen, und den Tag erwarten könnte. Endlich kam sie an ein dichtes Gebüsch von jungen Tannen, in dem sie gegen die Nässe und den Sturm einigen Schuz fand. Furcht fühlte sie keine, hier so allein zu übernachten. Ihr Kummer ließ sie wenig auf die Schreknisse dieser schauerlichen Nacht achten. Sie hatte keinen andern Gedanken, als ihren Vater, und weinte, jammerte, betete — daß es einen Stein hätte rühren können.

Als der Morgenhimmel anfing grau zu werden, kroch sie aus dem Dikicht hervor, und blikte um sich. Sie sah den Thurm ihrer väterlichen Burg, schon etwas vom Morgenlichte erhellt, aus den Tannenspizen des Berges hervorragen, und brach aufs neue in Thränen aus. „Wie gern, sprach sie, möchte ich meine väterliche Wohnung noch einmal besuchen! Vielleicht träfe ich noch einen von den treuen Dienern meines Vaters an, der sich meiner erbarmte, und mir zu dem guten Burkhard den Weg zeigte. Allein die Wohnung, in der ich geboren und erzogen worden, ist nun für mich wohl auf immer verschlossen. Kaum war ich zum Thore hinaus, so wurde das Thor verriegelt, und die Fallbrüke aufgezogen. Meine väterliche Burg ist für mich nun in eine feindliche verwandelt! Traurig ging sie unten am Berge vorbei — dem Walde zu, in dem der ehrliche Kohlenbrenner wohnte.

Sie wußte die Gegend aus den Erzählungen ihres Vaters nur beiläufig. Tief im Walde erhoben sich ein Paar rauhe finstere Berge voll Tannen. Zwischen diesen

zwei Bergen lag die Köhlerwohnung. Es war ungefähr zwei Meilen dahin. Rosa faßte die beiden Berggipfel wohl ins Auge, und nahm ihren Weg so, als wollte sie mitten zwischen denselben hindurch gehen. Allein sie fand in dem wilden Walde weder Weg noch Steg. Sie mußte sich bald mit Mühe durch ein Dikicht hindurch arbeiten, bald einen Sumpf umgehen, und bald sich durch einen Waldbach wagen. Der dichte Wald hinderte sie, die Berge von Weitem zu sehen. Der Mittag war bereits vorbei, und noch immer wollte kein Berg kommen. Sie wanderte muthig weiter. Da fing es keine zehen Schritte von ihr, in dem Gebüsche plözlich an mächtig zu rauschen und zu krachen. Ein großer Hirsch mit hohem zakigen Geweihe erhob sich, starrte sie mit seinen weit offenen, schwarzen Augen an, wandte sich dann seitwärts — brach sich durch die Zweige einen Weg, und entfloh. Sie sezte ihren Weg unermüdet fort. Jezt schrekte sie auf einmal das Grunzen eines wilden Schweins. Rosa blikte hin. Das ungeheure Thier hatte in einem Sumpfe gewühlt, stand auf, blikte grimmig aus seinen kleinen Augen, und drohte ihr mit seinen fürchterlichen Zähnen. Rosa nahm eilends die Flucht und lief, fast außer Athem, so weit sie konnte. Dichte Gesträuche hielten sie endlich auf. Sie sezte sich ermüdet unter einen Baum, dessen niedrige Aeste sie zu ersteigen gedachte, wenn das Thier nachkäme. Sie horchte beständig; allein alles blieb ruhig und stille. Sie hatte sich aber nun ganz verirrt: sie wußte durchaus nicht mehr, welchen Weg sie nehmen solle — und die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. „Ach, seufzte die arme Rosa, ich werde wohl in diesem fürchterlichen Walde unter den wilden Thieren einsam übernachten müssen!"

Der Hunger, den sie vor Jammer über das Schiksal ihres Vaters bisher wenig gefühlt hatte, fing jezt an, sie so sehr zu quälen, daß sie zu verschmachten fürchtete. Beinahe ganz entkräftet von Hunger und Müdigkeit machte sie sich wieder auf, und erreichte eine kleine Anhöhe im Walde, auf der sie freier um sich bliken konnte. Schwarze Wolken mit gluthrothem Rande be-

dekten die untergehende Sonne; die ganze düstre Gegend lag in trüben blaurothen Dunst gehüllt. Rosa knieete nieder und betete. „Lieber Gott! sagte sie unter andern, Du sprichst ja selbst: Ruf mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du wirst mich preisen. Ach erfülle an mir dieses Dein Wort!“ Und sieh, indem sie noch betete, brach die Sonne noch einmal aus den Wolken, und ihre Strahlen vergoldeten eine Rauchsäule die in weiter Entfernung aus dem waldigen Grunde emporstieg. „O Gott! rief Rosa freudig; Dir sei Lob und Dank! Du hast dein Wort an mir erfüllt! Du hast mich gerettet! — Dort brennt der gute Burkhard Kohlen; denn sonst ist ja der ganze Wald unbewohnt.“ Sie raffte ihre lezten Kräfte zusammen und eilte dahin, wo sie den Rauch aufsteigen sah.

Es war so, wie Rosa dachte. Burkhard hatte dort seine Kohlenstätte aufgeschlagen, und rings umher den Wald schon ziemlich gelichtet. Er saß auf einem umgehauenen Baumstamme bei dem brennenden Kohlenhaufen. Der Stok des abgehauenen Baumes, auf den er ein kleines vierekigtes Brett befestigt hatte, diente ihm zum ländlichen Tischchen, worauf sich seine Abendmahlzeit, Brod, Butter und ein Krug mit Wasser befand. Seine Axt und sein Schürhaken lagen neben ihm im Grase. Er sah dem Untergange der Sonne zu, und sang mit einer kräftigen Baßstimme andächtig sein Abendlied, daß es rings umher im Walde wiederhallte. Rosa vernahm seine Stimme mit Freuden und eilte noch mehr.

Als der gute Burkhard Rosa, ohne sie noch zu kennen, in der Ferne kommen sah — stuzte er, und wunderte sich, wie in aller Welt ein so zartes Fräulein hieher in den wilden Wald komme. Sobald er sie aber erkannte, sprang er auf, grüßte sie mit lautem Zurufe schon von weitem, eilte auf sie zu, drükte und schüttelte ihr nach altdeutscher Art kräftig die Hand, und bat dann erschroken und sehr höflich um Vergebung, daß er ihr zartes weißes Händchen so schwarz und rußig gemacht habe. Doch fing er sogleich an, ihr sein Erstaunen zu bezeugen, sie hier zu sehen. „Gott im Himmel! sagte

er, Ihr seid es, Fräulein, Ihr! Wie um des Himmelswillen kommt Ihr hieher, so allein, so spät am Abende? Gewiß habt Ihr Euch verirrt. Nun, nun, Ihr kommt eben recht. Ich halte heute Abend offene Tafel vor allen Tannen und Fichten, Eichen und Buchen umher, und die Mahlzeit ist eben aufgetragen. Kommt und sezt Euch zu mir auf mein neues hölzernes Kanapee, und ruht aus und labt Euch ein wenig, denn Ihr müßt heute noch nach Hause. Dafür hilft nichts. Euer Vater könnte sonst, so wahr ich Burkhard heiße, vor Kummer die ganze Nacht kein Auge zuthun!"

„Ach mein Vater! fing Rosa an, und konnte vor Schluchzen kaum mehr ein Wort hervorbringen, wißt Ihr denn die schrekliche Geschichte noch nicht?"

„Euer Vater, der gestrenge Ritter!" rief der Kohlenbrenner erschroken. Wenn sein Gesicht von Kohlenstaub und Ruß nicht so schwarz gewesen wäre, so wäre es todtenbleich geworden. „O liebstes Fräulein Röschen, fuhr er fort, redet doch, um Gotteswillen redet, was es gibt! Was ist ihm geschehen?"

„Ach Gott! sprach Rosa, Kunerich von Fichtenburg hat ihn die vergangene Nacht gefangen und in Ketten und Banden fortgeschleppt auf seine Burg."

„Der!" rief der Kohlenbrenner und griff nach seinem Schürhaken, den soll — „Doch, sprach er und ließ den Haken fallen, ich will nicht fluchen! Wenn ihn aber der in seiner Gewalt hat, dann ists nicht gut. Allein erzählt doch, wie das zuging! Ich begreife noch gar nicht, wie das möglich ist. Ich verließ Euren Vater ja erst gestern Abend und alles war in Ruh und Frieden. Wie konnte Kunerich eine solche unersteigliche Burg in Einer Nacht erobern?"

Rosa sezte sich neben den Mann auf den Baumstamm, und fing an zu erzählen. Der ehrliche Burkhard merkte aber bald, daß sie vor Hunger und Ermüdung nicht mehr reden konnte. Er gab ihr nun mit herzlichem Wohlwollen das Butterbrod, das für ihn bestimmt war. Sie aß, und trank dazu von Zeit zu Zeit von dem klaren Quellwasser im Kruge. Der brennende Kohlenhaufen

leuchtete zu der kleinen dürftigen Mahlzeit. Dennoch versicherte Rosa, in ihrem Leben habe ihr Speise und Trank nicht so gut geschmekt.

„Ja ja, sprach der Köhler, der Hunger ist ein kostbares Gewürz, dergleichen man in den Gewürzschachteln der Reichen keines findet — und wir Armen haben es umsonst! So gleicht der liebe Gott alles aus.“

Nachdem sich Rosa erquikt, und Gott für seine Gaben herzlich gedankt hatte, erzählte sie ausführlich, wie es ihrem Vater ergangen sei. Burkhard hörte mit offenem Munde zu, schmähte zwischen ein über den grausamen Kunerich, jammerte um seinen lieben, guten Herrn, und fuhr mit der Hand öfters über die Augen. Als er aber vernahm, daß Ritter Edelbert das Fräulein an ihn gewiesen habe, so fing er, von diesem Zutrauen gerührt, an laut zu schluchzen.

„Nun, nun, liebstes Fräulein! sagte er, einen so guten Herrn kann der liebe Gott nicht steken lassen. Gott hilft ihm gewiß wieder aus der Wolfsgrube — dem verwünschten Fichtenburg. Denn Gott führt in die Grube, und führt wieder heraus. Laß nur den lieben Gott walten, so wirds recht werden. Was aber Euch betrifft, liebstes Fräulein — seht Ihr hier den brennenden Kohlenhaufen? — Ihr dürft nur ein Wort sagen, so spring ich hinein. Für Euch und Euren Vater geh' ich durchs Feuer. Doch — vor allem braucht Ihr nun Ruhe. Zu meiner Wohnung ists für Euch jezt zu weit. Ich habe aber da ein Hüttlein, wie es so die Köhler zu bauen pflegen — und in dem ist gerade Raum für Eine Person. Seht Ihr es dort im rothen Scheine des Kohlenhaufens unter den drei Buchen stehen?“ Das Hüttchen bestand aus einigen schief gegen einander in die Erde geschlagenen Pfählen, die mit jungen Tannenästen durchflochten und mit dichtem Rasen belegt waren. „Die vier Wände, sagte Burkhard lächelnd, sind zwar vergessen; das Hüttlein ist lauter Dach. Es ist aber so dicht und fest, daß kein Regentropfen durchdringt. Das Bett darin ist von dem schönsten troknen Moose. Eine Matte von Bast, die ich selbst flocht, ist zugleich der Bettvorhang und die

Hausthüre. Ich versichere Euch aber, wenn man, wie Ihr, ein gutes Gewissen hat und müde ist, so schläft es sich so gut darin, als auf Pflaumfedern unter einem goldenen Thronhimmel mit seidenen Vorhängen."

Er führte das Fräulein hinein, und sezte sich dann nicht weit von seinem Kohlenhaufen unter ein Paar dikästige Tannen, wo er einen bequemen Rasensiz angebracht hatte. Er sann die ganze Nacht über die Erzählung des Fräuleins nach. Was ihn am meisten schmerzte, war der Gedanke, daß die Hülfe, die Edelbert ihm gegen Kunerich geleistet hatte, wenigstens zum Theil Ursache an der Gefangennehmung des edlen Ritters sei. Er krazte hundertmal hinter den Ohren, schob seine rußige Müze hundertmal hin und her — zulezt aber nahm er sie gar ab, faßte sie zwischen die gefaltenen Hände, und betete inbrünstig zu Gott, Er wolle den edlen Ritter retten, und das gute Fräulein einstweilen trösten. Er dachte an keinen Schlaf. Rosa aber war sogleich eingeschlafen, und schlief ruhig bis an den lichten Morgen, wiewohl bis Tagesanbruch furchtbare Sturmwinde durch die schwankenden Tannen brausten und der ganze Wald mehrmals von heftigem Plazregen rauschte.

Sechstes Kapitel.

Rosa in der Köhlerwohnung.

Als der Morgen angebrochen war, legte sich der Wind. Die Wolken hatten sich zerstreut. Alles war stille, und die Gipfel der Tannen umher glühten im reinsten Morgengolde. Der Kohlenbrenner horchte von Zeit zu Zeit, ob sich das Fräulein noch nicht rege. Er meinte einige Male, sie sei erwacht, und freute sich allemal wieder, wenn es nicht so war. „Mein Gott, sagte er, wie gönne ich ihr diese Ruhe! O der Schlaf ist eine große Wohlthat Gottes! Er macht uns die Leiden vergessen; er nimmt uns die Last, die wir zu tragen haben, eine Zeitlang ab, und gibt uns neue Kraft, sie wieder aufzunehmen. Lieber Gott, fuhr er gerührt fort, und

nahm die Müze ab, sei gelobt für diese deine stille Wohlthat — den Schlaf. So denke ich, ists wohl auch mit seinem Bruder, dem längern Schlafe unter der grünen Bettdeke von Rasen. Ja, dieser ist wohl noch eine größere Wohlthat. Er macht uns der Leiden auf immer los, und ihm folgt, wenn wir unser Tagwerk gut vollbracht haben, das fröhlichste Erwachen."

Ueber eine Weile kam Agnes, des Kohlenbrenners Tochter, ein sehr freundliches, gutherziges Mädchen, auf der Kohlenstätte an. Sie trug einen Korb an dem Arme, in dem sich zugleich Frühstük, Mittag- und Abendessen für ihren Vater befand. Sie sah es dem Vater sogleich an, daß es mit den Augen nicht richtig stand, und daß er einen schweren Stein auf dem Herzen habe. Sie fragte, was ihm fehle. Er winkte ihr, stille zu sein, damit sie das Fräulein nicht weke, führte sie auf den Rasensiz unter den Tannen, und erzählte ihr Edelberts Geschichte ausführlich — und das gute Mädchen weinte, daß eine Thräne die andere schlug.

Rosa war indessen erwacht. Die Morgensonne hatte ihr durch eine kleine Oeffnung der Hütte, die der Kohlenbrenner gelassen hatte, damit er nach dem Kohlenhaufen sehen könne, gerade in ihr holdes Angesicht geschienen, und sie gewekt. Nachdem sie sich besonnen hatte, wo sie war, weinte sie aufs neue. Mit Thränen auf den lieblichen Wangen kam sie aus der Hütte hervor. Der Köhler und seine Tochter standen von dem Rasensize auf und eilten auf sie zu.

„O nicht doch, liebstes Fräulein! sagte der Köhler. Begrüßt den schönen Morgen nicht sogleich mit Thränen. Seht, wie der Himmel nach der vergangenen stürmischen Regennacht so schön und hell ist, wie klar die Tropfen an den jungen Tannenästen und den Wachholdergesträuchen blizen und wie warm und lieblich die Sonne scheint! So wird auch der Sturm, der über Euch und Euern Vater kam, wieder vorüber gehen. Nach Ungewitter kommt Sonnenschein, nach Leid kommt Freud. Vertraut nur auf den lieben Gott, von dem Sonnenschein und Regen, Leid und Freud kommen."

Rosa und Agnes begrüßten sich nun als Bekannte von ihrer Kindheit her auf das freundlichste. Sie hatten sich lange nicht mehr gesehen. Eine Jede wunderte sich, wie groß die Andere indeß geworden sei.

Agnes öffnete hierauf ihren Armkorb. Sie nahm eine irdene Flasche heraus, goß süße Milch in ein reinliches, irdenes Schüsselchen, und stellte es auf das ländliche Tischchen. Dann langte sie frischen Butter und kräftiges Brod hervor, und lud das Fräulein zum Frühstük ein. Rosa sezte sich auf den Baumstamm, brokte Brod in die Milch, aß sie mit einem zierlich geschnizten hölzernen Löffel, und verzehrte dann noch ein Stükchen Butterbrod.

Nachdem Rosa satt war, und Gott und dem Köhler gedankt hatte, sagte der treuherzige Mann: „Jezt, mein liebstes Fräulein, geht mit meiner Agnes in meine Wohnung und bleibt dort so lange, bis der liebe Gott hilft. Ich will indessen hier überlegen, ob ich mit Gottes Hülfe nicht auch etwas dabei thun könne. Geht also mit Gott; sobald der Kohlenhaufen da es erlaubt, komme ich nach. Seid mir aber indessen nicht so traurig und weinet nicht so viel. Traurigkeit hilft ja nichts, und weinen macht die Sache nicht besser. Horcht, wie die kleinen Vögelein auf den Bäumen umher ihr Morgenliedchen so munter singen. Der liebe Gott sorgt so liebreich für die armen Thierchen; darum sind sie so fröhlich. Für Euch, liebstes Fräulein, und Euern Vater sorgt er gewiß noch viel liebreicher. Darum seid auch Ihr fröhlich und getrost. — Du aber, Agnes, biete auf den steilen Felsenwegen dem Fräulein sorgsam die Hand, damit sie nicht falle — und grüße mir die Mutter. So — jezt geht miteinander, und der liebe Gott geleite Euch!“

Rosa und Agnes machten sich auf den Weg in die rauhe, fast unzugängliche Wildniß, von der die Köhlerwohnung umgeben war. Zuerst mußten sie wohl eine Stunde, ohne einen eigentlichen Weg zu haben, durch einen hohen, dunkeln Tannenwald gehen. Hierauf kamen sie an ungeheure, mit Moos und Gebüsch bewachsene Felsen, zwischen denen sich ein enger Steig aufwärts schlang.

Sie mußten lange Zeit steigen. Nun führte sie der schmale Fußweg längs einer hohen Felsenwand hin und an Abgründen vorbei, in denen sie die Gipfel der höchsten Tannen tief unter sich erblikten. Endlich ging es durch eine fürchterliche Felsenschlucht wieder sehr steil abwärts. Rosa schaute nicht ohne Aengstlichkeit zu den himmelhohen, buschigen Felsen empor, die drohend über ihrem Haupte hingen und von dem hellen klaren Himmel kaum mehr eine Spanne breit erbliken ließen. „Ach Agnes, sagte sie, wo führst du mich hin? Mir ist bange, ob wir noch einen Ausweg finden, oder in was für eine schauerliche Wildniß wir jezt kommen werden.“ Sie hatte dieß kaum gesagt, so thaten sich die Felsen seitwärts auf, und ein kleines Thal, das einem blühenden Garten glich, lag in vollem Glanze der Sonne vor ihr.

„O wie schön! rief Rosa, mir ist es, als käme ich aus der Wüste ins gelobte Land.“ Es war ihr sehr leicht um das Herz, es regte sich in ihr die frohe Hoffnung, Gott werde auf ähnliche Art auch ihrem traurigen Schiksal einen freudigen Ausgang geben, und sie auf rauhen Wegen zum Glüke führen.

Oben im Thale, das sich sanft gegen sie herab senkte, stand das Köhlerhaus mit flachem, weit vorstehendem Dache. Das Haus war ganz von Holz erbaut, und die gelbbraune Holzfarbe gab ihm kein unangenehmes Ansehen. Dunkelgrüne Tannen erhoben sich hinter dem Hause; junge, weiß und roth blühende Obstbäume umgaben es. Ein Bächlein, hell wie Kristall, rauschte daran vorbei. Das ganze Thal prangte mit frischem Grün und lieblichen Blumen von allen Farben. Die hohen Felsen und Bäume, die das Thal rings einschlossen, wehrten den rauhen Winden, daß sich der Frühling hier immer früher einstellte. Unten im Thalgrunde graseten ein Paar Kühe; seitwärts an den buschigen Felsen kletterten Ziegen. Ein kleines, wohlgebautes Gärtchen, mit einem gegitterten Zaune aus Tannenästen, grünte und blühte nächst dem Hause. Ein Bienenstand mit strohgeflochtenen Bienenkörben befand sich in der Eke des Gärtchens, die Bienen summten fröhlich umher und trugen emsig ein. Einige Hühner scharrten

neben der Hausthüre im Sande. Rosa trat in das Wohnstübchen, und sezte sich ermüdet auf die hölzerne Bank. Das Stübchen war äußerst reinlich, und durch die kleinen hellen Fenster hatte man eine prächtige Aussicht in das Felsenthal.

Es war bereits Mittag. Die Köhlerin war in der Küche beschäftigt. Da sie aber ihre Tochter mit jemanden reden hörte, kam sie jezt schnell zur Thüre herein. Sie begrüßte das Fräulein mit unbeschreiblichem Jubel. Sie glaubte, Rosa sei nur auf einen freundlichen Besuch gekommen. Als sie aber vernahm, wie die Sache stand, brach sie in lautes Weinen aus. Doch faßte sie sich wieder, und tröstete Rosa auf das liebreichste. „Liebstes, bestes Fräulein, sagte sie, seid uns in unserm kleinen Thale, in unserer kleinen Hütte von ganzem Herzen willkommen. Seht, dieses Häuschen, das Euer Vater uns bauen ließ, hat er, ohne es zu wissen, für Euch bauen lassen. Euch soll es nun ganz gehören. Seid hier in Eurem Eigenthume nur recht zu Hause, bis der liebe Gott Euch und Euren Vater wieder in Euer Schloß zurük führt, was er gewiß bald thun wird. Wir alle wollen uns indeß beeifern, nur zu Eurem Dienste zu leben."

Rosa sagte gerührt: „O mein Gott, wie wohl thut es einem, wenn man im Unglüke gute Menschen antrifft! Wie danke ich Euch für Eure Liebe! Wie gut ists, daß mein Vater immer gut gegen Euch war!"

Die gute Köhlerin hatte aber nun auf einmal einen andern Jammer, der wenigstens für sie nicht klein war, und sie Rosa's großen Jammer für jezt vergessen machte. „Ach, sagte sie, ich habe einen so lieben und werthen, einen so vornehmen Besuch, und weiß nicht, was ich dem Fräulein auftischen soll. Wir haben heute nichts als ein Habermuß; das ist so dicht und fest, daß man darauf tanzen könnte. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Wenn es nur nicht schon Mittagszeit wäre! Doch — Agnes, vertreibe du dem Fräulein einstweilen die Zeit. Ich will in die Küche, und sehen, was ich aus Mehl und Eiern, Milch und Butter noch zusammen bringen kann." Rosa suchte vergebens, sie zu beruhigen. Die bekümmerte Haus-

mutter ging indessen in die Küche — und brachte etwa in einer halben Stunde ein Paar ländliche Gerichte, die wirklich sehr gut bereitet waren. Sie fing aber aufs neue an, sich zu entschuldigen. „Bier und Wein haben wir auch nicht, sagte sie seufzend; einem gnädigen Fräulein bei Tische nichts als Wasser aufzusezen — das hat doch gar keine Art. Es ist zum Verzweifeln. Heute ist es das erste Mal in meinem Leben, daß mir unsere Armuth schwer fällt.“

„O meine liebe Gertraud, sagte Rosa, Ihr wißt nicht wie reich und glüklich Ihr in Eurer Armuth seid. Von Eurer Kost, bei der Ihr alle gesund und stark seid, und die auch mir sehr wohl schmekt, will ich jezt gar nicht reden. Ihr habt aber etwas Besseres, als seltene Speisen und kostbare Getränke — ein stilles, ruhiges Leben. O wie thut diese Stille und Ruhe in Euerm friedlichen Thale meinem Herzen so wohl! Wie unruhig war es dagegen auf unserer Burg! Wie mußte mein Vater, bei all seinen Schmerzen, sich immer mit allerlei Welthändeln plagen; wie oft wurde er von Menschen, die Streit hatten, überlaufen; wie oft von traurigen Kriegsnachrichten betrübt, und wie schreklich war erst der lezte, feindliche Ueberfall! O seid froh und danket Gott für diesen freundlichen Aufenthalt, in dem Ihr — anstatt des Weltgetümmels und der kriegerischen Trompeten, nichts hört, als den Gesang der Waldvögel und den Hahnenruf, die Schellen Eurer Kühe und die Glöklein der Ziegen. Ich wollte gern mein Lebenlang hier bleiben, wenn nur auch mein Vater hier wäre! Und er ist gewiß auch so gesinnt, wie ich.“

Siebentes Kapitel.

Rosa als Köhlermädchen.

Der ehrliche Köhler Burkhard hatte mehrere Tage nichts von sich sehen und hören lassen. Er hatte seiner Tochter, als sie ihm wieder das Essen in den Wald brachte, bloß gesagt, er werde jezt seine Kohlen in die Stadt

liefern, sie dürfe ihm nichts mehr zu essen bringen; er hoffe bald selbst nach Hause zu kommen. Alle waren bereits sehr besorgt um ihn; da trat er eines Abends plözlich in die Stube. Er hatte einen schweren Rehbok auf den Schultern; in der Hand trug er Pfeil und Bogen. Er legte seine Last auf den Boden, und grüßte das Fräulein und seine Leute, die alle sehr erfreut waren, auf das herzlichste. „Hast du deine Kohlen gut verkauft, lieber Burkhard?“ fragte die Köhlerin. „Ei was Kohlen! rief Burkhard; die wären jezt mein geringster Kummer, wenn mir nur meine goldenen Hoffnungen nicht zu Kohlen geworden wären! Ich habe indessen allerlei Gänge gemacht, von denen ich euch zuvor nichts sagen wollte. Ich war bei Rittern, denen einst der Vater unseres lieben Fräuleins aus großer Noth geholfen hatte. Ich forderte sie auf, Kunerichs Burg zu stürmen, und unsern guten Herrn mit bewaffneter Hand zu befreien, oder wenigstens den Kunerich auf der Jagd zu überfallen, ihn zu fangen und in den tiefsten Thurm einzusperren, bis er Edelbert los lasse, und ihm alles geraubte Gut zurükgebe. Allein all mein Zureden war vergebens. Sie sagten: Kunerich sei zu mächtig; das Unternehmen sei zu gefährlich, es könnte übel ablaufen; man müsse zusehen, bis Edelberts überige Freunde aus dem Kriege heimkämen; dann ließe sich vielleicht ein Versuch machen. Nach Euch, mein Fräulein, erkundigten sich die matten Seelen nicht einmal. Ich hätte über diesen Undank blutige Zähren weinen mögen. Ich mochte ihnen gar nichts mehr davon sagen, daß Ihr, liebes Fräulein, Euch bei mir befindet; ich mochte auch keinen fragen, ob er Euch wohl in seine Burg aufnähme; Ihr thut besser, bei uns zu bleiben: doch könnet Ihr die Sache noch bedenken.“

„Da ist nichts zu bedenken, sagte Rosa. Ich bleibe hundertmal lieber bei Euch — wenn Ihr so gut sein wollet, mich zu behalten.“

„Behalten! rief der Köhler mit Thränen in den Augen. Meinet Ihr, wir haben es vergessen, wie Euer edelherziger Vater mich aus der Hand des grausamen Kunerichs rettete? Wie er mich mit Weib und Kind so freundlich in seine Burg aufnahm! Haus und Hof, und alles was

wir haben, haben wir von ihm. Wir wären die undankbarsten Menschen von der Welt, wenn wir solcher Wohlthaten vergessen könnten. Nein, nein! so undankbar sind wir nicht! Bleibet daher bei uns, bestes Fräulein! Ich will Vaterstelle an Euch vertreten. Meine Gertraud und meine Agnes werden Euch auf den Händen tragen. Wir alle werden alles aufbieten, Euch diesen einsamen Aufenthalt erträglich zu machen. Glaubt es: Wir finden die größte Glükseligkeit darin, einem so guten Fräulein, der Tochter unsers Wohlthäters und Herrn, Gutes zu erweisen."

Er nahm nun den Rehbok, der noch zu seinen Füssen lag, wieder auf und sagte: „Ihr habt mehrere Tage mit Fastenspeisen vorlieb nehmen müssen, mein gutes Fräulein; die frische Rehleber soll Euch nun ein treffliches Abendessen geben. Ich will sie selbst zurichten; ich habe das oft gethan, wenn ich mit Eurem Vater auf der Jagd war." Und nachdem er dieses gesagt hatte, trug er das Wildbrett in die Küche.

Am folgenden Morgen veränderte er Vieles in seinem Hause, um Rosa anständiger zu beherbergen. Er trat ihr die beste Kammer des Hauses ab, die er so gut einrichtetete, als er nur konnte. „So, mein Fräulein, sagte er, als er mit der Arbeit fertig war, jezt habt Ihr doch einmal Dach und Fach. An Nahrung soll es Euch auch nicht fehlen. Alles Wild in dem großen weiten Wald umher gehört ja Eurem Vater; ich will euch Rehe und Hasen, wilde Enten und Schnepfen im Ueberfluß einliefern; ja, wenn Ihr wollt, ganze Hirsche und wilde Schweine." Er führte Rosa im Thale umher, und sein Weib und Agnes gingen auch mit. Er zeigte ihr seine Aeker und Wiesen, indem er beständig die Großmuth ihres wohlthätigen Vaters rühmte. Er führte sie in sein Gärtchen, und da Rosa Freude an den Bienen zeigte, so schenkte er ihr sogleich seinen schönsten Bienenstok, und brach, da die Bienen gut durch den Winter gekommen waren, sogleich für das Fräulein ein paar Wachskuchen aus, in deren sechsekigen Zellen der Honig wie durchsichtiges Gold glänzte. Nie kam er von der Koh=

lenstätte zurük, ohne ihr irgend etwas mitzubringen — bald ein Gefäß aus Tannenrinde voll duftender Beeren, bald ein Körbchen voll großer Krebse, bald ein Gericht eßbarer Waldschwämme. Er fing ihr ein Paar Turtel-Täubchen, für die er selbst den Käfig mit vieler Mühe verfertigte. Einmal kam er mit einem niedlichen jungen Rehe aus dem Walde zurük, das ihm wie ein Hündchen nachlief; er hatte es für Rosa zahm gemacht, an die es sich auch bald gewöhnte. Wenn er ein Paar Tage zu Hause blieb, so wußte er sie sehr gut zu unterhalten; er erzählte ihr von den edlen, ritterlichen Thaten ihres Vaters, und von der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit ihrer seligen Mutter sehr vieles aus früheren Zeiten, was Rosa noch nicht wußte; welche Erzählungen für sie immer so liebreich als angenehm waren.

Die gute Köhlerin gab an Gefälligkeit ihrem Manne nichts nach. Da sie mit Schmerzen gehört hatte, daß Rosa um all ihr Weißzeug gekommen sei, so war sie mit hausmütterlicher Sorgfalt darauf bedacht, sie recht bald wieder damit zu versehen. Sie nahm Leinwand aus dem Kasten und schnitt davon zu einigen Hemden für Rosa ab; sie gab ihr Strikgarn zu Strümpfen, und bedauerte nur, daß diese Waare für das Fräulein nicht fein genug sei. Die fleißige Hausmutter hatte den Winter über Garn zu einem Stükchen sehr feinen Leinentuch gesponnen; sobald es vom Weber kam, schenkte sie es dem Fräulein, und das Tuch wurde nun sogleich auf dem grünen Rasen nächst dem Bächlein zum Bleichen ausgespannt. Diese Geschenke waren der guten Rosa, weil sie dieselben so nöthig hatte, und weil sie ihr zugleich eine nüzliche Beschäftigung gaben, doppelt lieb und werth.

Auch Agnes war dem Fräulein eine sehr liebreiche und angenehme Gesellschafterin. Sie arbeiteten und ergözten sich zusammen. Fräulein Rosa unterrichte sie im Nähen und Striken. Sie begoßen mit einander das Tuch auf der kleinen Bleiche sehr fleißig. Sie besorgten mit einander das Gärtchen am Hause, an dem Rosa sehr viel Vergnügen hatte, obwohl man fast nichts darin sah, als

die nöthigsten Gemüse, Kohl und Salat, Lauch und Zwiebel, Rettich und Rüben, Gartenerbsen und Bohnen, und dann noch zur Zierde einige goldgelbe Ringelblumen, feuerfarbene Kapuzinerkresse, blaue Winden, und hie und da einen purpurrothen Mohn. Sie gingen in dem blühenden Thale und in dem prächtigen Walde zusammen spazieren, beobachteten die schnellen Fischlein in dem klaren Wasser, und warfen ihnen von dem geländerten Stege Brosamen hinab; sie horchten auf den Gesang mancherlei Vögel, die Agnes alle zu nennen wußte; sie pflükten Beeren und sammelten mancherlei Kräuter, an denen Rosa eine besondere Freude hatte.

Allein nie wurde das Fräulein ganz heiter; immer lag ihr das Schiksal ihres Vaters im Sinne. Oft wußte man nicht, wo sie war — und nach langem Suchen fand man sie im tiefen Dunkel des Waldes oder in einer Felsenhöhle, wo sie mit Thränen für ihren Vater betete. Es wurde je länger je ärger. Sie wurde nur heiter, wenn sie und die guten Köhlerleute Entwürfe zusammen machten, wie dem theuern Gefangenen sein Elend erleichtert, oder wie er gar befreit werden könnte.

Eines Sonntags saßen alle vier bei dem Mittagessen, und die Befreiung des guten Ritters aus dem Gefängniße war, wie gewöhnlich, fast das einzige Tischgespräch. Die kleine Mahlzeit war bald vorbei, und es stand nur noch ein irdenes Näpfchen voll goldgelber Schwämme, köstlich mit frischem Butter und würzhaften Kümmel zugerichtet, auf dem Tische. Der Köhler, der die eßbaren und giftigen Schwämme sehr gut zu unterscheiden wußte, hatte sie mit vieler Sorgfalt für Rosa gesammelt, weil Rosa sie so gerne aß. „Eßt doch, eßt! sagte er: wir machen uns nicht viel aus dem Zeuge. Aber die vornehmen Leute glauben Wunder, was sie daran haben. Ich brachte ehemals viele in Euer Schloß, besonders von denen, die man Morcheln oder Morauchen nennt, und die nirgends so gut, als auf den Kohlenstätten gerathen. Ein anderer Köhler in des von Fichtenburgs Waldungen schikte durch seine Kinder auch immer sehr viele nach Fichtenburg. Ein Mädchen von ihm kam

sogar zum Thorwärter in den Dienst. Allein die Thorwärterin, die ein wahrer Drache sein soll, jagte vor einigen Tagen das Mädchen davon, und da hat denn mein rußiger Herr Kollega, der auch ein ziemlicher Brausekopf ist, geschworen, keine Schwämme mehr hinzuschiken, und sollten die Leute auf den Köpfen herauskommen, und ihn darum bitten."

Jezt sprang Rosa plözlich vom Tische auf und rief freudig: „Ich habs; so kanns gehen! — Ich kleide mich als Köhlermädchen, trage Schwämme in die Burg, suche der Thorwärterin Gunst zu gewinnen, komme zu ihr in Dienst und — bringe es dann so weit, daß ich meinen Vater sehen, ihm manches Gute thun, und ihn vielleicht gar befreien kann." O Gott, sprach sie, und blikte mit gefalteten Händen zum Himmel, gib Du deinen Segen zu diesem Einfall!

Der Köhler schüttelte den Kopf, sagte: „Hum! Hum!" und machte Einwendungen. Rosa widerlegte alle; er mußte nachgeben. Sie eilte zur Thüre hinaus, und kam in einigen Minuten als Köhlermädchen gekleidet wieder herein. Sie hatte ihr langes himmelblaues Kleid mit einem Anzuge der Agnes verwechselt, der sehr nett und reinlich war. Das rothe Mieder, die schwarze Jake der grüne Rok nebst blendend weißem Koller und Schürze waren ihr wie angemessen, und auch der ländliche Strohhut stand ihr sehr gut. Die Köhlerin und Agnes hatten ihre Herzenslust daran, das Fräulein ihnen ähnlich gekeidet zu sehen, klatschten vor Freude in die Hände, und waren nun viel zutraulicher gegen sie, als vorher. „Die Kleider stehen Euch unvergleichlich, sagte die Köhlerin; allein Euer liebliches Gesichtlein, das wie Milch und Blut aussieht, und Eure zarten weißen Hände passen nicht dazu. Man wird bald errathen, wer Ihr seid!" Burkhard wußte ein unschädliches Mittel, ihrem Angesichte und ihren Händen eine braune Farbe zu geben, die sich leicht wieder abwaschen ließ. Er machte sogleich den Versuch damit, und die Köhlerin und Agnes riefen: „Jezt gehts gewiß; nun kennet Euch kein Mensch!"

Rosa wollte gleich am folgenden Tag den Gang nach

Fichtenburg wagen. Sie fürchtete, ein anderes Mädchen möchte ihr zuvorkommen. „So wagt es denn in Gottes Namen, sagte der Köhler. Noch diesen Abend will ich Euch die schönsten goldgelben und silbergrauen Schwämme sammeln; und einige Schnüre getrokneter Morcheln werden noch oben in der Kammer hängen. Agnes soll Euch begleiten bis zum Ausgange des Waldes, an einen kleinen Hügel, auf dem drei steinerne Kreuze stehen, wo man Fichtenburg sehen und den Weg nicht mehr verfehlen kann. Dort, bei den Kreuzen am Walde, soll sie auf Euch warten, bis Ihr wieder zurük kommt."

Am folgenden Morgen war Rosa schon sehr frühe reisefertig. Sie nahm den Korb mit Schwämmen an den Arm; Agnes trug einen andern, in dem einige Lebensmittel waren. Der Köhler und die Köhlerin segneten Rosa an der Thüre herzlich und gaben ihr noch viele Klugheitslehren. Mit Thränen in den Augen sahen sie ihr nach. „Das gute Kind! sagte der Köhler, es muß ihr gelingen; sonst bliebe die Verheissung, die bei dem vierten Gebote steht, nicht in ihrer Kraft."

Achtes Kapitel.

Rosa sucht Dienste in einer feindlichen Burg.

Rosa hatte in der Tracht eines Köhlermädchens, von Agnes begleitet, glüklich das Ende des Waldes erreicht, der sie bisher von der ganzen übrigen Welt geschieden hatte. Ein Stich ging ihr ins Herz, als sie die Fichtenburg mit dem hohen Wartthurme von Weitem erblikte. „Ach Gott, sagte sie, vielleicht zu unterst in diesem Thurme liegt mein Vater! Was macht er wohl? Ist er gesund? Haben Jammer und Kerkerelend ihn noch nicht aufgezehrt? Lebt er noch? O daß es mir gelänge, zu ihm zu kommen! O Gott, lenke Du meine Tritte und laß mich Gnade finden vor den Menschen, zu denen ich jezt gehe!"

Rosa nahm Abschied von Agnes, und sezte ihren Weg allein weiter fort. Als sie den hohen Berg erstie-

gen hatte und in das offene Burgthor trat, erblikte sie in dem Burghofe sogleich den Ritter Kunerich hoch zu Pferd, prächtig in Grün und Gold gekleidet, und mit einem wankenden Busch weißer und schwarzer Straußenfedern auf dem Haupte. Er war von mehreren Edelknechten und Jägern zu Pferde umgeben und wollte eben ausreiten auf die Jagd. Der guten Rosa brachen bei dem Anblike des grausamen Feindes ihres Vaters beinahe die Knie. Sie mußte sich auf die steinerne Bank sezen, die nächst dem Thore war: sonst wäre sie umgesunken. Jezt erklangen die Jagdhörner, und der Zug kam sehr nahe an ihr vorbei. Rosa stand auf. Allein der stolze Ritter blikte das arme zitternde Mädchen kaum an — und ritt mit seinen Leuten zum Thore hinaus.

Rosa sezte sich wieder auf die Bank. Es war ihr unbeschreiblich ängstlich und bange um das Herz. Sie dachte, es wäre das beste, zu warten, bis man sie anredete. Ueber eine kleine Weile kamen ein Paar Kinder, blieben in einer kleinen Entfernung von ihr stehen, und schauten sie an. Rosa grüßte die Kinder freundlich, und fragte nach ihren Namen. Sie sagten die Namen, und wurden nun sogleich zutraulicher. Othmar, der Knabe, machte den Dekelkorb auf, der neben ihr auf der Bank stand, und gukte, was sie darin habe. Die kleine Bertha strekte das Händchen nach den blauen und rothen Kornblumen aus, die Rosa auf den Strohhut gestekt hatte. Rosa gab dem Mädchen die Blumen und beschenkte beide Kinder mit einigen süßen Frühbirnen, die sie aus dem Korbe nahm und die ihr die Köhlerin mit auf den Weg gegeben hatte. Alle drei redeten zusammen, als wären sie Geschwister.

Die Kinder gehörten dem Thorwärter. Er blikte eben heimlich aus einem Seitenfensterlein der Thorstube, das da angebracht war, um leicht zu sehen, wer aus und ein gehe. Er ward gerührt, daß ein fremdes Mädchen mit seinen Kindern so freundlich rede. Die reine Aussprache, die liebliche Stimme, der edle Anstand des freundlichen Landmädchens, in der netten, reinlichen Bauerntracht fielen ihm auf. „In meinem Leben, sagte

er, habe ich kein so ordentliches, wohlgezogenes Bauernmädchen gesehen."

Er kam heraus und führte Rosa in die Stube. „Was hast du da feil?" sagte er freundlich. Rosa öffnete den Korb und zeigte die Schwämme. Der Mann fragte, was sie dafür verlange? „Was Ihr gern dafür geben wollet, sagte Rosa, denn ich denke, Ihr gebt einem armen Mädchen gewiß nicht zu wenig." „Das ist gut geantwortet! sagte der Mann. Warte hier; ich will die Schwämme selbst in die Schloßküche tragen, und für dich handeln. Sie haben schon lange keine mehr zu sehen gekriegt. Ich stehe dir gut, du sollst nicht zu wenig dafür bekommen." Er nahm den Korb und ging.

Bald darauf trat die Thorwärterin mit der Mittagssuppe in die Stube. „Wie kommst du da herein, du verwegener Nikel? sagte sie zu Rosa. Wer bist du? Was willst du? Was unterstehst du dich als fremd sogleich unangemeldet in diese Stube zu gehen? Auf der Stelle pak dich hinaus, oder ich werfe dir die Schlüssel an den Kopf und lasse dich mit dem großen Hofhunde hinaushezen!"

Die Kinder baten für Rosa, und zeigten die Früchte und die Blumen, die sie von ihr bekommen hatten. Eben kam auch der Thorwärter mit dem leeren Korb und dem Gelde zurük.

„Nun, nun, sagte er, sei nur nicht so gar hizig. Das Mädchen ist brav. Ich dachte schon, ob sie wohl nicht bei dir dienen möchte, da wir doch wieder ein Dienstmädchen brauchen. Aber wenn du gleich so oben hinaus bist, so bleibt kein Mensch mehr bei dir! — Ich selbst führte übrigens das gute Kind in die Stube."

„Dann ist es etwas Anderes, sagte die Thorwärterin; dann mag sie bleiben, Du mußt mirs aber nicht übel nehmen, Mädchen, daß ich in Eifer kam, für das haben wir das Brod, daß wir auf fremde Leute wohl Acht haben."

Ihr habt Recht, sagte Rosa; daß ich herein geführt wurde, konntet Ihr ja nicht wissen. Auch war es gefehlt von mir, daß ich in einer fremden Stube allein

blieb, in dieser Hinsicht lobe ich Euren Eifer und bitte Euch um Verzeihung.“

Das gefiel der Thorwärterin. Wenn man ihr nur Recht ließ, so gab sie sich schon zufrieden. „Weil du dein Obst mit meinen Kindern theiltest, sagte sie, so sollst du an unserem Mittagsmahl auch Theil haben. Komm, sez dich an den Tisch und iß mit.“

Rosa aß mit. Die zwei Kinder gaben ihr aber so viel zu thun, daß sie kaum einen Löffel zum Munde bringen konnte. Doch redete sie mit der ihr ganz eigenen Leutseligkeit immer mit ihnen, beantwortete alle ihre Fragen, und war so freundlich gegen die Kleinen, daß es die Mutter entzükte.

Als Rosa den leeren Korb nahm und gehen wollte, schrieen beide Kinder: „Da bleiben, da bleiben!“

Ja, mir wäre es recht lieb, wenn du bleiben könntest! sagte die Mutter. Möchtest du nicht zu mir in den Dienst?“

„O von Herzen gern, sagte Rosa, und ich würde Euch gewiß treu und redlich dienen.“

„Nun wohl, sagte die Thorwärterin, so gehe erst nach Hause und rede zuvor noch mit deinen Leuten, und wenn es diesen auch recht ist, so kannst du den kommenden Samstag deinen Dienst hier antreten.“

Die Thorwärterin sagte noch, was sie ihr Lohn geben wolle, und that ihr weißes Brod und geräuchertes Fleisch in ihren Korb. „Bringe das deinen Leuten zum Gruß, sprach sie, und komme gut nach Hause.“

Rosa dankte für die Gabe, und eilte nun freudig dem Walde zu. Agnes saß nicht weit von den drei Kreuzen unter einer Haselstaude und strikte. Sie sprang, sobald sie das Fräulein von Weitem kommen sah, augenbliklich auf, lief ihr entgegen und sagte: „Nun Gottlob, mein liebstes Fräulein, daß Ihr wieder da seid. Ihr werdet müde und hungerig sein. Kommt, sezt Euch dort unter den Haselstrauch, wo mein Korb steht, ins Grüne, und labt Euch mit Milch und Butterbrod — und erzählt mir, wie alles gegangen ist.“

Rosa ging mit ihr. „O du gute Agnes, sagte sie, du

hast ja mit dem Essen gewartet, bis ich kam. Du hast indessen nichts angerührt. Iß doch jezt! Ich habe schon zu essen bekommen. Einige Augenblike will ich mich indessen doch zu dir sezen. Laß uns aber eilen; wir dürfen uns nicht in die Gefahren der Nacht wagen. Erzählen kann ich dir ja im Gehen — und etwa unterwegs auch noch ein Stükchen Butterbrod verzehren.“ Agnes sagte: „Ja, das kann ich ja auch!“ Sie machten sich unverzüglich auf den Weg.

Tief im Walde, als die Sonne bereits unterging, kamen ihnen der treue Köhler und sein Weib, die um Rosa und Agnes besorgt waren, entgegen. Die guten Leute freuten sich, daß alles so gut abgelaufen sei; nur schmerzte es sie, daß sie nun ihr liebes Fräulein verlieren sollten. Sie legte den übrigen Weg unter vertraulichen Gesprächen glüklich zurük. Als sie in das kleine Thal kamen, war eben der Vollmond safrangelb in Osten aufgegangen und beleuchtete die friedliche Köhlerwohnung. Rosa begab sich sehr ermüdet, aber auch sehr vergnügt, auf ihre Kammer und dankte, bevor sie sich niederlegte, Gott auf den Knien, daß Er den Anfang ihres Unternehmens gesegnet, und flehte zu Ihm, daß Er es auch zu einem glüklichen Ende führen wolle.

Neuntes Kapitel.

Rosa als Dienstmädchen.

Der nächste Samstag, an dem Rosa abreisen sollte, war für alle im Hause ein sehr trauriger Tag. Es kam Rosa unaussprechlich hart an, diese guten Leute, die es so redlich mit ihr meinten, und das freundliche Thal, in dem sie so ruhig lebte, zu verlassen — und hinzugehen in die Burg eines Feindes, an den sie nicht ohne Schreken denken konnte. Auch wußte sie wohl, daß sie sich jezt in einen Dienst begebe, in dem keine geringe Leiden auf sie warteten. Allein im Vertrauen auf Gott und aus Liebe zu ihrem Vater trat sie diesen harten Weg muthig an. Der ehrliche Burkhard und sein gutes

Weib gingen bis zu Ende des Waldes mit ihr — und nahmen dann unter tausend heißen Thränen und frommen Segenswünschen Abschied von ihr. Agnes aber, die ihr das kleine Wanderbündelein trug, begleitete sie bis in die Thorstube zu Fichtenburg.

Die Thorwärterin nahm beide sehr freundlich auf. „Das ist brav, daß du Wort hältst, sagte sie zu Rosa. Sezt euch nun beide; ich will euch beide gut bewirthen.“ Rosa öffnete den Korb, den sie am Arm hatte, und überreichte, als einen kleinen Gegengruß von ihren Leuten, der Thorwärterin einige Reisten sehr feinen Flachs. Da ward sie noch freundlicher. „Du und deine Leute wissen zu leben, sagte sie; es wird gut gehen.“ Für die Kinder hatte Rosa Birnen und Pflaumen und eine Menge Haselnüsse und getrokneter Dornschlehen mitgebracht, worüber die Kinder eine ungemeine Freude hatten. Alle waren sehr vergnügt.

Nach dem Essen nahm Agnes, bitterlich weinend, Abschied von Rosa. „Nun, nun, sagte die Thorwärterin, weine nicht so! Du kannst uns ja öfters besuchen. Es wird mir allemal lieb sein. Und wenn du allemal Morcheln mitbringen willst, so wird es mir noch lieber sein, und dir wird dann noch obendrein der Gang bezahlt.“ Agnes versprach recht oft zu kommen, und ging schluchzend zur Thüre hinaus. Der guten Rosa aber, die sich jezt, von allen ihren guten Freunden getrennt, in den Mauern einer feindlichen Burg sah, war es nicht anders, als wäre sie nun ganz allein auf der Welt.

Nachdem Agnes fort war, sezte sich die Thorwärterin in den großen Lehnsessel, der neben dem Ofen stand nahm eine etwas höhere Miene an, und sagte, indem sie mit dem Finger auf den Boden zeigte: „Du, Röse! steh einmal daher, hieher auf dieses Pläzchen. Ich habe ein paar Wörtlein mit dir zu sprechen. Merke also wohl auf:“

„Ich weiß wohl, man sagt mir nach, es sei mit mir gar nicht auszukommen; ich sei zu hizig und aufbrausend; ich habe in einer Zeit von fünf Jahren bei zwanzig Mägde gehabt. Das sagt man weit umher im gan=

zen Lande. Davon sagt man aber nichts, was alle diese Mägde für Fehler hatten. Ich muß dir diese Muster doch ein wenig beschreiben."

Sie fing nun an, mit sehr geläufiger Zunge und vieler Hize ihre bisherigen Mägde abzuschildern.

„Die Erste, sagte sie, die Brigitt — doch ich will die Namen der Mägde nicht nennen, um sie nicht in übeln Ruf zu bringen; ich will dir nur ihre Fehler zur Warnung vor Augen stellen — die Brigitt also, über die ich mich fast am meisten erzürnte, war höchst stolz und hochmüthig, wollte alles besser wissen, und niemals Unrecht haben. Einmal hatte sie mir einen Eierkuchen so vollkommen zu Kohlen verbrannt, als hätte sie diese Kunst von einem Kohlenbrenner gelernt. Und da war sie noch so unverschämt und behauptete mir unter das Gesicht, der Kuchen sehe schön gelb aus wie Gold und keiner auf der ganzen Welt könne besser schmeken. Da überlief mir die Galle und ich wies ihr die Thür."

„Die Andere war ungenügsam, mit nichts zufrieden, immer mürrisch und verdrießlich. Sie machte beständig ein Gesicht, als kaute sie Wermuth. Immer wußte sie etwas an der Kost zu tadeln. Mehr als zehnmal warf sie mir die viele Arbeit und den wenigen Lohn vor. Da bekam ichs endlich genug, und sagte: Nun Urschel, so suche dir denn einen Dienst, wo du mehr Lohn und weniger Arbeit hast."

„Die Dritte war die Faulheit selbst. Ich glaubte es nicht zu erleben, bis sie mit einer Arbeit fertig war. Bis sie einen Topf gespült hatte, hätte Moos daran wachsen können. Sie war zu faul, sich zu büken. Wenn sie die Stube gekehrt hatte, ließ sie den Besen vor der Thüre liegen, und stieg zehnmal darüber hinüber, bis ich ihn endlich in die Eke stellte. Alle Morgen mußte ich sie weken und wohl zehnmal rufen: Steh doch einmal auf, du faule Käther! Es wäre fast nothwendig gewesen, der Engel mit der Posaune wäre gekommen, sie zu erweken. Ich glaube, wenn ich sie einmal hätte liegen lassen, sie schliefe noch. Wem wäre nun mit einer so trägen Magd gedient gewesen? Ich sagte, sie

sollte gehen, oder wenn sie zu faul dazu wäre, so wolle ich sie auf dem Schubkarren fortführen lassen."

„Die Vierte war naschhaft. Rahm und Butter, Fleisch und Spek waren so wenig vor ihr sicher, als vor einer Kaze. Einmal im Frühlinge, an einem Sonntage Nachmittags, wollte ich meinem Manne, der über Feld war, entgegen gehen bis auf das nächste Dorf. Unterwegs schaute ich mich um, und sah aus meinem Kamine Rauch aufsteigen. Ich kehrte auf der Stelle um — und als ich in die Küche trat, was erblikte ich da? Da saß meine saubere Margreth auf dem Heerde und hatte eine große Schüssel voll Apfelküchlein vor sich stehen. Alle Welt, wie ich da auffuhr! sie mußte sich über Hals und Kopf aus dem Hause paken. Wer hätte ein so treuloses Thier auch nur noch einmal über Nacht behalten mögen?"

„Die Fünfte war unreinlich in ihrem Anzuge. Zwar an den Sonn- und Festtägen stieg sie gepuzt einher, wie ein Pfau. Aber an den Werktagen sah sie aus, als wäre sie ganz aus Schmuz und Lumpen zusammengesezt. Wenn man sie ausgestopft und auf den Aker hinaus gestellt hätte, so hätte sie nicht nur die Vögel verscheucht, sogar die wilden Schweine wären vor ihr davon gelaufen. Diese schaffte mir der Ritter weg; er sagte, es sei unanständig, daß einem sogleich bei dem Eintritte in das Schloß eine solche Vogelscheuche in das Auge falle."

„Die Sechste war höchst vergeßlich und unachtsam, und sah nicht im geringsten auf meinen Nuzen. Sie dachte an gar nichts, und ich mußte es ihr alle Tage aufs neue sagen, was sie jede Stunde zu thun habe. Sie zerbrach mir mehr Schüsseln und Häfen, als Tage im Jahre sind. Die zinnernen Löffel schüttete sie mit dem Spülwasser aus: ich fand einmal einen im Schweinstalle und das Schwein hatte ihn zerbissen. Bald darauf zerbrach sie ein Glas. Ich hörte es klingeln und lief in die Küche. Sie hatte aber die Scherben schon verstekt und leugnete die That. Ich suchte lange vergebens. Mir war sie aber nicht zu listig. Sie hatte die Scherben in

das Spülwasser geworfen, aus dem ich sie heraus fischte und mich im Eifer noch dazu in die Finger schnitt. Darüber wurde ich noch zorniger. So, sagte ich, die Glasscherben hätte wieder mein Schwein verschluken sollen. Aber ehe ich mein Schwein darauf gehen lasse — gehst mir lieber du. Sie mußte fort."

„Die Siebente war vorwiziger und schwazhafter als eine Dohle. Immer horchte sie heimlich an den Thüren. Alles, was im Hause vorging, plauderte sie aus, und stiftete dadurch vielen Zank und Hader an. Wenn man wollte, daß etwas recht bald allgemein bekannt werde, durfte man es nur ihr anvertrauen, so konnte man sich das Trinkgeld für das Ausschellen ersparen. Sie war eine entsezliche Plaudertasche, die alles übertrieb und an kein Ende kommen konnte. Doch — horch! — eben hat man mir geschellt; jezt muß ich abbrechen. Das ist mir recht leid, denn ich habe mich ohnedieß sehr kurz gefaßt. Ich könnte dir von jeder dieser Mägde drei Stunden lang erzählen. Wir wollen das Weitere auf Morgen sparen. Da ists Sonntag; da haben wir recht Zeit dazu. Merk dir indessen diese Fehler und hüte dich davor, so wie vor allen andern, die ich dir noch in dem Spiegel meiner Mägde zeigen werde; so werden wir, wie ich hoffe, nicht übel mit einander auskommen."

Rosa sah wohl ein, daß es die Thorwärterin selbst übertreibe und gar nicht Ursache habe, Andern über die Schwazhaftigkeit Vorwürfe zu machen. Auch war Rosa der richtigen Meinung, daß man diese Mägde zuvor auch anhören müßte, ehe man über sie urtheilen könnte. Sie sagte indessen bloß: „Wenn eine Magd nur den zehnten Theil von einem der genannten Fehler an sich hätte, so verdiente sie schon Tadel, und eine Hausfrau, die auf Fleiß, Reinlichkeit und gute Hausordnung hält, könnte allerdings nicht mit ihr zufrieden sein. Ich werde mich bemühen, alle diese Fehler gänzlich zu meiden."

Wirklich war auch Rosa recht das Bild einer guten Dienstmagd. Sie diente, nach der Lehre Jesu und seiner Apostel, ihrer zeitlichen Herrschaft nicht bloß unter den Augen, um sich bei den Menschen wohl daran zu

machen, sondern mit einem redlichen Herzen und aus Furcht Gottes. Was sie immer that, das that sie von Herzen gern, als thäte sie es Gott, und nicht den Menschen. Sie war unermüdet fleißig; es war eine Lust anzusehen, wie flink und frisch sie die Arbeit angriff, und wie schnell und gut ihr alles von Statten ging. Nichts mußte man ihr zweimal befehlen; sie verrichtete die Arbeiten, die täglich vorkamen, zu rechter Zeit und wartete nicht, bis man sie daran mahnte. Sie sah selbst ein, was zu thun sei; ja manche Arbeit war schon gethan, ehe man daran gedacht hatte, sie ihr zu befehlen. Hausgeräthe und Geschirre stellte sie, wenn man sie nicht mehr brauchte, an ihren Ort. Die Stube hielt sie höchst reinlich, und ruhte nicht, bis in der Küche alle Geschirre glänzten und blinkten, daß jeden, der hinein kam, die Reinlichkeit gleichsam anlachte. Das Eigenthum ihrer Herrschaft nahm sie mehr in Acht, als das Ihrige. Sie ging mit dem irdenen Geschirre so vorsichtig um, als wäre es das feinste Porzellan. Keine Nähnadel, die sie auf dem Boden erblikte, ließ sie liegen; sie hob sie auf, und stekte sie in das Nähkissen ihrer Hausfrau. Heimlich zu naschen wäre ihr nur ein Greuel gewesen; ja sie hätte sich vor der Sünde gefürchtet, auch nur ein Trümmchen Faden zu veruntreuen. Sie war sehr verschwiegen, und was im Hause geredet und gethan wurde, kam nie über ihre Lippen. Sie war sehr genügsam und zufrieden, und deßhalb auch immer heiter und freundlich. Sie war die Bescheidenheit selbst. Wenn sie je etwas versah, so gestand sie den Fehler ein und bat um Verzeihung. Wenn sie ohne ihr Verschulden ausgezankt wurde, so verstand sie die große Kunst, zu rechter Zeit zu schweigen; und ihr Schweigen und der Anblik ihrer sanften Engelsmiene rührte und besänftigte die aufgebrachte Hausfrau auch mehr, als alles, was Rosa zu ihrer Vertheidigung hätte sagen können. Die Thorwärterin wurde nach und nach selbst sanfter, und es kam, zum nicht geringen Erstaunen ihres Mannes, hie und da ein Tag herum, ohne daß sie ein einziges Mal zankte.

Indessen hatte Rosa dennoch einen sehr harten Dienst.

Sie war in den feinen weiblichen Arbeiten für ihr Alter eine Meisterin; allein viele der rauhen Arbeiten, die man ihr jezt auftrug, waren ihr, als einem adelichen Fräulein, ganz und gar ungewohnt, und fielen ihr deßhalb sehr schwer. Sie mußte jeden Morgen vor Tag aufstehen, Holz und Wasser tragen, in der Küche Feuer aufschüren und die Geschirre spülen, den Stubenboden und das Küchenpflaster auffegen und noch viele andere Arbeiten der Art verrichten. Da sie mit mancher dieser Arbeiten, die sie das erste Mal in ihrem Leben that, bei dem besten Willen nicht allemal sogleich zurecht kommen konnte, so mußte sie sich von der aufgebrachten Hausfrau dumm und ungeschikt schelten, und mit allerlei garstigen Namen benennen lassen. Die Kost war zwar in ihrer Art gut; allein manche Speise kam dem guten Fräulein so fremd und seltsam vor, daß es sie keine kleine Ueberwindung kostete, davon zu essen. Ihr Bett war zwar reinlich, allein für ein Fräulein sehr armselig.

Wenn sie nun vom frühen Morgen bis zum späten Abend hart gearbeitet hatte, und noch dafür ausgezankt und gescholten worden, und müde und traurig auf ihre kleine Schlafkammer kam, so war es ihr einziger Trost, noch eine halbe Stunde für sich allein zu sein und ihre Leiden Gott zu klagen. Oft öffnete sie ein Fenster, blikte mit Thränen in den Augen zu den Sternen auf und betete. „O mein Gott, sagte sie, alle diese Leiden will ich gern ertragen, wenn nur am Ende die Leiden meines geliebten Vaters dadurch erleichtert werden.“

Zehntes Kapitel.

Rosa kommt zu ihrem Vater in das Gefängniß.

Rosa hatte in ihrem Dienste schon viele harte Tage zugebracht und noch keine Gelegenheit gefunden, zu ihrem Vater in das Gefängniß zu kommen. Es war ihr sehr schmerzlich, ihm so nahe zu sein, und ihn doch nicht

zu sehen. Indessen war ihr sogleich anfangs ein Strahl von Hoffnung aufgegangen. Sie hatte bemerkt, der Thorwärter sei zugleich Kerkermeister und er müsse den Gefangenen die Kost reichen. Sie erkundigte sich bei ihm von Zeit zu Zeit nach allen Gefangenen. Da hörte sie doch wenigstens, daß ihr lieber Vater noch lebe und gesund sei. Sie bat den Thorwärter öfters, ihr die Gefangenen zu zeigen; er aber schüttelte allemal den Kopf und sagte: „Man muß nicht so vorwizig sein.“ Oft konnte sie die Thränen nicht zurük halten, wenn sie das irdene Schüsselein mit magerer Suppe sah, das nebst schwarzem Brod und dem Wasserkrug für ihren Vater bestimmt war. „Ach, seufzte sie, was ich auch leide, ist nichts gegen das, was er ausstehen muß! Ich will von nun an jedes Leiden für nichts achten.“

Eines Abends, als eben die Suppe für die Gefangenen in den irdenen Geschirren auf dem Tragbrette bereit stand, sagte der Thorwärter zu Rosa: „Du, Röse, komm mit! Morgen muß ich in Geschäften meines gestrengen Ritters verreisen. Ich will dir die Gefängnisse zeigen, so kannst du den Gefangenen das Essen bringen. Mein Weib hat wenig Zeit und noch weniger Lust dazu.“ Er nahm das Brett, auf dem die Geschirre standen in eine, und den rasselnden Bund Schlüssel in die andere Hand, und ging durch einen langen dunkeln Gang voran.

Es war für Rosa sehr unerwartet, daß sie jezt in diesem Augenblike ihren Vater sehen sollte. So groß ihre Freude auch war, so empfand sie doch eine Art von Schreken. Sie war ganz erschüttert. Mit klopfendem Herzen folgte sie dem Thorwärter durch den dunkeln Gang. Sie war indeß bald wieder gefaßt, und nahm sich fest vor, sie wolle sich jezt ihrem Vater noch nicht zu erkennen geben. „Denn, dachte sie, wenn das Geheimniß, daß ich seine Tochter sei, entdekt würde, so würde man mir die Schlüssel zu seinem Gefängnisse gewiß nicht anvertrauen.“

Der Thorwärter blieb bei einer kleinen Oeffnung, die sich in der diken Mauer befand, und mit einem eisernen Lädchen verschlossen war, stehen, und schloß das Lädchen auf. Rosa sah ängstlich und bebend hinein. Ein Mann

mit verwildertem Haare und Bart und einem schreklichen Blik saß in dem düsteren Kerker. „Der, sagte der Thorwärter, war ein tapferer, rüstiger Kriegsmann; aber die Spielsucht und das verwünschte Saufen verleiteten ihn, aus einem edeln, tapfern Krieger ein Straßenräuber zu werden. Ich möchte den Lohn, der auf ihn wartet, nicht mit ihm theilen.“ Er gab ihm die Wassersuppe hinein und schloß wieder zu.

Hierauf öffnete er ein anderes Fensterlädchen. Rosa erblikte in dem dumpfen Gewölbe eine todtenbleiche, weibliche Gestalt in schweren Ketten, mit zerstreuten Haaren, eingefallenen Wangen und Augen voll unbeschreiblicher Schwermuth. „Diese, sagte der Thorwärter, indem er die Suppe hinein stellte und das Lädchen wieder zuschloß, war einst ein Mädchen, schön wie ein Engel — wenn sie nur auch unschuldig geblieben wäre, wie ein Engel. So aber lief sie heimlich den bösen Gelegenheiten nach, und jezt ruht ein schwerer Verdacht auf ihr, sie sei eine Kindsmörderin. Wenn es so ist, so wird sie mit dem Schwerdte hingerichtet. Die Verzweiflung macht sie oft ganz rasend. Bei Leibe öffne die Thüre ihres Gefängnisses nie. Sie könnte dir ein Leid anthun und ausreißen.“

„Nur zu diesem allein dürfen wir hineingehen, sagte der Thorwärter, und öffnete eine eiserne Thüre. Dieser ist ein guter Mann, sanft und fromm wie die Geduld. Es ist Ritter Edelbert von Tannenburg.“ Die arme bebende Rosa hätte ihn nicht mehr erkannt. Er war sehr bleich und hager, und hatte einen langen Bart. Seine Kleidung war abgetragen und unscheinbar. Er saß auf einem steinernen Size, an den er mit einer langen Kette, so daß er im Kerker umher gehen konnte, angeschlossen war. Der Tisch darneben war aus einem einzigen großen Steine ausgehauen. Ein irdener Krug, neben dem etwas troknes Brod lag, stand darauf. Der gute Ritter hatte den linken Arm auf den Tisch gestüzt, und hielt mit der Hand die Stirne. Die Rechte bot er wehmüthig seinem Kerkermeister dar. Neben dem Tische stand eine uralte Bettlade von wurmstichigem Holze. Etwas Stroh und eine grobe Wollendeke dienten zum Bette. Das ganze Gefängniß war sehr schauer=

lich anzusehen. Es war, weil es für gefangene Ritter bestimmt war, sehr geräumig, aus großen Felsenstüken in die Runde gemauert und hoch gewölbt. Mauern und Gewölbe sahen vor Alter ganz schwarzgrau aus. Ein einziges schmales und stark vergittertes Fenster befand sich in der diken Mauer. Der größte Theil der kleinen runden Fensterscheiben war von außen mit Schutt verschüttet; die übrigen Scheiben waren mit Nesseln überwachsen, so, daß nur etwas grünliches Licht in diese düstere Gruft fiel und sie noch schauerlicher machte.

„Ritter, sagte der Thorwärter, morgen wird Euch mein Dienstmädchen Eure Kost reichen. Ich muß in Geschäften verreisen.“

Edelbert betrachtete Rosa. Ihr Anblik erinnerte ihn sogleich an seine Tochter; indessen kannte er sie nicht. „Mein Gott, seufzte er, und Thränen kamen ihm in die Augen; von dieser Größe und in diesem Alter ist meine Rosa auch. Ach, könnet Ihr mir denn gar nichts von ihr sagen, lieber Kerkermeister? Habt Ihr denn noch keine Kunde von ihr eingezogen, wo sie sei und wie es ihr gehe? Ich habe Euch ja schon hundertmal darum gebeten.“

Der Thorwärter sagte: „Der liebe Gott im Himmel weiß, wo sie ist! Denn von den Menschen vermag keiner auszuspähen, wo sie hingekommen.“

„Ach Gott, sagte Edelbert, so hat denn nicht ein einziger von jenen Rittern, die sich meine Freunde nannten, als ich noch im Glüke war, sich meiner Tochter erbarmt und sie in seine Burg aufgenommen!“ — Edelbert dachte jezt wohl an seinen getreuen Burkhard. Er hoffte, Rosa werde bei ihm sein. Er wollte es sich aber nicht merken lassen, um den guten Burkhard, dem Kunerich sehr feind war, nicht unglüklich zu machen. Er sagte also bloß: „Nun, nun, ich hoffe, sie werde sich sonst bei guten Leuten befinden, die auf sie Acht haben, damit sie unschuldig und gut bleibe. — Nur dieses laß mich noch sicher erfahren, lieber Gott, ehe ich in diesem Kerker sterbe; dann will ich meine Augen im Frieden schließen, ohne ihr Angesicht noch einmal zu sehen, so

sehnlich ich dieß auch noch vor meinem Tode wünschte, — Kerkermeister, o Ihr glaubt nicht, was für ein liebes, gutes Kind meine Rosa gegen mich war, wie sie mich liebte, wie sie mir alles that, was sie mir nur immer an den Augen ansehen konnte. Sie machte mir nichts als Freude. Nun, wo sie auch ist — so wird es ihr wohl gehen." — „Sei du, liebes Kind, sprach er zu Rosa gewendet, gegen deine Eltern auch so gut und folgsam, wenn sie noch leben."

Rosa, die bisher nur Schreken über das schauerliche Gefängniß und das bleiche Aussehen ihres Vaters empfand, fing jezt an zu weinen und zu schluchzen. Ihr Herz brach. Bald wäre sie ihrem Vater um den Hals gefallen, und nur mit Mühe hielt sie sich zurük.

Edelbert verwunderte sich, sie so gerührt zu sehen, nnd sagte: „Ist dir vielleicht erst kürzlich dein Vater oder deine Mutter gestorben, daß du so gar trostlos weinest?"

Rosa konnte vor Weinen kaum die Worte hervorbringen: ihre Mutter sei schon länger gestorben; ihr Vater lebe noch, es gehe ihm aber sehr hart.

„Nun, sprach Edelbert, Gott wolle sich über ihn erbarmen! — Du hast aber ein sehr weiches Herz, liebes Kind! Gott bewahre es vor Verführung!"

„Es ist wahr, sagte der Thorwärter zu Rosa, du bist gar zu weichherzig! Weine nicht so, sonst kann ich dir dieß Geschäft nicht überlassen. — Uebrigens, fuhr er gegen Edelbert fort, ist sie ein herzensgutes Kind. So fromm, so willig, so fleißig, daß man wohl zehn Meilen in die Runde kein besseres Mädchen finden kann. Und wie lieb sie meine Kinder hat und was sie an ihnen thut, das können ich und mein Weib gar nicht genug rühmen. Wenn meine kleine Bertha einmal auch so wird, so will ich Gott alle Tage auf den Knieen danken!"

Edelbert blikte Rosa mit unbeschreiblicher Freundlichkeit an. „Gott segne dich, liebe Tochter! sagte er, und bot ihr die gefesselte Hand. Bleibe immer ein so gutes Kind, bete fleißig und vertraue auf Gott! — so wird

deinem Vater gewiß geholfen und er erlebt gewiß noch große Freude an dir."

„Das gebe Gott!" sagte Rosa mit gebrochener Stimme, küßte die dargebotene Hand, und ihre heißen Thränen fielen darauf.

Es war gut, daß der Kerkermeister ging, denn länger hätte Rosa sich nicht mehr halten können. Sie wußte nicht, wie sie zum Kerker hinaus kam. Sie wankte durch den langen Gang zurük und mußte sich an den Mauern halten, daß sie nicht umsank.

Eilftes Kapitel.

Rosa giebt sich ihrem Vater zu erkennen.

Rosa brachte den übrigen Abend in sehr traurigen Gedanken zu. Die bleiche Gestalt ihres geliebten Vaters, wie sie ihn mit Ketten beschwert in dem schauerlichen Gefängnisse gesehen hatte, schwebte ihr immer vor Augen. Sein Elend ging ihr durch die Seele, und nur die nahe Hoffnung, sich ihm zu entdeken, und sein Elend zu ererleichtern, linderte ihren Schmerz ein wenig. Sobald sie nach vollbrachtem Tagewerk in ihre Schlafkammer trat, fiel sie auf ihre Knie nieder, und flehte mit heißen Thränen zu Gott; Er, der ihr Unternehmen bisher gesegnet habe, wolle ihr ferner beistehen, und ihrem armen bedrängten Vater durch sie Trost und Erquikung bereiten. Sie legte sich hierauf schlafen; allein sie konnte fast bis Mitternacht kein Auge schließen.

Nach ein Uhr wurde sie von der Thorwärterin gewekt. Der Thorwärter wollte um zwei Uhr fort. Rosa sollte ihm zuvor eine Suppe kochen. Sie schürte Feuer an und machte die Suppe. Der Thorwärter aß, lobte Rosa's Kochkunst, versprach ihr etwas mitzubringen, wenn sie indeß ihre Geschäfte gut machen würde, schwang sich auf sein Roß und ritt fort. Die Fallbrüken wurden wieder aufgezogen, und die Thorschlüssel durch einen Kriegsknecht dem Ritter Kunerich überbracht, der sie zu Nacht immer selbst in Verwahrung nahm.

Die Thorwärterin war wieder schlafen gegangen. Rosa befand sich in der einsamen Thorstube allein. Leise und sorgsam löste sie nun den Schlüssel zu dem Gefängnisse ihres Vaters, den sie sich wohl gemerkt hatte, aus dem Bunde heraus, nahm die alte Laterne des Kerkermeisters, die neben dem Schlüsselbunde in dem Kasten hing, ging damit in ihre Kammer, und verweilte da noch einige Zeit. Jezt, da alles im Schlosse wieder ruhig und still war, stellte sie ihr kleines Oellicht in die Laterne, bedekte sie mit ihrer Schürze, schlich, nach abgelegten Schuhen, durch den langen schauerlichen Gang zu dem Gefängnisse ihres Vaters — und öffnete, so still als möglich, die Thüre.

Sie zündete mit der trüben Hornlaterne, die der viele Ruß noch trüber gemacht hatte, hinein — und sieh da, Edelbert saß mit in einander geschlungenen Armen auf dem Steine neben dem Tische. Er verwunderte sich, als er bei dem braungelben Scheine der Laterne das Dienstmädchen des Thorwärters zu erkennen glaubte.

„Bist du's, gutes Kind? sagte er. Was willst du so spät in der Nacht, oder vielmehr so früh am Morgen? Es ist noch nicht lange, daß der Wächter zwei Uhr gerufen hat.“

„Vergebt, flüsterte Rosa mit leiser Stimme, daß ich Euch störe. Doch wie ich sehe, habt Ihr auch nicht geschlafen. Ich möchte gern allein mit Euch reden; deßhalb komme ich zu dieser nächtlichen Stunde.“

„O mein Kind, sagte Edelbert, das ist gefährlich. Das könnte dir böse Händel machen. Ein wakeres Mädchen sollte überhaupt zu Nacht gar keinen Fuß über die Schwelle ihrer Kammer sezen, ja lieber die Thüre fester verriegeln, als mein eisernes Kerkerthor hier.“

„Seid ohne Sorgen, sagte Rosa. Alles im Schlosse, den Thurmwächter und den Hahn ausgenommen, liegt im tiefen Schlafe. Nicht ohne Ueberlegung und Gebet komme ich hieher. Gott leitete meine Tritte; Er ist gewiß mit mir. Nur ein paar Wörtchen möchte ich mit Euch reden. Euer Jammer um Eure Tochter geht mir

so zu Herzen, daß ich nicht schlafen kann; ich komme, Euch Nachricht von ihr zu geben."

„Von meiner Rosa?" fragte er schnell. „O Gott, wenn das wäre, so wärest du, liebes Kind, mir willkommen, wie ein Engel des Himmels, der meinen Kerker besuchte. O sag an — sag an — kennst du sie? Hast du sie gesehen? Hast du selbst mit ihr geredet? Ist sie gesund? Gehts ihr wohl? O rede, rede! Kannst du mir etwas Gewisses von ihr sagen?"

„Ich kann Euch die sichersten Nachrichten von ihr geben, sprach Rosa. Da seht! — Kennet Ihr diese goldene Kette? Diese goldne Münze?"

„Gott im Himmel! rief Edelbert und griff mit zitternden Händen darnach. Das ist ja die goldene Denkmünze, die ich meiner Rosa in der Stunde des Abschieds zum steten Andenken gegeben habe. Ich habe ihr sehr nachdrüklich befohlen, dieses kostbare Geschenk nie aus den Händen zu lassen. Du mußt sehr gut mit ihr bekannt sein, liebes Kind, und sie muß sehr viel auf dich halten, daß sie es dir anvertrauen konnte. Gewiß that sie das nur, damit ich dir leichter glaube, die Nachrichten, die du von ihr bringst, sind gewiß sehr wichtig."

„Sie gab es nicht in fremde Hände, lieber Vater, sprach jezt Rosa; sieh — ich bin Rosa, deine Tochter!"

„Du? rief Edelbert erstaunt. O betrüge mich nicht! Meine Tochter war, was ihr Name sagt, eine blühende Rosa, und du — du, nein, du bist es nicht!"

Rosa hatte, bevor sie zu ihrem Vater ging, ihr Angesicht von der entstellenden braunen Farbe sorgfältig mit Seifenwasser gereinigt. Sie nahm jezt das helle Oellichtlein aus der düstern Laterne heraus — und sieh da, ihr sanftes, holdes Angesicht war liebreicher und schöner, als es der Vater je gesehen hatte; weiß und röthlich, gleich einer zarten Lilie im purpurnen Morgenschimmer oder im Wiederscheine einer nahen Rose. Ihre braunen Loken schwebten in Ringeln um ihr Haupt. Thränen schimmerten in ihren Augen — obwohl sie mit der Freundlichkeit eines Engels lächelte.

„Rosa, du? rief jezt der Vater außer sich, und die goldene Kette entfiel seinen Händen. Du hier? O komm in meine Arme! O, da ich dich wieder habe — jezt mag dieser feste Bau von schweren Quaderstüken über mir zusammen stürzen; ich achte es nicht!“

Er schloß sie in seine Arme und benezte ihr Angesicht mit Thränen, und auch sie weinte lange an seinem Halse. „Vater! Vater! liebster Vater!“ war alles, was sie hervorbringen konnte.

„Aber sage mir doch, liebste Rosa, sprach der Vater, wie kommst du hieher, enthülle mir doch dieses Geheimniß. Welches schrekliche Schiksal hat meine Rosa so tief erniedrigt, die geringste Dienstmagd, die Dienerin des lezten Dieners in diesem Schlosse zu werden?“

Rosa erzählte ihrem Vater ihre ganze Geschichte — wie freundlich sie der redliche Köhler im Walde aufgenommen, wie sie da immer so bekümmert um ihren Vater gewesen, wie sie auf den Gedanken gekommen, als Köhlermädchen gekleidet in die Dienste des Kerkermeisters zu treten, um so wieder zu ihrem Vater zu kommen, wie schmerzlich sie sich nach diesem seligen Augenblike gesehnet, ihn wieder zu sehen. —

„Und nun, schloß sie, hat Gott mein Gebet erhört, meinen herzlichsten Wunsch erfüllt, mir Gelegenheit verschafft, dich, bester Vater, öfters zu sehen, mit dir zu sprechen, dir hie und da eine bessere Nahrung mitzutheilen, dir allerlei kleine Dienste zu erweisen. O ich bin die glüklichste Tochter! Mein ganzes Leben soll ein lautes Dankgebet sein!“

Der Vater blikte weinend zum Himmel. „Ach, sagte er, nicht die glüklichste, aber die beste Tochter bist du! Ich bin der glüklichste Vater. Wie oft schmerzte mich mein hartes Schiksal, daß ich die goldene Kette hier mit der eisernen vertauschen mußte! Aber jezt danke ich Dir, o Gott, für diese Schikung! Ohne die Schikung hätte ich das Herz meiner Tochter nicht so kennen gelernt. Ich meinte Wunder, wie glüklich ich sei, als der Kaiser mir diese goldene Kette umhängte. Jezt, mit dieser eisernen Kette beschwert, die meinen Arm längst

wund gedrükt, bin ich glüklicher. Ich fühle sie nicht mehr. Ich gäbe diesen Augenblik, da ich dich in meinem Arme halte, nicht für alle Schäze der Welt. Ja, sagte er, und warf einen verachtenden Blik auf die goldene Kette, die noch auf dem Boden lag, was ist Gold? — Nichts gegen die Tugend und die Seligkeit, mit der sie lohnt.“ — „Doch halt, ich thue der Denkmünze Unrecht, sagte er jezt und hob sie auf. Sie hat einen hohen Werth; nicht weil sie aus reinem, lauterm Golde geprägt ist, sondern weil die schönen Sinnbilder und Sprüche darauf sich uns als goldreine, lautere Wahrheit bewähren!“

„Ja, liebste Rosa, eben jezt gehen sie an uns in Erfüllung. Gottes Auge wachte über dich! Er bewahrte dich und führte dich unschuldig und gut wieder in meine Arme. Er, dessen Blike sich von keiner Mauer abhalten lassen, schaute in meinen Kerker und erbarmte sich meines Elendes. Er bereitete uns mitten in diesem schreklichen Kerker diese Augenblike des Himmels. Gott ist mit uns. Dieser Ritter wollte gegen uns sein; allein er war nur ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, mir diese Freude zu bereiten. Im Kreuze ist Heil. Durch Leiden führt Gott zu den edelsten Freuden. Dieß fühle, dieß erfahre ich jezt schon. Kunerich mag, wenn er bei rauschender Musik, Trunk und Tanz die Nächte durchschwärmt, mich wohl für höchst elend halten; allein, laß den Jubel der Trompeten und das Geschrei der Zecher bis in meinen Kerker herab schallen, wie ichs oft um Mitternacht hören mußte — ich tauschte nicht mit ihm. Bei Wasser und Brod hier unten in diesem dumpfen Gefängnisse bin ich glüklicher, als er oben in den Prachtzimmern des Schlosses, bei köstlichem Weine in goldnen Pokalen und bei ausgesuchten Speisen auf silbernen Tellern. Denn die Kette ist noch nicht geschmiedet, die den freien Geist fesseln und zurükhalten könnte, sich zu Gott aufzuschwingen, und jeden Augenblik sein Glük in Ihm zu suchen und zu finden.“

„O meine Rosa! Wohl dir, daß du früh erfährest, was Kreuz und Leiden ist; daß du in den Stunden der

Nacht, die Andere bei Spiel, Tanz und Lärm zubringen, lieber deinen leidenden Vater im Gefängnisse aufsuchst! Durch Leiden wirst du vor den Gefahren des Lasters bewahrt, und lernst die Schönheit der Tugend früh kennen. O Rosa, Rosa, bleibe ferner gut! Halte dich, an Gott, befolge alle seine Gebote, wie das Vierte. Bleibe Gott und der Tugend getreu. Besiege im Glauben an den Gekreuzigten das Laster, verachte die falschen Freuden der Welt, und dulde ihre Leiden — und du wirst glüklicher sein, als wärest du auf den ersten Thron von Europa erhoben."

Rosa gab ihrem Vater innigst gerührt die Hand darauf, löschte ihre Oellampe und eilte fort; denn eben verkündete das Horn des Thurmwächters den anbrechenden Morgen.

Zwölftes Kapitel.

Rosa erleichtert das Elend ihres Vaters.

Rosa — von Gestalt nun wieder ganz das bräunliche Köhlermädchen — hatte sich mit der Thorwärterin und den zwei Kindern kaum an den Tisch gesezt, um die Morgensuppe zu essen, da trat ganz unvermuthet Ritter Kunerich sehr stürmisch und eilfertig in die Stube, Rosa hatte keinen geringen Schreken. Seit sie hier diente, war der Ritter nicht in die Thorstube gekommen. Was konnte sie anders denken, als sie sei verrathen? Kunerich sprach mit befehlender Stimme: „Von nun an habt ihr euch um das Burgthor nichts mehr zu bekümmern. Ich werde es von vier meiner Kriegsknechte besezen lassen. Ihr beide aber begebt euch auf der Stelle — in die Schloßküche, dort zu helfen; denn heute und morgen bekomme ich viele Gäste." Nun wurde es Rosa wieder leicht um das Herz. Ritter Kunerich hatte wohl gesehen, wie heftig sie erschrak. Er glaubte aber, ihr Schreken sei von der übergroßen Ehrfurcht hergekommen, die sie vor ihm habe. Er lächelte selbstgefällig und blikte sie — das erste Mal, seit sie in Fichtenburg war — nicht ganz unfreundlich an; denn

er hatte nichts lieber, als wenn die Leute ihn recht fürchteten und vor ihm zitterten.

Rosa ging mit der Thorwärterin an die angewiesene Arbeit. Schon auf den Mittag kam ein benachbarter Ritter mit großem Gefolge an; am andern Tage kam noch einer, auch von vielen Reisigen begleitet, und beinahe stündlich rükte viel Volks, theils zu Fuß, theils zu Pferd, in Fichtenburg ein. Nicht nur das eigentliche Schloßgebäude, in dem Ritter Kunerich wohnte, sondern auch alle Nebengebäude, die den geräumigen Schloßhof umgaben, waren voll Kriegsleute. Sie zündeten Abends im Hofe große Feuer an und kochten, aßen und tranken und hatten ein großes Gelärme. Rosa dachte sich wohl, was dieses alles zu bedeuten habe. Wirklich trat auch, da sie eben Abends spät den zwei Kindern zu essen gab, die Thorwärterin todtenbleich in die Stube und rief, indem sie die Hände über dem Kopfe zusammen schlug: „O Kinder, betet! Es ist Krieg. Euer Vater, der die Leute aufbot und eben heim kam, muß auch mit fort. Morgen in aller Frühe brechen sie auf.“

Am folgenden Morgen wurde auch schon, bevor sich die Tageshelle zeigte, zum Aufbruch geblasen. Der Thorwärter, der einer von des Ritters tapfersten Kriegern war, hatte sich schon gewaffnet. Im eisernen Harnische und mit dem Schwerdt umgürtet, die eherne Pikelhaube auf dem Kopf und den Spieß in der Hand, nahm er Abschied von Weib und Kindern. Mutter und Kinder weinten, und Rosa weinte so herzlich mit, als wäre sie auch seine Tochter. Er ermahnte sein Weib und seine Kinder, alle Tage für ihn zu beten. „Bete auch du für mich, frome Röse, sagte er, daß ich Weib und Kinder wieder sehen möge!“ — Die fremden Ritter, alle prächtig gerüstet, die Reisigen, das Fußvolk mit den langen Piken, zogen geordnet zum Thore und über die Fallbrüken hinaus. Kunerich war der lezte des Zugs. Er übergab, als alle hinaus waren, die Thorschlüssel dem alten Burgvogte und sprach: „Du, alter Getreuer, behalte diese Schlüssel nun bei Tag und bei Nacht in deiner Verwahrung; ohne daß du selbst, wenigstens mit zwei

von meinen Kriegsknechten, die zur Besazung zurükbleiben, dabei bist, darfst du Niemanden weder herein noch hinaus lassen. Dafür bürgst du mir mit deinem alten grauen Kopf.“ Er gab dem Pferde den Sporn, sprengte den Uebrigen nach, und sogleich wurden die Fallbrüken aufgezogen und die Thorflügel verschlossen und verriegelt.

Rosa und die Thorwärterin hatten noch den ganzen Tag sehr viele Arbeit in der Schloßküche, die Geschirre zu reinigen und alles wieder in Ordnung zu bringen. Am Abende sagte die Thorwärterin zu Rosa: „Röse; morgen früh will ich mit meinen zwei Kindern meine alte Mutter heimsuchen; denn von dem Kriegsgetümmel ist mir der Kopf ganz voll; und von dem Abschiede das Herz wund. Dieser Besuch wird mich ein wenig aufheitern. Vor spätem Abend komme ich nicht heim. Der Weg ist für die Kinder ziemlich weit. Den Tag hindurch kannst du auch ausruhen; das Schloßthor geht dich jezt nichts an. Nur vergiß das Essen für die Gefangenen nicht, und sorge dafür, daß du uns, wenn wir heim kommen, ein gutes Abendessen vorsezen könnest.“ Am Morgen, mit Aufgang der Sonne, ging sie mit ihren Kindern fort.

Wer war nun glüklicher, als Rosa! Sie dachte an keine Ruhe. In den verflossenen Tagen konnte sie wegen vieler Arbeit ihren Vater nur auf Augenblike sehen; jezt konnte sie ihm, was ihre kühnsten Wünsche übertraf, einen ganzen Tag widmen. Sie hatte sich schon lange her alles ausgedacht, und alles war schon vorbereitet, ihm sein Elend zu erleichtern. Vor allem war sie darauf bedacht gewesen, ihn mit frischem Weißzeuge zu versehen. Sie hatte von der feinen Leinwand, die ihr die Köhlerin geschenkt hatte, ihrem Vater einige Hemden gemacht, und bei den wenigen freien Stunden, die ihr bei ihrem harten Dienste übrig bleiben, oft noch um Mitternacht daran genäht. Eben so hatte sie einige Paar Strümpfe von selbst gesponnenem Garn für ihn gestrikt. Sie eilte nun zu ihrem Vater, und brachte ihm die neuen Hemden und Strümpfe; sie stellte ihm ein großes Geschirr mit lauem Wasser, nebst Seife und Handtuch in sein Gefängniß; auch gab sie ihm den Schlüssel, seine Ketten abzu-

legen. Dem guten Edelbert, der die Reinlichkeit über alles liebte, war dieß eine große Wohlthat, nach der er sich lange vergebens gesehnt hatte. „Ich fühle mich wie neu geboren!“ sagte er, als Rosa nach einer Stunde wieder kam, das Waschgeschirr zu holen.

„Nun mußt du doch wieder einmal frische Luft schöpfen, liebster Vater!“ sagte Rosa. Aus dem dunkeln Gange, der zum Gefängnisse führte, ging ein enges Thürchen in ein freundliches Gärtchen, das der Kerkermeister zu benuzen hatte, und das Rosa sehr gut in Ordnung hielt. Dahin führte Rosa ihren Vater. Der Morgen war unvergleichlich schön. Die Sonne schien warm und lieblich; die Luft wehte lau und erquikend. Es war dem guten Ritter, da er so aus dem dunkeln Kerker an Gottes freie Luft und an das Sonnenlicht herauskam, als träte er in den Himmel. „Mein Gott, sagte er, wenn es einem nach dem Tode so leicht und wohl ist, so sollte man gern sterben!“

Rosa brachte ihm nun sein Frühstük, eine kräftige Fleischsuppe, heraus unter den Nußbaum, der in einer Eke des Gärtchens, nächst dem Wartthurme stand, wo ein Tisch und eine Bank angebracht waren. Sie sagte, daß er den ganzen Tag im Freien zubringen könne. „Gern, sagte sie, bliebe ich den Tag hindurch bei dir, liebster Vater, wenn ich nicht so manches, das höchst nöthig ist, zu thun hätte. Ich will aber schon öfters nach dir sehen!“ Sie eilte fort; er aber ging, den herrlichen Morgen recht zu geniessen, im Glanze der Sonne auf und ab. Ihre erwärmenden Strahlen thaten ihm innig wohl und belebten ihn gleichsam neu. Er dankte Gott mit Thränen für die Sonne — und noch mehr für die Liebe seiner guten Tochter. „Liebe ist die rechte Sonne in der Geisterwelt, sagte er, die alles erwärmt und belebt. Ohne sie wäre die Welt ein dumpfes, trauriges Gefängniß.“

Rosa, die ihrem Vater auch ein gutes Mittagessen herausgebracht und ihn den Tag hindurch wohl zehnmal, aber allemal nur auf einige Augenblike, besucht hatte, kam nun Abends wieder, und führte ihn — ach mit

welchem schwerem Herzen! — zurük in das Gefängniß. Aber wie erstaunte er, als er hinein trat! Er glaubte! Rosa habe sich verirrt, und ihn anstatt in seinen Kerker — in ein Zimmer des Schlosses geführt. Die Wände und das Gewölbe, die vorhin schwarzgrau wie Eichenrinde aussahen, waren licht, und weiß getüncht, und den heißen Tag hindurch bereits völlig getroknet. Der unfreundliche Ziegelboden war gesäubert und mit weißem Sande bestreut, der ihm ein röthliches Ansehen gab — fast so schön, sagte Rosa, wie feiner weißer Flor, den man über Rosenroth trägt. Schutt und Nesseln vor dem Fenster waren weggeräumt, und der schöne blaue Himmel blikte durch die hellgereinigten Fensterscheiben. In der Bettlade befand sich frisches Stroh, über das ein weißes Leinentuch ausgebreitet war; auch ein Kopfkissen, das bisher fehlte, war da, und frisch überzogen; ein neuer dichter Teppich von reiner Wolle diente zur Bettdeke. Auf dem weißgedekten Tische stand ein Geschirr voll schöner wohlriechender Blumen. Die dumpfe Kerkerluft war verschwunden, und liebliche Blumendüfte erfüllten das Gefängniß.

„O wie viele Freude machst du mir! sagte Edelbert. Wahrhaftig, die kindliche Liebe kann die Lebenswege der Eltern mit Blumen bestreuen; Liebe kann einen düstern Kerker zu einem Paradiese umschaffen. Aber, fuhr er fort, indem er das reingeweißte Gewölbe und die Mauern betrachtete, dir allein war es nicht möglich, dieses alles zu Stande zu bringen. Wer in dieser feindlichen Burg konnte so gutherzig sein, dir zu helfen?“

Rosa sagte: „Es befindet sich ein alter Kriegsmann in dieser Burg, der in seiner Jugend ein Maurer gewesen, und von seinem Handwerke noch hie und da Gebrauch macht. Vor einer Woche war er einige Tage krank. Die Thorwärterin schikte ihm auf meine Fürbitte öfters solche Speisen, die dem kranken Manne dienlich waren. Ich brachte sie ihm, und wenn es meine Zeit erlaubte, sezte ich mich an sein Bette und redete mit ihm. Da sprach er einmal — natürlich ohne zu wissen, daß ich deine Tochter sei — mit großer Ehrfurcht

und herzlichem Bedauern von dir. Er sagte, er habe in jener Schlacht, die durch Kunerich bald wäre verloren gegangen, durch dich aber gewonnen worden, auch mit gefochten und sei schwer verwundet worden; er wäre damals auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und umgekommen, wenn du dich nicht seiner angenommen hättest. Gestern Abends bat ich ihn sehr schüchtern, mir zu helfen, dein fürchterliches Gefängniß ein wenig besser in Stand zu bringen. Ich dachte, er würde Schwierigkeiten machen. Allein er lobte mein Vorhaben sehr, und übernahm den größten Theil der Arbeit mit Vergnügen. Mag es auch Kunerich inne werden, sagte er; ich frage nichts darnach. Er kann nichts dagegen haben, daß ich den Ritterstand ehre."

Edelbert sprach: „Ich erinnere mich zwar nicht mehr, ihm Gutes erwiesen zu haben! allein die Dankbarkeit des Mannes rührt mich sehr. Du siehst hier, liebe Rosa, wie das Gute, das wir längst vergessen haben, nach vielen Jahren noch gute Folgen haben kann."

Nun brachte Rosa das Abendessen. „Heute wollen wir wieder einmal zusammen speisen, liebster Vater!" sagte sie. Sie hatte einen Stuhl mitgebracht, und sezte sich zu ihm. Die Mahlzeit war klein, aber reinlich und sehr gut bereitet. Es war Rosa geglükt, gerade die Lieblingsgerichte ihres Vaters zusammen zu bringen — eine Suppe von geperlter Gerste, ein Paar gebratene Feldhühner nebst Endivien-Salat; und zum Nachtische ein Teller rothgesottener Krebse, die mit grünen Selleriblättern zierlich umlegt waren. Auch stellte sie ihrem Vater, der bisher nichts als Wasser und rauhes Brod bekommen hatte, eine Flasche guten Wein nebst sehr gutem Brode auf.

„Aber um des Himmelswillen, liebste Rosa, sprach der Vater, indem er auf den Tisch und auf das Bett blikte, woher nimmst du, bei deiner Armuth, dieses alles?" Rosa sagte, die Köhlerin habe ihr die weiße Leinwand geschenkt, und Agnes habe ihr erst gestern die Feldhühner und die Krebse gebracht; das wenige übrige habe sie von ihrem Lohne und von dem Trinkgelde angeschafft, das ihr die Gäste für das Aufschließen des Tho-

res schenkten. Daß sie aber ihr eigenes Kopfkissen, unter dem Kopfe hervor, ihrem Vater abgetreten hatte, davon ließ die gute Tochter sich nichts merken. Der edle Vater war höchst vergnügt. „Ich speiste schon an der Tafel des Kaisers, sprach er, allein so hat mich noch nie eine Mahlzeit erfreut und erquikt! Gott wird dir deine Liebe vergelten, liebste Rosa!“

Rosa fühlte sich aber noch glüklicher. In ihrem Leben hatte sie noch nie eine solche Seligkeit empfunden, als in dieser Stunde, da sie ihren Vater so bewirthen konnte. Sie empfand es recht: „Seliger ist geben, als nehmen.“ „O wie glüklich könnten die Reichen sein, sagte sie, wenn sie das wüßten! Wie selig könnten Kinder sein, die reich genug sind; ihren Eltern recht viel Gutes zu thun! Sie müßten auf Erden schon den Himmel haben.“

Rosa mußte nun wieder an ihre Arbeit gehen und für die Thorwärterin und deren Kinder kochen. Sie eilte, indem sie ihrem Vater gute Nacht wünschte, schnell zur Thüre hinaus. Allein das Gefühl der Vaterfreude, eine solche Tochter zu haben, ließ ihn lange nicht schlafen; und als er endlich einschlief, so war sein Schlummer so sanft und erquikend, wie noch nie in seinem Leben.

Rosa machte nun ihrem Vater jeden Tag eine neue Freude. Morgens brachte sie ihm zu seinem Stükchen troknen Brodes ein Glas frische Milch oder ein Paar weichgesottene Eier, oder goldgelben Butter auf einem grünen Rebblatte, was dem armen Gefangenen sehr wohl kam. Sie gab ihm, so oft sie es ohne Aufsehen thun konnte, ihre gute kräftige Mittagssuppe, und nahm dafür mit seiner geringen Suppe vorlieb. Sie aß oft nicht zu Nacht, und trug das Stüklein Braten, das sie am Sonntage, oder das Stükchen Kuchen, das sie sonst zu Zeiten bekam, ihrem Vater zu. Sie stellte ihm von Zeit zu Zeit frische Blumen in das Gefängniß, die er sehr liebte, und brachte ihm die Früchte, die sie hie und da bekam. Sie hatte ihren einzigen Schmuk, den sie bei der Gefangennehmung ihres Vaters eben getragen hatte, ein Paar goldene Ohrenringe mit Edelsteinen, durch den Köhler verkaufen lassen, um ihrem Vater von

dem Gelde manches Nothwendige, besonders aber alle Tage einen Becher guten Wein, der ihm so wohl kam, anschaffen zu können. Sie lebte ganz nur für ihn. Als der Kerkermeister einmal auf einige Tage aus dem Felde nach Hause kam, einiges zu bestellen, sah er nach den Gefangenen. Er staunte nicht wenig, als er die Thür zu Edelberts Gefängniß geöffnet hatte. Er schüttelte den Kopf und sprach: „Ritter Kunerich dürfte dieses nicht sehen, sonst könnte ich auch in eine solche Zelle mit vergittertem Fensterlein kommen, die aber sicher nicht so freundlich aussehen würde. Indessen gefällt mir doch alles sehr wohl. Was es doch schönes um die Reinlichkeit ist! Ein Paar Hände voll Kalk und Sand, nebst etwas Müh' und Arbeit haben dieses dunkle Gefängniß in ein reines helles Zimmer umgeschaffen, indeß mancher sein Zimmer durch Nachlässigkeit und Unreinlichkeit zu einem düstern Kerker macht."

Draußen auf dem Gange sagte der Thorwärter aber sehr ernsthaft zu Rosa: „Höre, Röse! Ich will dein mitleidiges Herz gegen den Ritter eben nicht tadeln. Ich kann mir auch denken, daß du ihm sonst noch viel Gutes erweisest, und will auch das gelten lassen. Allein laß dich dein Mitleiden nicht verleiten, ihm zur Flucht zu verhelfen. Es würde ihm zwar nie gelingen; dafür ist mit den Schlössern und Riegeln am Burgthore und mit den Fallbrüken zu gut gesorgt. Allein schon der Versuch könnte mich unglüklich machen. Ich käme um Amt und Brod, und würde mit Weib und Kind für immer aus dieser Burg verstoßen. Ja mein Herr wäre im Stande, mich in der Wuth zu erstechen. Denn ich habe es ihm mit meinem Kopfe verbürgt, daß die Gefangenen gut verwahrt seien. Mache mich also nicht unglüklich und seze mein Leben keiner Gefahr aus." Rosa mußte ihm das heilig versprechen, und er reiste ab.

Dreizehntes Kapitel.

Rosa giebt den Ermahnungen ihres Vaters Gehör.

Während Edelbert in der kindlichen Liebe seiner Toch-

ter so vielen Trost, und Rosa in den zufriedenen Blicken ihres Vaters die größte Seligkeit fand; war zu Fichtenburg vieles anders geworden. Ritter Kunerichs Schloß war bisher der Siz der Freude gewesen; allein jezt hatte das Leiden, das sich durch verriegelte Thore und durch Fallbrüken nicht abhalten läßt, seine Einkehr auch dort in jenen Prachtzimmern genommen. Die Nachrichten von dem Kriege, den Kunerich aus Uebermuth mit einem sehr mächtigen Ritter angefangen hatte, lauteten gar nicht gut. Kunerich war verwundet, seines ganzen Gepäkes beraubt und beinahe gefangen worden. Er lag in einer weit entfernten Burg an seinen Wunden darnieder. Anstatt, daß er wie sonst Wagen voll Beute auf seine Burg führen ließ, mußte man nun ihm Geld und Gut zuschiken. Seine Gemahlin konnte ihn nicht einmal besuchen, weil es ihr an Kriegsknechten fehlte, unter deren Schuz sie hätte reisen können. Sie durfte sich nicht aus den Mauern wagen; sie wußte es zu gut, daß nicht Liebe, sondern nur die Furcht ihrem Manne die Menschen umher gefällig mache. Kunerichs Feinde waren auch wirklich erwacht, und schritten bereits zu öffentlichen Gewaltthätigkeiten. Sie hatten schon einige Mal die besseren Lebensmittel, die man in einem benachbarten Fleken aufgekauft hatte und in das Schloß bringen wollte, weggenommen, so daß die Frau und ihre Kinder mit ganz gemeiner Kost vorlieb nehmen und an Manchem gar Mangel leiden mußten. Die Kinder bekamen die Blattern und man zweifelte lange an ihrem Aufkommen. Zulezt wurde die Frau von Kummer, Sorgen und schlaflosen Nächten selbst krank.

Rosa hatte dieses alles, bis auf die kleinsten Umstände, von der gesprächigen Thorwärterin erfahren. Denn Rosa selbst war äußerst selten, nur wenn es ihr befohlen wurde und sie den Befehl nicht ablehnen konnte, in jene oberen Zimmer und Gänge des Schlosses hinaufgekommen, die der Ritter und seine Familie bewohnten. Bei jeder Staffel, die sie betrat, wuchs ihr Widerwillen, und sie eilte, so sehr sie konnte, wieder die steinerne Stiege herab. Ein Stich war ihr in das Herz gegangen, so

oft sie den Ritter oder jemand von seiner Familie erblikt hatte. Ohne es sich selbst recht bewußt zu sein, nährte sie in ihrem Innern eine tiefe Abneigung — nicht nur gegen Kunerich, der ihrem Vater so schrekliches Unrecht gethan und ihm Gut und Freiheit geraubt hatte, sondern auch gegen Kunerichs Gemahlin und Kinder.

Rosa erzählte ihrem Vater, wie es nun oben im Schlosse stehe. Ein kaum merkliches Lächeln zeigte sich auf ihrem Gesichte, als sie davon sprach. „Nun, sagte sie, mögen sie es auch aus Erfahrung inne werden, was Elend sei; nun mag ihr Stolz sich beugen lernen. Diese Rittersfrau, die immer im Glanz und Ueberfluß lebte, ihre Kinder aufs prächtigste kleidete, beständig von vornehmen Freundinnen besucht wurde, und sie wieder besuchte, kann nun so einsam und stille leben, wie in einer Klosterzelle; sie macht nun neue Bekanntschaften — mit Thränen und mit Seufzern. Und der stolze, übermüthige Ritter, der uns und andern vielen Jammer bereitete, erfährt nun die Wahrheit des Sprichworts: „Mit welchem Maaße man ausmißt, wird einem zulezt wieder eingemessen.“

Allein der edelmüthige Vater billigte die Gesinnungen seiner Tochter nicht. „Wie, meine Rosa, sprach er, dich — dich höre ich so sprechen? Dein sanftes, mildes Angesicht seh' ich von schadenfrohem Lächeln entstellt! O nicht doch, liebes Kind! diese Gesinnungen sind nicht gut. O laß den Groll dein edles Herz nicht vergiften! Es ist wahr, dieser Ritter hat an mir gehandelt, wie es nicht recht ist. Er haßte mich ohne Ursache, und that mir viel Böses. Allein ist dir denn die Lehre und das Beispiel unsers göttlichen Erlösers so fremd? Sollen wir denn die nicht lieben, die uns hassen? Sollen wir denjenigen, die uns Böses thun nicht Gutes erweisen? — Und wie — das Böse, das Kunerich an uns that, wolltest du auch seine Gemahlin entgelten lassen? — Ihr, die durch sein rohes Wesen ohnehin genug leiden mag, und sein Verfahren gegen uns sicher nicht billigt! Ja, was der Vater verbrach, wolltest du sogar an seinen Kindern rächen, die doch unschuldig sind und noch nicht

Rechts und Links wissen? Rosa; Rosa! laß dich die Liebe zu deinem Vater nicht zum Hasse gegen seinen Feind verleiten! Sieh, ich hasse ihn ja auch nicht. Ja, mein Gott, fuhr er fort, legte seine Hand auf die Brust und erhob die Augen zum Himmel. Du weißt es — wenn ich diesen Ritter im Getümmel der Schlacht in Lebensgefahr erblikte, ich würde mich hineinstürzen unter feindliche Schwerdter und Spieße, um ihm das Leben zu retten — und sollte ich auch das meinige zum Opfer bringen müssen! — Und du, Rosa, wenn du wieder in Glük und Wohlstand lebtest, und wenn seine Frau und seine Kinder in Noth und Elend geriethen, und vor deiner Thüre um Hülfe flehten, würdest du ihnen Herz und Thüre verschließen, und die armen Kleinen und ihre jammernde Mutter, die uns kein Leid thaten, hülflos von dannen ziehen, und in ihrem Elende umkommen lassen?"

„Nein, sagte Rosa gerührt, dieß würde — dieß könnte ich nicht thun. Ich würde ihnen von Herzen gern von allem, was ich hätte, mittheilen."

„Ich zweifle! sagte der Vater. Da du ihnen nicht einmal das kleinste — einen freundlichen Blik, ein gutes Wort geben magst, wie solltest du ihnen etwas Größeres geben? Da du stets alle Gelegenheit fliehest, sie nur zu sehen, wie könntest du je Gelegenheit finden, ihnen Gutes zu thun? Aendere jezt dein Betragen gegen sie. Begegne ihnen jezt von Herzen freundlich; nur dann wirst du, wenn sich ein Anlaß dazu ergiebt, ihnen noch mehr thun."

„Ich rathe dir dieß nicht aus menschlicher Klugheit — um so unsere mächtigen Feinde, in deren Gewalt wir sind, zu gewinnen, damit sie uns dasjenige zurükgeben, was sie uns genommen. Wenn wir nur deßhalb freundlich gegen sie wären, so hätte die Freundlichkeit gar keinen Werth. Sie wäre eine elende, kriechende Heuchelei, deren wir uns schämen müßten."

„Nein, meine liebste Tochter, die wahre Menschenfreundlichkeit, diese himmlische Blume, kann nicht aus der schmuzigen Wurzel des Eigennuzes emporblühen; sie kommt nur aus dem Grunde eines reinen, wohlwollen-

den Herzens! Sie ist nur der Abglanz und Wiederschein jener himmlischen Liebe, die das Wesen unserer heiligen Religion ausmacht, und jedes wahrhaft fromme Herz erfüllen muß.“

„Gott selbst ist ja die Liebe. Er liebt die Menschen als seine Kinder. Er läßt sogar seinen ungerathenen Kindern unter ihnen noch seine Sonne scheinen, und giebt ihnen Thau und Regen. Er will, daß auch diese sich bessern, und daß einst alle zu Ihm in den Himmel kommen. Ja der Sohn Gottes gab sogar sein Leben dahin und vergoß sein Blut, sie zu retten. So müssen auch wir die lautere Liebe sein. Wir müssen alle Menschen als unsere Geschwister lieben, ihnen Gutes thun, und auch die Feindseligen, Bösartigen nicht von unsrer Liebe ausschließen. Wir sollen bereit sein, selbst unser Leben für sie dahin zu geben. Wir sollen sie lieben, wie uns selbst. Ja unsere Liebe muß sich von der Erde zum Himmel emporschwingen. Wir müssen Gott, der über alles liebenswürdig ist, nicht nur über alles lieben; wir müssen auch trachten, Ihm an Liebe zu gleichen.“

„Nur diese heilige Liebe gegen Gott und Menschen — auch gegen Feind, — macht uns fähig, einst in den Himmel aufgenommen zu werden. Eine lieblose Menschenseele würde selbst im Himmel unselig sein. Wer noch haßt, taugt nicht hinein. Die Liebe ist die Quelle aller Seligkeit im Himmel; sie macht den Himmel erst zum Himmel.“

„Eben deswegen ist es die Aufgabe unsers Lebens auf Erden, diese himmlische Liebe, gleich einem edeln Gewächse, in unser Herz zu pflanzen, sie zu pflegen, und sie zur Vollkommenheit zu bringen. Die Liebe zu nichtswürdigen Dingen, eitler Ehre, sinnlicher Lust, vergänglichen Gütern, läßt die himmlische Liebe in dem Herzen der Menschen keinen Plaz finden, und erstikt, gleich stechenden Dornen, sie schon im Keime. Deswegen, und unser Gemüth von Stolz, Eigennuz, Begierde nach Erdenlust zu reinigen, sendet uns Gott Leiden zu; deswegen nahm er wohl auch uns den Glanz unseres Standes, unsere zeitlichen Güter, die irdischen Vergnü-

gungen, die der Reichthum verschafft. Denn, glaube sicher, liebe Tochter, so lange uns Gott Leiden sendet, ist noch immer etwas in uns, wovon uns nur das Leiden reinigen kann. Wir wollen, meine liebste Rosa, Gottes liebevolle, väterliche Absicht erkennen, sie nicht durch Haß gegen unsere Beleidiger vereiteln, und uns nicht um den Segen bringen, den Gott uns durch Leiden bereitet."

Rosa hörte ihrem Vater aufmerksam zu. „Du hast Recht, liebster Vater, sagte sie, indem sie ihn mit ihren Augen voll Thränen freundlich anblikte. O wie weit habe ich noch hin, des Himmels werth zu sein. Nun, ich will mich mit Gottes Hülfe bessern; da hast du meine Hand darauf! Ich will trachten, Gott über alles, und alle Menschen — auch Kunerich und seine Frau und Kinder — wie mich selbst zu lieben. Und kann das Leiden mich besser und liebevoller machen, so will ich gern leiden, so lange es Gott will. Denn was ist diese Spanne Zeit, in Leiden hingebracht, gegen eine selige Ewigkeit!"

Rosa hielt getreulich Wort. Sie wich den Kindern des Ritters, die jezt wieder gesund waren, und zu Zeiten in Begleitung ihres Kindermädchens in den Schloßhof herab kamen und da spielten, nicht mehr vorsäzlich aus. Sie that nie mehr, als sähe sie dieselben nicht. Sie grüßte sie mit freundlichem Lächeln. Sie ließ sich mit ihnen in kleine Gespräche ein. Sie suchte ihnen allerlei Gefälligkeiten zu erweisen. Sie ließ sich von Agnes das zahme Reh und das Paar Turteltäubchen bringen, und schenkte das Reh den Knaben und die Täubchen den zwei kleinen Fräulein. Sie fand an dem Knaben und den zwei Mädchen sehr liebenswürdige Kinder. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie gegen diese holden Geschöpfe bisher so unfreundlich sein konnte. „Ich habe mich selbst um viele Freuden gebracht, sagte sie, mein Fehler war zugleich meine Strafe. O wie Recht hat mein Vater: Es ist besser, freundlich und versöhnlich, als feindselig und rachgierig sein!" Allein bald fand

Rosa Gelegenheit, die Lehren ihres Vaters nach deren ganzem Umfange in Erfüllung zu bringen.

Vierzehntes Kapitel.

Rosa's Heldenmuth.

Es war nach langem Regen wieder einmal ein ungemein schöner, freundlicher Herbsttag angebrochen. Die Sonne war so hell, so warm aufgegangen, sie schien so freundlich zwischen die hohen Mauern der Burg herein, daß alles wie neu auflebte. Die Leute in dem Schlosse hatten sich auf das Feld hinaus gewagt, den Rest der Feldfrüchte herein zu bringen. Das Kindermädchen, Namens Thekla, war nach Tische mit Kunerichs drei Kindern in den Schloßhof herab gekommen.

Mitten in dem großen geräumigen Schloßhofe befand sich ein prächtiger Brunnen. Er war mit einer Mauer von schön behauenen Steinen eingefaßt, und sechs schlanke Säulen trugen das hohe steinerne Spizdach empor, das nach der Art alterthümlicher Münsterthürme, sehr kunstreich mit allerlei steinernen Verzierungen geschmükt war. Der Brunnen war von ganz ungemeiner Tiefe. Man hatte beinahe eine Viertelstunde zu thun, den einzigen großen Eimer, vermittelst eines angebrachten Rades, hinab und herauf zu winden. Die Fremden, deren gar viele die Burg besuchten, bewunderten alle den Brunnen als die größte Merkwürdigkeit der Burg. Um ihnen einen Begriff von der ungeheuren Tiefe des Brunnens zu geben, warf man kleine Kieselsteine hinab — und da war kein Reisender, der nicht erstaunte, wie lange es anstand, bis der Schall des hinab gefallenen Steines endlich wieder herauf kam. Auch stellte man wohl eine brennende Kerze in den Eimer und ließ sie so hinab, und es war wundersam anzusehen, wie das Licht rings die Mauer, aus der hie und da ein grünes Kräutchen zwischen den Steinen heraus wuchs, so schön beleuchtete sich in jedem Tropfen der nassen Mauersteine spiegelte, und zulezt wie ein röthlicher Stern aus der tiefen Nacht

herauf strahlte. Die Maurer, die zu Zeiten hinabsteigen und den Brunnen ausbessern oder reinigen mußten, brauchten eine Menge Leitern, die sie an eigens dazu in die Mauer geschlagene Haken befestigten. Es war eine alte Sage, wer sich, bevor der Brunnen mit einem Dache versehen worden, unten in dem dunkeln Brunnen befand, habe am hellen Mittage die Sterne an dem blauen Himmel glänzen sehen. Der Brunnen war mit einem großen runden Rasenplaze, der sich in dem gepflasterten Hofe sehr gut ausnahm, und mit einem Kreise von Vogelbeerbäumen umgeben.

Die drei Kinder spielten nun auf dem grünen Plaze am Brunnen. Die kleinen Fräulein, Itha und Emma, waren über den Anblik der schönen, scharlachrothen Vogelbeeren, die jezt reif waren, hoch erfreut. Thekla mußte ihnen einige Trauben abbrechen. Sie faßten sehr geschäftig die Beeren an Fäden, nannten die angefaßten rothen Beeren ihre Korallenschnüre, schmükten, nicht ohne frühe mädchenhafte Eitelkeit, Hals und Arme, und bildeten sich auf den seltsamen Schmuk nicht wenig ein.

Eberhard, der Knabe, warf zum Zeitvertreibe Kieselsteine in den Brunnen; er suchte immer die größten heraus, die er finden konnte, horchte aufmerksam, bis der Stein im Wasser klatschte, und hüpfte dann vor Freude. Als er dieses Spieles überdrüssig wurde, und sich ein wenig von dem Brunnen entfernte, kam ein Vögelein herbei geflogen, sezte sich auf den Rand des Eimers, und weil, wie gewöhnlich, ein klein wenig Wasser in dem Eimer geblieben war — so flog es hinein, zu trinken oder sich zu baden. Der Knabe sah das Vögelein hinein fliegen. „Wartet, sagte er in seiner kindlichen Einfalt zu seinen zwei kleinen Schwesterchen, das Vögelein will ich jezt leicht fangen. Habt nur wohl Acht; das wird einen hübschen Spaß abgeben!" Er kletterte an der steinernen Einfassung des Brunnens hinauf, strekte den kleinen Arm nach dem Eimer aus, wagte, als er sein Aermchen bei weitem zu kurz fand, sich immer weiter hinüber, bekam das Uebergewicht — und stürzte hinunter in den schreklichen Abgrund.

Die beiden kleinen Fräulein am Brunnen erhoben ein entsezliches Jammergeschrei. Thekla, das Kindermädchen, die um zu naschen in die Schloßküche geschlichen war, sprang erschroken herbei. Sie hörte gegen alle ihre Erwartung den Knaben in dem Brunnen noch jammern und schreien. Sie schaute hinunter. Er war weit unten mit einem Flügel seines Kleides an einem Mauerhaken hängen geblieben. Allein — da stand sie, und wußte nicht, was sie anfangen sollte! Die Rittersfrau lag noch krank zu Bette, und konnte nicht aus dem Zimmer; die übrigen Leute des Schlosses waren draußen auf dem Felde. Das zitternde, todtenbleiche Mädchen schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und rief laut jammernd Gott und alle Heiligen um Hülfe an.

Jezt kam plözlich Rosa herbei. Sie hatte zu Hause bleiben müssen, weil das kleine Mädchen der Thorwärterin in der vergangenen Nacht erkrankt war, und die Blattern zu bekommen schien. „O geschwind, sagte Rosa zu Thekla, hilf mir in den Eimer hinein steigen — und laß ihn dann sorgfältig hinunter. Mit Gottes Hülfe hoffte ich den Knaben zu retten.“ Rosa befahl sich, mit einem vertrauensvollen Blike zum Himmel, dem Schuze Gottes, und stieg in den Eimer. Ein Schauer nach dem andern überlief sie, als sie immer tiefer und tiefer hinab sank — die feuchte kalte Luft des Brunnens sie anwehte — die Sonne ihr zu erlöschen schien, und es immer dunkler um sie her wurde. Endlich kam sie dem jammernden Knaben nahe; sie schrie aus der Tiefe herauf: „Halt!“ und der Eimer stand. Sie bemühte sich nun, den Knaben in ihre Arme zu fassen, und ihn von dem Haken los zu machen. Allein das war sehr schwer und höchst gefährlich. Sie konnte nicht beide Arme ganz frei gebrauchen, weil sie — um nicht selbst in den Abgrund zu stürzen — immer die Kette mit einem Arme mußte umschlungen halten. Es wollte nicht gehen. Eine unbeschreibliche Angst überfiel sie, die ihr den kalten Schweiß auf die Stirne trieb. Sie flehte aus der schauerlichen, dunkeln Tiefe mit inbrünstigen Seufzern zu Gott, er wolle sie in dieser äußersten Noth nicht verlassen. End-

lich gelang es. Sie nahm den Knaben auf den Arm — und er schlang beide Händchen fest um ihren Hals, als fürchtete er noch immer zu fallen. Er hörte auf zu weinen, und sie schrie nun: „Auf, zieh auf!" Mit Freuden spürte Thekla das vermehrte Gewicht des Eimers — und fing nun an, ihn hurtig herauf zu winden.

Die kranke Mutter des Knaben war auf das Jammergeschrei im Schloßhofe an das Fenster herbei gekommen. Mit einem Schreken, der sie gleich einem Blize traf, hörte sie von den jammernden Kindern im Schloßhofe die Worte: „Eberhard ist in den Brunnen gefallen!" Die furchtbaren Worte dünkten ihr gleich einem Donner im ganzen Schlosse zu widerhallen. Die arme, leichenblasse Frau hielt sich an dem Fenstergesimse — ihre Knie wankten — ihre Hände zitterten — sie konnte nicht von der Stelle. Es war ihr, als wollte das Klopfen ihres Herzens ihr die Brust zersprengen.

Thekla rief ihr zu: Eberhard sei hängen geblieben; des Thorwärters Dienstmädchen suche ihn heraufzuholen. Da regte sich ein schwaches Fünklein von Hoffnung in ihrem Herzen. Sie fing an zu beten. Die Stimme versagte ihr — aber aus allen Tiefen ihres Herzens flehte sie zu Gott um Rettung ihres erstgebornen, ihres einzigen Sohnes. Unverwandt waren ihre Augen auf den Brunnen gerichtet. — Endlich kam Rosa zum Vorschein, indem sie den Knaben, der sich fest an sie anschmiegte, als schlummerte er, mit einem Arme umschlang, und mit dem andern die Kette hielt. Als der Eimer weit genug herauf gewunden war, und Rosa mit dem Kinde in Mitte der steinernen Einfassung über dem Abgrunde schwebte, befestigte Thekla das Rad, trat an den Rand des Brunnens, zog den Eimer mit einem dazu bestimmten Haken zu sich herüber, und wollte den Knaben in ihre Arme fassen. Allein es fehlte dem schwächlichen, und noch immer zitternden und bebenden Mädchen an Kraft und Gewandheit, zu gleicher Zeit den Eimer fest zu halten, und zu gleicher Zeit den Knaben aus Rosa's Armen in die ihrigen zu nehmen. Sie bemühte sich lange vergebens. Das war für die Mutter ein schreklicher An=

blik. Jeden Augenblik glaubte sie, alle drei würden in den Abgrund hinunter stürzen.

Rosa sah, daß es so nicht gelingen werde; und Thekla ließ den Eimer wieder los. Rosa wollte nun den Knaben Theklen herüber bieten; allein so weit auch Thekla sich mit weit vorgestrekten Armen hinüber neigte, so fehlte immer noch ein weniges, ihn zu erreichen. Die Mutter am Fenster konnte dieses gar nicht ansehen; es war ihr dunkel vor den Augen. Sie versuchte, so laut es ihre schwachen Kräfte erlaubten, zu rufen: „O nicht so, nicht so!“ Rosa vernahm die Worte nicht; allein sie hatte selbst sogleich bemerkt, auf diese Art sei es noch gefährlicher.

Rosa hielt sich eine Weile still, blikte zum Himmel auf — sann nach und sagte dann schnell: „Thekla, stoße mit dem Haken den Eimer sanft an, daß er in der weiten Oeffnung des Brunnes langsam hin und her schwebe.“ Thekla gehorchte, ohne zu wissen, wozu dieß helfen solle. „Jezt, sprach Rosa und lächelte der bebenden Thekla Muth zu, jezt — wenn dir der Eimer von selbst nahe kommen wird, so fasse das Kind schnell und kräftig in beide Arme. Warte aber noch — bis ich es dir sagen werde. — Sieh — jezt — jezt!“ Thekla nahm jezt mit leichter Mühe den Knaben in die Arme und sezte ihn auf die Erde. Nun bot sie Rosa die Hand, ihr herauszuhelfen. Allein Rosa sagte: „Stoße lieber den Eimer so an, daß er sich der Säule da nähern muß.“ Thekla that es, und als der schwebende Eimer der Säule nahe kam, umklammerte Rosa dieselbe, trat auf die Einfassung des Brunnes, und sprang herab auf den Erdboden. O wie froh war sie, als sie wieder den festen Boden unter ihren Füßen fühlte! Wie freute sie sich wieder des hellen Sonnenlichtes und des blauen Himmels! Sie sank auf die Knie und blikte zu Gott auf, der sie und das Kind gerettet. „Guter Gott, Dir sei Dank!“ war ihr erster Gedanke. „Wie wird sich mein Vater freuen: wie zufrieden wird er mit seiner Rosa sein!“ war der zweite. Sie eilte, ihm sogleich die Freudennachricht von der glüklichen Rettung des Kindes zu brin-

gen. Er umarmte sie mit Thränen der süßesten Freude, die je das Auge eines Vaters geweint hat. „Du hast den schönsten Sieg erkämpft, sagte er, du hast dich selbst überwunden und dem Feinde Gutes gethan! Du hast eine bessere Heldenthat vollbracht, als der kühnste Ritter, der den mächtigsten Feind todt zur Erde hingestrekt, du hast ein Menschenleben gerettet! Werde aber nicht stolz, liebste Rosa! Gott ist es, der dir die Gelegenheit und den Muth dazu gegeben hat; gieb alle Ehre Ihm allein!“

Fünfzehntes Kapitel.

Rosa's edelmüthige Gesinnungen.

Indessen hatte Thekla den geretteten Knaben der Mutter gebracht. Die Mutter fühlte in diesem Augenblike ihre Krankheit nicht mehr, stürzte auf ihn zu, umfaßte ihn mit beiden Armen, benezte ihn mit Freudenthränen und fragte ihn hundertmal, ob ihm nichts weh' thue? Er war unversehrt, nur sah er von Angst und Schreken noch sehr bleich aus. Sie fiel, indem sie den Knaben in den Armen hielt, auf die Knie und rief weinend: „Du, o Gott, hast mir ihn wieder geschenkt; Dir will ich ihn erziehen!“

Sie stand wieder auf, sezte sich erschöpft auf das Bett, nahm den Knaben auf ihren Schooß und sprach: „O du böses Kind, welchen Schreken hast du mir durch deinen Leichtsinn gemacht! Wie oft habe ich dir verboten, nicht zu dem Brunnen hinzugehen, von den Pferden hinweg zu bleiben, nicht auf die Bäume zu klettern. Sieh, bald hätte dein Ungehorsam dich um das Leben gebracht. Was hätte dein Vater gesagt, wenn ich dich so verloren hätte! O sei doch von nun an gehorsamer! Wie durch ein Wunder bist du mir geschenkt. Danke Gott, der dich durch seinen heiligen Engel gerettet hat.“

„Doch, der Engel, der dich rettete, ist — das arme Köhlermädchen! sprach sie um sich blikend. Ist sie nicht da, das gute Kind? — Geh, Thekla, suche sie

— eile — laß sie hieher kommen, daß ich ihr danke. Diese That soll ihr nicht unbelohnt bleiben."

Thekla eilte in die Thorstube. Rosa saß schon wieder an dem Bette des kranken Mädchens und strikte. „Komm, rief Thekla, du sollst den Augenblik herauf zur gnädigen Frau! Freue dich, du bekommst gewiß ein gutes Trinkgeld!" Was Thekla vom Trinkgelde sagte, hatte Rosa's feines Gefühl beleidigt. Sie hatte keine Lust, mitzugehen — sie wollte keinen Lohn. Indessen dachte sie, wenn sie die Einladung nicht annähme, so wäre es unfreundlich und könnte die erfreute Mutter betrüben. Sie ging also. Bescheiden und mit erröthenden Wangen trat sie in das Zimmer. Die gnädige Frau, die neben dem schlummernden Knaben auf dem Bette saß, eilte ihr mit offenen Armen entgegen; sie gedachte nicht ihres Ranges, und schloß das dürftig in Zwilch und rauhe Wolle gekleidete Mädchen zärtlich in ihre Arme. „O meine Tochter, sagte sie, wie vielen Dank bin ich dir schuldig! Welche edle That hast du vollbracht! Welchen unendlichen Jammer hast du von mir abgewendet! Welche unaussprechliche Freude machst du mir! Ohne dich läge der holde Knabe, der jezt so sanft auf dem Bette ruht, kalt und todt in dem Abgrunde jenes Brunnens. Du hast mein Kind dem Tode entrissen und es mir wieder geschenkt; von nun an sollst du gehalten sein, wie eines meiner Kinder, und in mir eine wahre Mutter finden. Bleibe von nun an auf immer bei mir."

„Dich aber, sprach sie zu Thekla gewendet mit Ernst, aber dennoch sanft und ohne alle Aufwallung von Zorn, dich kann ich ferner nicht in meinem Dienste behalten. Du hast die leichteste Pflicht, das Kind nie aus den Augen zu lassen, die jeder Kinderwärterin heilig sein soll, schlecht erfüllt. Du wärest aus einer Kinderwärterin bald eine Kindermörderin geworden. Ich werde dir heute noch deinen Lohn auszahlen lassen, und morgen räumest du dieses Schloß."

Thekla weinte und schluchzte, und bat um Verzeihung und Gnade. Sie fiel auf ihre Knie — sie sagte,

daß sie, als eine arme Waise, nicht wisse wohin — daß sie gewiß sich bessern werde.

Allein die Frau sprach: „Dieß hast du mir schon öfter versprochen und nicht Wort gehalten. Ich kann mich nicht mehr auf dich verlassen. Es fällt mir schwer, dich fortzuschiken. Allein ich kann dir zu Gefallen meine Kinder nicht einer beständigen Todesgefahr aussezen. Geh also — und betrage dich in deinem künftigen Dienste vernünftiger.“

Rosa sprach: „Erlaubet mir, gnädige Frau, ein Wort für Thekla zu sprechen, und nehmet meine Freimüthigkeit nicht ungütig auf.“

„Es ist wahr, und wohl habt Ihr Recht, Thekla hat gefehlt. Ihr Leichtsinn hat Eurem Mutterherzen eine Todesangst verursacht, und hätte Eurem Sohne bald das Leben gekostet. Allein Thekla, die das leider nicht zuvor bedachte, wird sich diese schrekliche Begebenheit zur Warnung sein lassen, und gewiß in ihrem Leben nicht mehr so leichtsinnig handeln.“

„Und hat denn Thekla nur gefehlt? Hat sie nicht sich redlich bemüht, ihren Fehler wieder gut zu machen? Hat sie nicht treulich mitgeholfen, ja — wie Ihr es selbst gesehen — sogar ihr Leben daran gewagt, Euren Sohn zu retten? Und soll nur ihres Fehlers gedacht werden, und von ihrer treuen Hülfe gar nicht die Rede sein? Wolltet Ihr sie, die sich bei der Rettung Eures Sohnes wahrhaft als eine gute, treue Seele erwiesen, ohne Erbarmen verstoßen und sie weinend von hier scheiden lassen?“

„Seht, Gott hat eben jezt Euer Gebet erhört; verschmähet in der nämlichen Stunde die Bitten und das Flehen einer Leidenden nicht! Gott hat Euch Barmherzigkeit erzeigt; erweiset sie nun auch Andern! Gott hat Euch Euer liebes Kind wieder geschenkt; entzieht nun einer armen verlassenen Waise ihre gütige Pflegmutter nicht. Gott selbst verzeiht ja dem Reuigen, der sich ernstlich bessern will; so verzeihet denn auch Ihr. Gott giebt Euch eine schöne Gelegenheit, den Dank, den Ihr Ihm schuldig seid, sogleich durch die That zu beweisen — in-

dem Ihr der tiefbetrübten Thekla verzeiht, und sie wieder zu Gnaden aufnehmet."

„Ach, wie haben Thekla und ich uns über die glükliche Rettung des Kindes gefreut und mit Euch Freudenthränen vergossen; wollet Ihr, die Glüklichste aus uns — denn was geht über Mutterfreude! — gerade die sein, die heute durch Unerbittlichkeit eine Unglükliche macht? Könnet Ihr, ehe noch die Freudenthränen auf Euren Wangen vertroknet sind, der armen Thekla Thränen des bittersten Schmerzens auspressen — ohne diese Thränen wieder mit milder Hand abzutroknen? Nein, das könnet Ihr nicht, edle Frau!"

„Was übrigens mich betrifft, so nehme ich die mir angebotene Stelle nicht an. Ich würde mich vor der Sünde fürchten, ein armes Dienstmädchen aus ihrer Stelle zu verdrängen, und mein Glük auf fremdes Unglük zu bauen."

Die Frau sah das vermeinte Köhlermädchen mit grossen Augen an. „In der That, sagte sie, ich weiß nicht, soll ich deinen Heldenmuth oder deine edelmüthigen Gesinnungen mehr bewundern! Wer könnte einer solchen Fürbitterin wiederstehen? Thekla soll ihre Stelle nicht verlieren — aber du mußt dennoch bei mir bleiben. Ich lasse dich nicht mehr von mir — wunderbares Mädchen! hätte ich bald gesagt. Dich ganz zu belohnen — sehe ich mich jezt außer Stande, da mein Gemahl weit entfernt ist, und ich gleich einer armen Gefangenen in dieses Schloß eingesperrt bin. Ich hoffe aber, es soll bald der Tag anbrechen, da mein Gemahl aus dem Felde zurükkommen und dich dann herrlich belohnen wird. Indeß gieb deinen Dienst bei der Thorwärterin auf und sei meine Tochter, meine Gesellschafterin, meine Freundin. Ich lasse dich sogleich neu kleiden; du bist zu etwas Besserem geboren, als zu dem Stande der Dienstbarkeit."

Rosa wurde von dem Betragen der sanften, freundlichen Frau, die ihr so unbeschreiblich liebreich begegnete, und auch der reuigen Thekla so großmüthig verzieh, innig gerührt. Sie fühlte eine aufrichtige Hochachtung gegen die Frau, und wäre in dieser Hinsicht gern bei ihr

geblieben. Allein sie gedachte ihres Vaters, zu dem sie dann nicht mehr so oft hätte kommen können, und den man dann fremden Händen übergeben hätte. Das Geheimniß, daß sie Edelberts Tochter sei, zu entdeken, trug sie Bedenken. Sie wollte zuvor ihren Vater um Rath fragen. Sie sagte daher: „Verzeiht mir, daß ich auch dieses Anerbieten nicht annehmen kann. Ich erkenne Eure Güte mit Dank. Allein eines Theils ist es besser, daß wir, wenn uns mit Gottes Hülfe je etwas Gutes auf Erden gelungen ist, keinen Dank annehmen; wir haben ihn dann im Himmel zu erwarten. Und andern Theils bin ich in meinem Dienste so zufrieden und vergnügt, daß ich mich gar nach keiner andern Stelle sehne. Der Stand adelt den Menschen ja nicht, sondern die Art, wie er die Pflichten seines Standes erfüllt und die Beschwerden desselben erträgt. Ich habe als Dienstmädchen des Kerkermeisters Gelegenheit, den Gefangenen manche kleine Wohlthat zu erweisen. Ich bin glüklich; macht mich durch Eure Güte nicht unglüklich.“

„Sonderbares Kind! sagte die Frau, ich begreife dich nicht. Deine Reden von deinem Glüke in deiner dunkeln Thorstube, und von dem Unglüke hier bei mir kommen mir seltsam vor. Ist denn gar nichts in meiner Macht, womit ich dir dienen kann? Verlange was du willst — und ich verspreche es dir bei meiner Ehre, es soll dir — wenn es anders möglich ist — gewährt sein.“

„Nun denn, sagte Rosa, so nehme ich Euch beim Worte. Gebt mir, so lange ich es nothwendig finden werde, Bedenkzeit, um was ich euch bitten solle. Ich denke, die Zeit wird nicht ausbleiben, da Ihr mir zu einem großen Glüke verhelfen könnet. Indessen laßt mich in meiner glüklichen Dunkelheit. Doch — verzeiht, daß ich jezt gehe; ich darf das kranke Kind der Thorwärterin nicht länger allein lassen.“ Sie ging eilends zur Thüre hinaus.

Sechszehntes Kapitel.

Rosa's adelige Abkunft wird entdekt.

Die Frau — Hildegard von Fichtenburg war ihr Name — zeichnete sich durch ihr edles Herz eben so sehr aus, als durch ihren Verstand. Sie wußte Rosa's Edelsinn zu schäzen; sie fühlte das innigste Wohlwollen gegen sie, und wünschte sie glüklich zu sehen; allein sie konnte aus ihrem Betragen nicht klug werden. Sie glaubte, nicht ohne Grund, in ihrem ganzen Wesen etwas Geheimnißvolles zu finden. Sie stüzte den Kopf auf die Hand und sann darüber nach.

„Wie kam dieses arme Köhlermädchen zu diesen Gesinnungen, sagte sie, und zu der Art, sie auszudrüken? Wo nimmt sie diesen Anstand her, mit dem sie in das Zimmer trat und mit dem sie sich durchgehends benahm? Sie war so wenig verlegen, mit mir zu reden — als wäre sie von jeher mit dem Adel umgegangen, als hätte sie die sorgfältigste Erziehung genossen. In der That, dieses alles befremdet mich fast noch mehr, als ich ihren Heldenmuth, ihre Besonnenheit und ihre Geistesgegenwart bewundern muß. — Und was kann wohl die Ursache sein, daß sie nicht beständig um mich sein mag, da sie es bei mir doch viel besser hätte? Es muß etwas dahinter steken. Sollte sie unerlaubte Wege gehen? Sollte ein Geheimniß sein, über dessen Entdekung sie erröthen müßte? Ich glaube nicht. Indeß muß ich sie näher beobachten.“

Sie gab vorerst dem alten Burgvogte den Auftrag, auf alle Tritte und Schritte derselben wohl Acht zu haben. Der Mann that es, und hatte nichts als lauter lobenswürdige Dinge zu berichten. Eines Morgens aber brachte der dienstfertige Mann mit brennendem Kopfe die Nachricht, daß Rosa spät in der Nacht, wenn alles bereits in tiefem Schlafe liege, den feindlichen Rittersmann im Gefängnisse besuche, und Stundenlang bei ihm verweile. „Die Sache däucht mir äußerst bedenklich und gefährlich, sagte er; das Mädchen könnte ein großes Un-

glük über uns bringen, wenn sie dem Ritter hülfreiche Hand böte, zu entrinnen; und an Muth dazu fehlt es dem kühnen Mädchen nicht. Indessen weiß ich noch nicht, was sie mit einander auszumachen haben. Ich horchte an der Kerkerthüre aus Leibeskräften; ich hörte aber nichts, als ein unverständliches Gemurmel.“ Dieß kam nun eben nicht daher, weil Edelbert und Rosa besonders heimlich redeten, sondern weil der alte Mann beinahe taub war.

Die Frau von Fichtenburg erstaunte nicht wenig. „Edelbert, sagte sie, ist unser ärgster Feind, unser Todtfeind. Dieß hat mir mein Gemahl öfters betheuert, wenn ich ihn bat, den armen Ritter nicht so zu quälen. Ja, mein Kunerich wußte mir von diesem Edelbert so viel Nachtheiliges zu erzählen, daß ich nicht daran zweifeln kann, Edelbert sei höchst feindselig gegen uns gesinnt. Daß dieses fremde Mädchen mit unserm ärgsten Feinde in solcher Vertraulichkeit steht, gefällt mir nicht. Ich will einmal selbst hören.“

Sie befahl dem Burgvogte, wohl Acht zu haben, wenn Rosa den Ritter wieder besuchen würde — und ihr sogleich Nachricht davon zu geben; sonst aber Niemanden in der Burg etwas davon zu sagen. Indeß sah sie Rosa fast täglich, behandelte sie mit ausnehmender Güte und machte ihr allerlei kleine Geschenke.

Einige Tage nachher kam der Burgvogt zu Nacht und sagte: „Jezt, gnädige Frau!“ Sie warf sogleich einen schwarzen seidenen Mantel um und eilte an die Thüre des Gefängnisses. „Es ist wohl kein lobenswerthes Geschäft, das ich da treibe, sprach sie bei sich selbst. Horchen ist etwas Schlechtes und Niedriges. Indeß thue ich es ja nur, weil ich um das Wohl des armen Mädchens aufrichtig besorgt bin — und dann auch das Wohl der Meinigen nicht aus den Augen verlieren darf.“ Die Thüre war nur angelehnt, und in dem Gefängnisse brannte ein Licht. Sie konnte jedes Wort vernehmen, das geredet wurde. Sie hörte also zu, was Edelbert und Rosa mit einander sprachen.

„Die Pfirsiche sind vortrefflich, sagte der gefangene

Ritter; sie sind von eben der Art, wie sie der Baum trägt, der in unserem Schloßgarten an dem Thurme aufgezogen ist. Sie waren mir immer die liebste Frucht. Lieblich für das Auge ist das sanfte, wie hingehauchte Roth, angenehm und kräftig ist ihr Geruch, und saftreich und fein ist der Geschmak."

„Ach mein Gott! sagte Rosa, mir kommen die Thränen in die Augen, indem ich diese Pfirsiche ansehe! Wenn ich nur wieder einmal solche liebliche Früchte von jenem Baume in unserm Garten pflüken, und sie dir, lieber Vater, wie in den vergangenen Zeiten, in einem reinlichen, zierlich mit Reblaube ausgelegten Körbchen auf dein Zimmer bringen könnte!"

„Danke Gott, liebe Tochter, daß du mir diese bringen kannst! sprach Edelbert. — Kaum zehn Pfirsiche trug dieses Jahr der Baum, sagtest du, und drei davon gab dir die edle Frau? Sie ist sehr — sehr gütig gegen dich."

„Darum meine ich immer, sagte Rosa, ich soll ihr einmal sagen, daß ich deine Tochter bin. In ihrer Brust ist das Geheimniß, denke ich, gut bewahrt und sie könnte es von Ritter Kunerich am besten herausbitten, daß er dir die Freiheit schenke."

„Das denke ich nicht! sprach Edelbert. Du hast gar keine Vorstellung davon, wie er mich haßt. Der Sinn dieser holden Frau mag wohl sanft und mild sein, wie diese zarte weiche Pfirsiche hier; aber Kunerichs Sinn ist hart, wie der Pfirsichstein. Du würdest dir eher die Zähne ausbeissen, als ihn brechen."

„Aber ich denke doch, sagte Rosa, wenn Kunerich hört, daß deine Tochter mit Gottes Hülfe seinem Sohne das Leben rettete, so werde er dich nicht in diesem Gefängnisse sterben lassen. Wenn ich mich ihm zu Füssen werfe und ihn bitte — o gewiß, er wird mich erhören!"

„O glaube das nicht so leicht! sprach Edelbert. Ich kenne ihn zu gut. Wenn er auch deine That schön findet, weil sie ihm nüzt; wenn er sogar darauf denkt, sich dir dankbar zu bezeigen, so wird er sich doch nicht

entschließen können, seinen Haß gegen mich aufzugeben. Dieser ist zu tief gewurzelt. Eher würdest du einen Eichbaum mit den Wurzeln ausheben."

„Aber, lieber Vater, sagte Rosa, wenn man ihn davon überzeugen könnte, daß du, den er um Alles brachte, ihn dennoch liebest und segnest, und ihm gern Gutes erzeigen würdest; daß du mich ihn und die Seinigen alle lieben, segnen und ihnen Gutes thun lehrtest; daß ich, ohne deine vorhergehende väterliche Ermahnungen, auf das Kindergeschrei am Brunnen vielleicht nicht so schnell herbei geeilt wäre, und seinen Sohn wohl nicht gerettet hätte; daß also du die erste Ursache dieser Rettung bist — müßte das nicht seinen harten Sinn aufthauen, wie die laue Frühlingsluft die Eisschollen? Sollte es denn gar nicht möglich sein, ihn zu besänftigen?"

„Möglich, sagte Edelbert langsam, ist es vielleicht; aber mir ist es gar nicht wahrscheinlich. Indeß ist für jezt nichts zu machen; bis er kommt, muß ich im Gefängnisse bleiben. Wenn die Frau mich auch entließe — ohne seine Einwilligung möchte ichs nicht annehmen. Sie könnte es theuer büßen müssen. Ja wenn sie mich nur frei im Schlosse umhergehen ließe, so könnte der argwöhnische, feindselige Mann tausend böse Dinge daraus folgern. Du schweigst also, Rosa, und ich bleibe in Gottes Namen bis auf weiteres gefangen. Ich will der edelmüthigen Frau keine Leiden zuziehen. Gott wird am Ende alles recht machen. Doch — diese Reden machen uns beide weichherzig. Darum genug für heute." Edelbert und Rosa fingen ein anderes Gespräch an.

Die Frau hatte aber genug gehört; sie eilte zurük auf ihr Zimmer. Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen; Erstaunen, Bewunderung, Schmerz wechselten stets in ihrem Herzen. „Dieses vermeintliche arme Köhlermädchen, dachte sie, ist also ein adeliches Fräulein! Sie hat, um ihrem Vater nahe zu sein, diese schlechte Kleidung gewählt und einen so harten Dienst übernommen. Sie hat die Baumfrüchte und ähnliche Geschenke, die ich ihr gab, sich an dem Munde erspart und ihrem Vater gebracht. Aus Liebe zu ihm schlug sie das Glük

aus, das ich ihr anbot, und wollte lieber alles Elend ihrer gegenwärtige Lage ertragen. Welch ein Herz hat dieses Kind! O wie glüklich wäre ihre Mutter, wenn sie noch lebte! — Und dieses Mädchen, sie die Tochter eines Vaters, den wir in Ketten und Banden halten, rettete meinem Sohne das Leben! Und dieser Vater lehrte seine Tochter so denken, so handeln! Welche Gesinnungen von Edelmuth müssen sein Herz erfüllen!" Sie brach in Thränen aus. „Nein, sagte sie, er soll frei werden, der gute, der edle Mann! Er soll seine Burg und seine Güter wieder zurük erhalten! Der vortreffliche Vater und die gute Tochter sollen so glüklich sein, als sie es verdienen. O daß es in meiner Macht stünde, ihn sogleich aus seiner Gefangenschaft zu befreien und ihm all das Seinige zurük zu geben! Noch diese Nacht sollte er seinen traurigen Aufenthalt im Kerker verlassen, und morgenden Tages seinen Einzug in Tannenburg halten. Allein dieses ist unmöglich! Der alte taube Burgvogt hier, der da immer behauptet, die Frauen hätten in Staats = und Kriegssachen keine Stimme, würde für meine Befehle doppelt taub sein. Er würde Edelbert weder aus dem Kerker, noch aus der Burg entlassen. Unser Burgvogt zu Tannenburg würde ihn eben so wenig aufnehmen. Mein Gemahl aber, wenn er auch nur hörte, daß ich so etwas verlangt hätte, würde es mir in seinem Leben nicht verzeihen. Doch wo die Frauen zu schwach sind, selbst zu helfen, vermögen sie oft noch durch ihre Fürbitten Hülfe zu verschaffen. Ich will, so bald mein Gemahl aus dem Felde zurük kommt, einmal versuchen, was Bitten und Thränen über ihn vermögen. Gott gebe dazu seinen Segen!"

„Wie benehme ich mich aber indessen gegen Fräulein Rosa? dachte sie wieder. Soll ich ihr sagen, daß ich sie kenne? Soll ich — da die Fehde zwischen meinem Gemahl und ihrem Vater auf sie keinen Bezug haben kann — sie ganz ihrem Stande gemäß behandeln, sie als ein adeliches Fräulein kleiden, ihr ein Zimmer im Schlosse einräumen, sie an meinen Tisch nehmen? Welches Aufsehen würde das in der ganzen Burg machen? Der alte

starrsinnige Burgvogt würde, unterstüzt von seinen alten Kriegsgenossen, es nimmermehr gestatten, daß Rosa auch nur ein Wort mit ihrem Vater spräche. Er würde ihn aufs strengste bewachen lassen; an eine mildere Haft wäre nicht zu gedenken. Ich hätte so den Jammer des guten Fräuleins nur vergrößert. Nein, nein, kein Mensch in der Burg darf für jezt noch erfahren, daß Rosa Edelberts Tochter sei. Ihr selbst will ich nicht einmal sagen, daß ich davon wisse. Denn was könnte sie, was könnte ihr Vater dadurch gewinnen? Und in welche Verlegenheiten würde ich mich verwikeln? Es ist das Beste, ich thue dem edlen Fräulein, und durch sie ihrem Vater, ohne Aufsehen zu erregen, im Stillen so viel Gutes als ich kann — und überlasse die Enthüllung des Geheimnisses einem glüklichern Augenblike, der nicht mehr ferne sein kann."

Siebenzehntes Kapitel.

Rosa bittet um die Befreiung ihres Vaters.

Die Frau von Fichtenburg ließ am folgenden Morgen Rosa rufen, und begegnete ihr mit noch größerer Güte, als zuvor. „Ich weiß, sprach sie zu ihr, daß du mit dem guten Ritter, der in unserer Burg gefangen sizt, großes Mitleiden hast und ihm manches Gute erweisest. Dieß gefällt mir sehr wohl, und ich lobe dich darum. Allein du, mein gutes Kind, hast ja selbst nichts. Ich will künftig deine Wohlthätigkeit aus meiner Küche und meinem Keller unterstüzen. Von nun an holest du Speise und Trank für den Ritter bei mir." Sie gab der erfreuten Rosa für Edelbert täglich die auserlesendsten Speisen von ihrem eigenen Tische, und den besten Wein, besser, als sie selbst ihn trank. Sie richtete es so ein, daß der Burgvogt nichts davon erfuhr, und wußte den alten Mann über den Argwohn, den er gegen Rosa gefaßt hatte, vollkommen zu beruhigen. Sie kam täglich

mit ihren Kindern in die Thorstube herab, um — wie sie sagte — die Erretterin ihres Sohnes zu besuchen, und brachte es durch die Auszeichnung, mit der sie Rosa behandelte, und durch das Ansehen, das sie über die Thorwärterin hatte, dahin, daß Rosa's schwerer Dienst um gar vieles erleichtert wurde. Rosa mußte in ihren freien Stunden die gnädige Frau in deren Zimmer besuchen, und durfte auch die Kinder der Thorwärterin mitbringen — eine Gnade, auf die sich die Thorwärterin nicht wenig einbildete und sich glüklich schäzte, ein Dienstmädchen zu haben, das bei der gnädigen Herrschaft sich so zu empfehlen gewußt.

Indessen wartete die Frau von Fichtenburg mit doppelter Sehnsucht auf die Zurükkunft ihres Gemahls. Hätte er nicht Kunde geschikt, er sei wieder hergestellt, und werde bald zurükkommen — sie hätte es gewagt, zu ihm in das Kriegslager zu reisen. Endlich kam Ritter Kunerich mit den zwei Rittern und dem größten Theile der Kriegsleute, die mit ihm zu Felde gezogen waren, nach Fichtenburg zurük. Ritter und Gemeine hatten ihre Helme und Spieße mit grünem Eichenlaube geschmükt, und zogen mit großer Pracht und unter dem Schalle der Trompeten zum Burgthore herein. Kunerich sprang vom Pferde — begrüßte seine Gemahlin und seine Kinder, die im Schloßhofe standen, mit großer Freude, und ging mit ihnen, den Rittern und Edelknechten und den tapfersten Kriegern, in den großen Rittersaal. Nachdem der laute Jubel der ersten Begrüssungen vorbei war, und Ritter Kunerich an seinem Sohne, der ein sehr schöner blühender Knabe war, sich noch immer nicht satt sehen konnte, erzählte die Mutter dem Vater die Geschichte, wie der Kleine in den Brunnen stürzte und Rosa ihn rettete. Sie erzählte ausführlich, und beschrieb alles nach dem Leben. Dem Ritter schauderte. Also, rief er, wärest du bald ertrunken und ich hätte dich bald nicht mehr gesehen, lieber Eberhard! Welch ein namenloser Jammer wäre dieses für mich und deine Mutter gewesen! Das Blut in den Adern möchte mir gerinnen, wenn ich nun daran denke. O Knabe, werde vorsichtiger!"

Die Mutter brachte das Gewand, das der Knabe damals anhatte, und das sie zum Angedenken an diese Geschichte aufbewahrte. Sie zeigte dem Vater den Riß, den der eiserne Haken gemacht hatte. Kunerich betrachtete den Riß sehr aufmerksam und sprach mit Entsezen: „Es war die höchste Zeit, daß Hülfe kam, nur noch einige Fäden hätten brechen dürfen — und Eberhard wäre verloren gewesen. Das arme Dienstmädchen hat uns einen großen Dienst erwiesen. Ja, beim Himmel das war schön und edel von ihr; das war sehr viel von einem Mädchen! Es war eine Heldenthat. Die schnelle Entschlossenheit und der Muth des Mädchens gefallen mir noch ganz besonders. Hast du sie auch dafür belohnt?"

„Das, sagte seine Gemahlin, überließ ich dir. Alles, was ich ihr hätte geben können, schien mir zu geringe — ja gar nichts; denn sie wagte ihr Leben daran! Mir vergingen fast die Sinne, als ich sie so in dem Eimer über dem Abgrunde schweben sah! So etwas läßt sich nicht mit einigen Goldstüken bezahlen. Ich verwies sie auf eine Belohnung von dir. Ich hoffe, du werdest mich nicht beschämen!"

Der Ritter war so gerührt, wie noch nie in seinem Leben. Der ungestüme Mann wollte das Mädchen auf der Stelle sehen. Rosa ward gerufen. Mit bescheidenem Anstande trat sie herein in den Saal. Der Ritter grüßte sie mit dem lauten freudigen Zurufe: „Willkommen, junge Heldin! Willkommen du Retterin meines Sohnes! Doch sieh, so viel ich mich erinnere, kennen wir uns ja schon. Ja, ja, ich habe dich einmal in der Thorstube gesehen. Allein damals hätte ich es dir nicht angemerkt, daß ein solcher Muth in dir steke. Nun, ich bin dir einen großen Dank schuldig; denn ohne dich wäre ich ein unglüklicher Vater. Der heutige frohe Tag wäre für mich ein Tag der tiefsten Trauer. Verlange was du willst, und du sollst es haben. Ja, rief er, der nie gelernt hatte, seine Empfindungen zu mäßigen, im Uebermaaße seiner Vaterfreude laut aus: „Ich schwöre es dir auf Ritterehre, verlangtest du auch eines meiner zwei Schlös-

fer — Fichtenburg oder Tannenburg — ich würde es dir abtreten."

Rosa sagte ruhig und mit jungfräulicher Bescheidenheit: „Ihr habt ein großes Wort gesprochen, Herr Ritter, und diese zwei edlen Ritter hier haben es vernommen. Ich könnte Euch um eine große Gnade bitten, und Ihr dürftet sie mir nicht abschlagen. Allein ich verlange keine Gnade, nur um Recht flehe ich Euch an. Gebt mir, gebt meinem Vater zurük, was Ihr uns genommen habt!"

„Wie? Was? Wie war das? sagte Kunerich betroffen. Ich sollte euch beraubt und geplündert haben? Wer bist du? Wer ist dein Vater?"

„Ich bin Rosa von Tannenburg, sprach sie; Edelbert ist mein Vater! Entlaßt ihn aus dem Gefängnisse, und gebt ihm seine Güter wieder zurük."

Die zwei fremden Ritter und alle Edelknechte und Krieger, die sich in dem Saale befanden, waren ein Erstaunen. Ritter Kunerich aber trat einen Schritt zurük und stand wie versteinert. So tief und mächtig ihn die edle That der Tochter gerührt hatte, so wild und heftig empörte sich sein alter, vieljähriger Groll gegen den Vater. In seinem Herzen erhob sich ein fürchterlicher Streit der widersprechendsten Empfindungen. Er ward blaß wie die Wand, blikte mit seinen schwarzen Augen wild um sich und murmelte zwischen den Zähnen: „Eines von meinen beiden Schlössern wollte ich darum geben, wenn mir jemand anders den Dienst erwiesen hätte, als die Tochter dieses Mannes."

Alle im Saale erschraken über diese plözliche Veränderung des Ritters, und sahen einander stillschweigend und mit verlegenen Bliken an.

Kunerichs Gemahlin aber sprach mit sanfter Stimme: „Ich weiß es erst seit einigen Tagen, daß dieses ärmlich gekleidete Mädchen hier Edelberts Tochter ist. Aus kindlicher Liebe zu ihrem Vater — um ihn im Gefängnisse besuchen zu können — ihn in seiner traurigen Einsamkeit zu trösten — ihn zu bedienen und den Bissen von ihrem Munde mit ihm, dem geliebten Vater, zu

theilen, kam sie in diesem schlechten Anzuge in unsere Burg, trat in die Dienste des Kerkermeisters und ertrug alle Launen der Kerkermeisterin, bei der das ärmste Mädchen im Lande nicht aushalten mochte, mit himmlischer Geduld. Sie unterzog sich den härtesten Arbeiten, die ihr noch zehnmal härter, als andern Mägden, vorkommen mußten. Mir zerriß es das Herz, wenn ich von meinem Fenster aus sah, wie sie — ein Fräulein, das mit uns ebenbürtig ist — den schweren Wasserkübel auf ihrem Haupte trug, oder wenn ich sie, gleich der geringsten Magd, bei dem Besen erblikte, wie sie den Schloßhof kehrte. Ich ließ es mir nicht merken, daß mir ihr Stand und ihr Rang bekannt sei. Ich getraute mir nicht, ohne deine Genehmigung in der Sache etwas Entscheidendes zu thun. Mit Schmerzen wartete ich auf deine Zurükkunft. Aber nun, liebster Kunerich, laß die Güte und die Menschlichkeit walten. Wenn Fräulein Rosa deinen Sohn auch nicht vom Tode errettet hätte — ihre kindliche Liebe zu ihrem Vater allein schon sollte dich bewegen, dich mit dem Vater einer solchen Tochter auszusöhnen."

„Bei meinem Schwerte rief jezt Siegebert, einer der zwei fremden Ritter, was das Fräulein an ihrem Vater gethan hat, ist noch unendlich mehr, als was sie für den Knaben wagte. Die Rettung des Knaben war ein kühner Augenblik, den auch minder edle Gemüther zu Zeiten haben. Die langen, schweren Leiden aber, die das Fräulein für ihren Vater mit bewunderswürdiger Standhaftigkeit ertrug, zeugen von einer großen Seele. Ein solches kindliches Gemüth voll Liebe ist ein wahrer Edelstein. An deiner Stelle, Kunerich, würde ich mich nicht lange bedenken, was ich zu thun hätte."

„Kunerich, sagte Theobald, der andere Ritter, wenn Edelbert feindlich gegen dich gesinnt wäre, so hätte er dir wohl genug schaden können. Hilf Himmel! während du im Felde dich mit auswärtigen Feinden herumschlugst, war derjenige, den du für deinen schlimmsten Feind hieltest, mitten in deiner Burg — und seine Tochter hatte die Schlüssel zu seinem Gefängnisse. Nenn

unter zehn hätten die Gelegenheit benuzt, hätten die Burg zu Nacht in Brand gestekt und sich während des Tumultes aus dem Staube gemacht. Kunerich, Kunerich, du hast wahrlich keine Ursache, dem wakern Edelbert feind zu sein."

Kunerich stand mit starren Bliken wie stumm da. Er athmete schwer auf und rieb sich die glühende Stirne. Es war, als habe er von allem, was seine Gemahlin und die zwei Ritter sagten, nichts gehört. Aller Augen waren voll banger Erwartung auf ihn gerichtet. Rosa blikte seufzend zum Himmel. Es herrschte eine schauerliche Stille in dem Saale.

Da trat seine Gemahlin näher zu ihm hin und sprach mit großer Rührung: „Liebster Kunerich! nur Eines will ich dir noch sagen! O höre mich gütig an!"

„Kunerich, du glaubst, Edelbert sei dein grimmigster Feind! Aber darin hast du dich bisher geirrt. Ach, wenn er so gegen dich gesinnt wäre, wie es dir vorkam, wie könnte ich, deine treue Gemahlin, dich bitten, ihn seiner Haft zu entlassen? Ich müßte dir vielmehr rathen, ihn in dem Gefängnisse noch sorgfältiger bewahren zu lassen. Aber es ist nicht so, wie es dir bisher geschienen hat; davon will ich dich jezt überzeugen."

„Sieh, ich war es einzig und allein, die es entdekte, daß Rosa Edelberts Tochter sei. Bis auf den Augenblik, da sie es dir selbst bekannte, wußte kein Mensch in der ganzen Burg etwas davon, als ich allein. Deine Leute, denen du die Burg anvertrautest, ahneten es nicht einmal — so wenig als du es selbst ahnen konntest. Ohne mich wäre niemand, selbst dein getreuer Burgvogt nicht, darauf gekommen, daß Rosa in den nächtlichen Stunden den gefangenen Ritter besuche. Ich wollte wissen, was diese Besuche für eine Absicht hätten. Ich ließ mich — o nicht ohne Erröthen kann ich es vor dir und diesen werthen Rittern und Edelknechten hier bekennen — so weit herab, in später Nacht, da Vater und Tochter im Gefängnisse mit einander sprachen, an der Thüre zu horchen. Mehr um dich und deine Burg besorgt, als um mich, that ich diesen Schritt, den ich

selbst tadeln muß. So weit ging meine Sorgfalt für dich! Ich wollte mit eigenen Ohren hören, ob kein Anschlag gegen dich im Werke sei. Vater und Tochter dachten nicht daran, und konnten nicht daran denken, daß ich jedes ihrer Worte vernähme. Aber, o Gott, was mußte ich da hören! Wie beschämt stand ich da! Wie gut sind diese Menschen, wie gut! Der arme gefangene Edelbert weiß nichts von Haß und Rachgierde gegen dich. Er billigte nicht nur die That seiner Tochter, er hat sie vielmehr dazu ermuntert. Er war es, der sie väterlich ermahnte, uns zu lieben, und uns, so viel in ihren Kräften stehe, Gutes zu erweisen. Ohne diese treuherzigen Ermahnungen ihres Vaters hätte Rosa deinen Sohn wohl schwerlich gerettet. Ihm, dem guten Edelbert, hast du diese Rettung zuerst zu danken. Wie könnte er nun dein Feind sein! Ach, wie könntest du noch ferner über ihn zürnen?"

„Doch — was stehst du noch zweifelnd und unschlüssig da? — Ach Kunerich! nein, du kannst, du darfst Fräulein Rosa nicht unerhört aus diesem Saale scheiden lassen! — O Gott, rühre Du sein Herz!"

Kunerich sagte mit dumpfer, halblauter Stimme: „Rosa mag die Tannenburg mit allem, was dazu gehört, zurük nehmen; ich habe nichts dagegen. Allein Edelbert muß bleiben, wo er ist!" Dabei sah er seine Gemahlin nicht einmal an.

Da wandte sie sich zu ihrem Sohne, und rief mit innigst bewegtem Herzen und in heiße Thränen ausbrechend: „O komm, Eberhard, bitte du deinen Vater für deine Retterin, daß er ihre Bitte nicht halb, sondern ganz erhöre! Knie nieder und erhebe deine Händchen zu ihm. Sieh, ich knie mit dir vor ihm! Ich will dir bitten helfen! Ich will dir jedes Wort vorsprechen; sprich mir nach!"

Der holde Kleine sah die Mutter weinen und auch Rosa, die ihm fast so lieb wie seine Mutter war, traurig und mit Thränen in den Augen dastehen — und fing selbst an zu weinen. Die finstere Miene seines Vaters schrekte ihn; er begriff sehr wohl, daß viel daran gelegen sei, den erzürnten Vater zu besänftigen. Er kniete

nieder, erhob zitternd die kleinen Hände, und sprach mit Nachdruk und deutlicher, herzdurchdringender Stimme, wie die Mutter es ihm vorsagte:

„Lieber Vater! sei nicht hart! Besinne dich nicht so lange, Rosa's Vater zu befreien! Rosa besann sich ja auch nicht, ihr Leben für mich zu wagen. Sieh, dieses gute Fräulein, hat mich aus dem Brunnen gezogen; befreie nun auch du den Ritter Edelbert aus dem Kerker. Sie errettete mich von dem schauerlichen Tode im Wasser; laß nun ihren Vater nicht den traurigen Tod im Gefängniß sterben. Sie schenkte dir, liebster Vater, mich, deinen Sohn, wieder; gieb nun auch ihr, der geliebten Tochter, ihren lieben Vater wieder zurük! O blike nicht seitwärts, liebster Vater! Ach, sieh mich, deinen Sohn, doch nur an! Sieh, wenn Fräulein Rosa nicht gewesen wäre, so hättest du mein Angesicht und diese meine Augen, die mit Thränen zu dir empor bliken, gar nicht mehr gesehen. Diese Hände, die ich zu dir empor hebe, moderten jezt im Grabe!" — —

„Halt inne! Es ist zu viel!" rief jezt Ritter Kunerich. Er bemühte sich vergebens, die Zähren zurük zu halten, die nach seiner Meinung einem Ritter nicht geziemen. Er sprach, zu Rosa gewandt: „Euer Vater, Fräulein Rosa, ist frei, und seine Burg gebe ich ihm mit allen Gütern wieder zurük. Ich habe ihm Unrecht gethan. Ein Mann, der eine solche Tochter erzog, kann kein böser Mann sein."

„O Gottlob!" rief jezt die edle Hildegard und fiel ihrem Gemahl unter Thränen um den Hals, und hieß den kleinen Eberhard die väterliche Hand küssen. Rosa war wie im Himmel. Die beiden Ritter verhehlten ihre Thränen nicht, und boten Kunerich die ritterliche Rechte.

„Ihr seid ein edler Mann, sagte Ritter Theobald; von dieser Stunde an halte ich noch einmal so viel auf Euch, als zuvor."

„Ihr habt gehandelt, sprach Siegebert, wie es einem biedern Ritter geziemt. Gerecht sein ist mehr, als tapfer sein; sich selbst überwinden besser, als die Feinde besiegen."

Die Edelknechte und die übrigen Krieger, von denen mancher sich eine Zähre abwischte, murmelten freudig durcheinander, ja sie lobten den Ritter laut. „Das ist schön! Das ist brav! Das ist edel!“ sagte bald der Eine bald der Andere, und zulezt riefen alle einmüthig und von ganzem Herzen: „Es lebe Kunerich, Hildegard und der kleine Eberhard! Es lebe Edelbert und Rosa!“

Achtzehntes Kapitel.

Rosa kündigt ihrem Vater seine Befreiung an.

Ritter Kunerich war jezt, da die edlern menschlichen Gefühle in seinem Herzen die Oberhand gewonnen hatten, gleichsam in einen neuen Menschen verwandelt. Das Bewußtsein, seine feindliche Leidenschaft besiegt und der Stimme der Vernunft Gehör gegeben zu haben, erfüllte ihn mit hohem, nie gefühltem Vergnügen; Ruhe und Friede kamen in seine erst noch empörte Brust, gleich der lieblichen Stille nach einem Gewitter. Sein Angesicht hatte sich aufgeheitert und Freude strahlte aus seinen Augen. Sogar der kleine Eberhard bemerkte diese glükliche Veränderung. „Nun, lieber Vater, sagte er, siehst du so freundlich aus, wie die Mutter und Fräulein Rosa. Jezt kann ich dich erst recht gern ansehen und dich recht lieb haben.“

Fräulein Rosa trat zu dem Ritter, und dankte ihm in sehr rührenden Ausdrüken. „Nun, nun, mein werthes Fräulein, sprach er, macht von der Sache nicht so viel Aufhebens. Ich verdiene weder Lob noch Dank! Ich müßte ja ein Unmensch sein, wenn ich anders handelte. Laßt es gut sein, und kommt nur mit mir. Wir wollen zu Eurem Vater in das Gefängniß. Ich halte es jezt für Sünde, ihn nur einen Augenblik länger darin schmachten zu lassen. Kommt! Euch hat er seine Befreiung zu danken; Ihr sollet sie ihm nun auch ankündigen. Legt aber dann auch ein gutes Wort für mich ein, daß er mir das Unrecht, das ich ihm anthat, verzeihe!“

Frau Hildegard winkte jezt ihrem Gemahl, ging mit ihm an ein Fenster, und redete heimlich mit ihm. Er nikte ein Paar Mal freundlich, und Hildegard sprach hierauf zu Rosa: „Kommt erst noch ein wenig mit mir, werthes Fräulein!“ Die edle Frau führte Rosa in ein prächtiges Zimmer, in dem schon einige Zeit her Kleider und Kostbarkeiten für den Augenblik bereit lagen, da Rosa wieder in ihren Stand würde eintreten können.

Rosa reinigte ihr Angesicht von der bräunlichen Farbe. Frau Hildegard brachte ihr die reichlichen Haare in kunstlose Loken und zog ihr ein kostbares weißes Kleid an, mit stehendem Kragen von den allerfeinsten Spizen. Rosa war jezt unbeschreiblich schön. Ihr blühendes Angesicht übertraf das liebliche Weiß und Roth der frischen Apfelblüthe; ihre geringelten Loken floßen auf ihre Schultern; edel war ihr Anstand und ihre ganze Gestalt. Die Frau betrachtete sie mit wohlgefälligem Lächeln. Indeß schwieg sie; sie hielt es für unweise, ein Fräulein mit Lobsprüchen auf deren Schönheit eitel zu machen.

Frau Hildegard brachte hierauf ein niedliches Kästchen von glänzend schwarzem Ebenholze, das sehr schön mit Gold verziert war. „Seht, liebes Fräulein, sagte sie, indem sie das Kästchen öffnete; das ist der Schmuk Eurer seligen Mutter. Mein Mann, der ihn für eine gute Beute hielt, hat ihn mir geschenkt. Allein nie trug ich diesen Schmuk; ich hätte es für eine Schmach gehalten, mich mit geraubten Kostbarkeiten zu schmüken. Der Schmuk war mir, als Euer Eigenthum, heilig, und immer habe ich mich nach dem Augenblike gesehnt, ihn Euch wieder zurük zu geben. Empfangt ihn hiemit aus meinen Händen. Es fehlt daran kein Edelstein und keine einzige Perle.“

Rosa nahm den Schmuk mit aufrichtigem Danke. Sie betrachtete die schönen Steine und Perlen; allein sie zeigte keine solche Freude, als es Frau Hildegard von Rosa's Jugend erwartete. „O meine selige Mutter! sprach Rosa mit Thränen in den Augen, wie lebhaft erinnern mich diese Steine an dich! Nur als ein Andenken von dir sind sie mir schäzbar!“

„Ach seht, gnädige Frau, sagte sie zu Hildegard, dieser Ring mit Diamanten war der Brautring meiner guten Mutter; diese Perlenschnüre erhielt sie von der Herzogin zum Hochzeitgeschenke; diese diamantenen Ohrengehänge gab ihr mein Vater an dem Tage, da ich zur Welt kam. Ach Gott, mir ist es, als sähe ich die geliebte Mutter mit diesen Perlen und Steinen geschmükt jezt vor mir stehen! Ach wie hinfällig sind wir Menschen! diese Perlen sind noch da; diese Steine funkeln noch mit unverändertem Glanze. Die Gestalt der herrlichen Frau aber ist jezt Moder und Staub! Was wäre der Mensch, das herrlichste Geschöpf Gottes auf Erden, wenn nichts in ihm wäre, das länger dauerte, als diese schimmernden Steine!"

Frau Hildegard sagte: „Liebstes Fräulein! diese Thränen, die in Euren Augen glänzen, sind mehr werth, als alle diese Perlen, und Eure edlen Gesinnungen sind schäzbarer, als diese Edelsteine. Ja, wenn auch Eure blühende Gestalt wird in Staub zerfallen sein, wenn die Macht der Zeit selbst diese festen Diamanten zerstäubt haben wird, werden Eure edlen Gesinnungen noch die Zierde Eures edlen Geistes sein, und ihn schöner schmüken, als dieser prächtige Schmuk jezt Euren Leib zieren kann."

Frau Hildegard schmükte nun Rosa's Haar und Hals mit den sanftglänzenden Perlen, fügte ihr die funkelnden Ohrenringe ein, und stekte ihr den prächtigen Diamantring an den Finger. Der Ring war aber zu weit. Rosa lächelte und sagte: „Den Ring könnten wir gar weglassen. Er schikt sich ohnedieß nicht für meine Jugend: nur ein verlobtes Fräulein darf einen Ring tragen."

Allein Frau Hildegard sagte: „Seht, der Ring, der für den Goldfinger zu groß ist, ist für euren Zeigefinger vollkommen recht. An diesem tragt ihn also! Die Hand der Tochter, die ihrem Vater so viel Gutes that, verdient wohl, daß man sie mit Edelsteinen ziere."

Frau Hildegard begleitete nun Fräulein Rosa bis an die Kerkerthüre. Rosa öffnete schnell die Thüre und rief

im Hineingehen: „O Gottlob, lieber Vater, du bist frei!“ Aber wie überrascht war Rosa! Ihr Vater stand da, wie ehemals an festlichen Tagen, in Rittertracht von schwarzem Sammet gekleidet, und mit der goldenen Kette und Denkmünze geziert, und die zwei Ritter, Siegebert und Theobald, standen ihm zur Seite.

Frau Hildegard hatte nämlich ihrem Gemahl vorhin heimlich gesagt, er solle, indessen sie Rosa, einem Fräulein geziemend, ankleiden wolle, auch den Ritter Edelbert ritterlich kleiden lassen: auch möchten Siegebert und Theobald den guten Edelbert, damit ihm die unvermuthete Freude nicht schade, etwas darauf vorbereiten — jedoch ohne ihn merken zu lassen, daß seine Befreiung so nahe sei, um der edlen Tochter die Freude nicht zu verderben, ihrem Vater seine Befreiung zuerst anzukündigen. Die zwei Ritter hatten das Geschäft mit Vergnügen übernommen; ja sie selbst hatten die Kleidung, die man ihm ehemals raubte, ihm überbracht und ankleiden helfen.

Edelbert umarmte seine Tochter mit großer Rührung. „O meine liebste Rosa! sprach er, mit Gottes Hülfe hast du einen Sieg errungen, den ein ganzes Heer mit Schwerdt und Spieß nicht hätte erzwingen können. Gewalt der Waffen hätte nur Ritter Kunerichs Burg erstürmen und ihn nur dem Leibe nach besiegen können; allein die sanfte Macht deiner Liebe zu deinem Vater und zu allen Menschen hat Kunerichs Herz erobert, und ihn aus einem Feinde in einen Freund umgeschaffen. Laß uns Gott danken! Gott hat alles wunderbar gefügt! Er ist es, der deine kindliche Liebe gesegnet und deine Bemühungen mit dem glüklichsten Erfolge gekrönt hat!“

Jezt erst achtete Edelbert darauf, wie reichlich Rosa mit Perlen und Edelsteinen geschmükt war. „Sieh, sagte er, Gott hat nicht nur das, um was du Ihn so oft gebeten, erfüllt, und deinem Vater die Freiheit gegeben; Er hat auch den Schmuk deiner seligen Mutter, um den du wohl niemals batest, dir wieder geschenkt. Ich habe oft mit gerührtem Herzen daran gedacht, daß du deine Ohrenringe, das lezte Kleinod, das du noch von allem Glanze deines Standes übrig hattest, aus Liebe zu mir

verkauftest; auch dafür giebt dir nun Gott, ohne daß du es erwartest, reichlichen Ersaz. Er ist ein treuer Vergelter. Er vergißt auch das nicht, an dessen Belohnung wir gar nie gedacht haben."

Die beiden Ritter, Siegebert und Theobald, waren über Rosa's Schönheit nicht wenig erstaunt. „Wahrhaftig, mein holdes Fräulein, sagte Theobald, Ihr habt Eurem Vater kein geringes Opfer gebracht, daß Ihr dieses liebliche Angesicht unter der nußbrannen Farbe verborgen, und Eure Gestalt durch jene schlechte Kleidung entstellt habt. Ihr seid wirklich schön wie ein Engel."

Rosa erröthete und nahm dieses für eine Schmeichelei, die sie nicht verdiente. Siegebert, der andere Ritter sagte aber: „Schönheit ist des Fräuleins geringster Vorzug; ihre kindliche Liebe zu ihrem Vater ist noch unendlich mehr werth. Wie ein Engel stieg sie vorhin in das Gefängniß ihres Vaters hinab, seine Noth zu lindern; als ein Engel erscheint sie jezt, ihm seine Freiheit, die sie ihm ausgewirkt hat, anzukündigen!"

Rosa brachte nun Kunerichs Bitte vor, ihr Vater solle ihm verzeihen. Edelbert ward sehr gerührt. „Du siehst meine Thränen, sagte er, und du weißt, daß ich ihm längst verziehen habe." In diesem Augenblike, da er dieß sprach, öffnete sich die Gefängnißthüre, und Ritter Kunerich und seine Gemahlin, nebst dem kleinen Eberhard traten herein. Edelbert und Kunerich boten sich die ritterliche Rechte — und umarmten sich mit großer Rührung. Aller Groll war verschwunden. Sie empfanden die Seligkeit der Aussöhnung — sie gelobten sich ewige Freundschaft.

Der gute, menschenfreundliche Edelbert hatte noch eine besondere Freude daran, den holden Knaben zu sehen, dem Rosa das Leben gerettet hatte. Er sezte sich, von den vorhergegangenen Empfindungen ermüdet, auf den steinernen Siz des Gefängnisses, nahm den Knaben auf den Schooß, blikte ihn mit Thränen in den Augen freundlich an, segnete ihn und sagte: „Lieber holder Knabe! Gott lasse dich zur Freude deines

Vaters und deiner Mutter aufwachsen und einen edlen Mann aus dir werden.“

„O mein theurer Ritter, sagte die Mutter des Knaben, Gott gebe, daß der Knabe uns so liebe, wie Euch Eure Tochter liebt, und daß er ihr an edlen Gesinnungen gleiche, dann werden wir die glüklichsten Eltern sein.“

Der Tag wurde mit einer festlichen Abendmahlzeit in dem großen hellerleuchteten Rittersaale beschlossen. Edelbert und Rosa mußten die ersten Stellen an der Tafel einnehmen; Kunerich saß neben Edelbert, und Hildegard neben Rosa. Alle Gäste waren sehr fröhlich, den Ritter Kunerich aber hatte man seit vielen Jahren nicht so vergnügt gesehen. Er selbst betheuerte es und sprach: „So seelenvergnügt, wie heute, war ich in meinem Leben noch nie. Meine tolle Feindseligkeit gegen dich, lieber Edelbert, vergällte mir meine besten Freuden. Was ist es doch etwas Seliges um Eintracht und Friede; Jezt fühle ich es recht, Haß und Feindschaft stammen aus der Hölle; Liebe und Freundschaft aus dem Himmel.“

Kunerich hatte heute die großen silbernen Pokale, die innen prächtig vergoldet waren, auftragen und sie mit dem besten und ältesten Weine, den er im Keller hatte, füllen lassen. Bei Edelberts Gedeke aber stand der schöne silberne Becher, aus dem er zu Hause auf seiner Burg gewöhnlich trank, und der ihm als ein Andenken von seinem Ahnherrn so schäzbar war. Rosa hatte den Becher sogleich bemerkt, und der Frau Hildegard bloß mit einem Blike für die Aufmerksamkeit gedankt.

Kunerich ergriff zuerst den silbernen Pokal und leerte ihn auf Edelberts und Rosa's Wohl. Die zwei Ritter, Siegebert und Theobald, folgten seinem Beispiele. Edelbert trank auch, sagte aber sehr bedeutend: „Vor diesem starken Weine, ihr Herrn Ritter, müssen wir wohl auf unserer Hut sein, er wäre im Stande, einen Rittersmann, den noch kein Feind besiegte und der sich vor keinem Türkensäbel fürchtet, zu Boden zu werfen!“

Kunerich lachte; das Lob seines Weines gefiel ihm. Uebrigens verstand er den Wink. „Weiß wohl, sagte er zu Edelbert, als wir noch Edelknechte an dem Hofe

des Herzoges waren, ermahntest du mich und unsere Spießgesellen immer zur Mäßigkeit. Nun, nun, du hattest Ursache dazu. Sei aber außer Sorgen! recht lustig wollen wir heute beinander sein; aber dabei doch sattelfest bleiben. Wir wollen in der schönsten Ordnung verfahren! Jeder muß, bevor er trinkt, einen schönen Trinkspruch vorbringen — und du, Hildegard, und Ihr, Fräulein Rosa, müßt heute auch mit anstoßen.''

Hildegarg und Rosa stießen mit an, allein sie benezten mit dem feurigen Weine kaum die Lippen. Die Trinksprüche und Segenswünsche aber, die den meisten Beifall fanden, waren diese:

Edelbert sprach: ,,Alle deutschen Männer sollen in Frieden und Eintracht leben, und sich nie mehr über Nichtswürdigkeit entzweien!''

Theobald sagte: ,,Alle deutschen Frauen und Jungfrauen sollen an liebenswürdigen Tugenden der Frau Hildegard, der holden Rosa und der seligen Mathilde gleichen!''

Siegebert sprach: ,,Alle Eltern sollen ihre Kinder erziehen, wie Edelbert und Mathilde ihre Tochter erzogen, und alle Kinder ihre Eltern ehren und lieben, wie Rosa ihren Vater!''

Kunerich beschloß mit den Worten: ,,Alle Eltern sollen so viele Freude an ihren Kindern erleben, als Edelbert an seiner Tochter!''

Neunzehntes Kapitel.

Rosa und ihr Vater erhalten ihre Güter wieder zurük.

Am andern Morgen sehr früh kam Kunerich in Reisekleidern, gestiefelt und gespornt, in Edelberts Zimmer. ,,Edelbert, rief er, ich habe schon lange meine Leute aus den Federn gejagt und eben satteln lassen. Ich wollte spornstreichs mit dir nach Tannenburg reiten, und dir deine Burg und deine Güter wieder zurük geben. Allein

meine Hildegard meinte, das Schloß, in dem eine Zeit her bloß die Reitersknechte wirthschafteten, dürfte nicht am besten aussehen; man müsse es zuvor in Ordnung bringen. Darin, sagte Kunerich lachend, mag sie wohl recht haben; mir wäre es aber nicht eingefallen. Bleibe also mit deiner Rosa noch eine Weile bei mir, lieber Edelbert! Du hast viele traurige Tage in diesen Mauern zugebracht; laß uns daher nun auch einige freudige Tage zusammen leben."

Edelbert war mit dem Vorschlage sehr zufrieden. Kunerich ging mit ihm in den großen Saal. Siegebert und Theobald fanden sich mit ihren Edelknechten auch bald ein. Alle sezten sich zusammen an die Tafel zum Frühstüke. Hierauf nahmen die zwei fremden Ritter, die sich nach Hause sehnten, von Kunerich und Edelbert Abschied und zogen mit ihren Kriegsleuten, die im Schloßhofe ihrer warteten, ab. Kunerich aber sagte zu Edelbert: „Nun mußt du vor allem meine Burg besehen; nach Tische reiten wir dann auf die Jagd. Zuerst sieh einmal die Bildnisse meiner Ahnen an, mit denen dieser Saal geziert ist." Edelbert betrachtete die alten Ritter, die alle im Harnische, und deren Frauen, die in alterthümlicher Tracht abgemalt waren. Bei den meisten blieb Kunerich sehr lange stehen, und wußte vieles von ihnen zu erzählen. Hierauf zeigte Kunerich ihm die Rüstkammer, in der Waffen aller Art, alle blank und glänzend, und nicht nur viele vollständige schimmernde Harnische für Ritter, sondern sogar einige für die Rosse aufgestellt waren. Dann führte ihn Kunerich in der ganzen Burg herum, und machte ihn in den gewölbten Gängen, durch die sie kamen, besonders auf die künstlich gearbeiteten und bemalten Hirschköpfe aufmerksam, die natürliche Hirschgeweihe von zehn bis zwanzig Enden aufhatten. Nun zeigte Kunerich ihm seine Stallungen, und die muthigen, wohlgenährten Pferde. Auch in den hochgewölbten Felsenkeller mußte Edelbert hinab steigen, die großen Fässer bewundern, und von den besten Weinen, er mochte nun wollen oder nicht, verkosten. Zulezt besuchten sie den Brunnen im Schloßhofe. Beide Ritter schauten nicht

ohne schauerliches Gefühl hinunter. Edelbert freute sich aufs neue der edeln That seiner Tochter; Kunerich seines geretteten Sohnes. Beide Väter umarmten sich an dem Brunnen und dankten Gott für die gelungene Rettung.

Frau Hildegard hatte indessen dem Fräulein ihre ganze Hauseinrichtung — die mit blendend weißer Leinwand gefüllten Kästen, ihre sehr schönen und reichen Stikereien, die große blinkende Küche, und manches andere Merkwürdige gezeigt. Zulezt öffnete sie noch einige Kästen, die in einer besondern Kammer standen, und in denen sich alles befand, was Kunerich an feiner Leinwand, schönen Kleidern und dergleichen von Tannenburg nach Fichtenburg gebracht hatte. Ich habe es indessen auf das sorgfältigste aufbewahrt, sagte die edle Frau, und werde es unverzüglich auf Eure Burg bringen lassen. Die schönsten dieser Stüke hat, wie man mir sagte, Eure selige Mutter mit eigenen Händen verfertiget. Sie zeugen noch von ihrem unermüdeten Fleiße und von ihrer Liebe zu Euch. Schon damals war die liebevolle Mutter für Eure Ausstattung besorgt. Kein einziges unrechtmäßig erworbenes Stük, wie ich sehr wohl weiß, befindet sich darunter. Darum ruht auch ein Segen darauf, und darum, denke ich, konnten sie Euch nicht auf immer genommen werden!“

Rosa wollte hierauf die Thorstube noch einmal besuchen. Frau Hildegard begleitete sie. Als sie über den Schloßhof gingen, gesellten Edelbert und Kunerich sich zu ihnen. Der Thorwärter saß eben in dem großen Lehnsessel der Thorstube, um von der Reise auszuruhen. Als er Kunerichs Stimme vernahm, sprang er auf und öffnete die Thüre. Da stand Rosa vor ihm.

„Je, Röse, rief er — doch verzeiht! Fräulein Rosa wollt ich sagen. Je, je, was habe ich an Euch erleben müssen! Aber kommt mit der gnädigen Herrschaft doch erst herein in die Stube. — So! — Ja, ja! Ich hätte mir eher eingebildet, der Himmel werde einfallen, als daß ich geglaubt hätte, mein Dienstmädchen sei ein Fräulein von Tannenburg. Es ist etwas ganz Unerhörtes. Ich kann es fast jezt noch nicht glauben,

daß ein gnädiges Fräulein den reinlichen Stubenboden auf dem ich stehe, aufgefegt haben soll. Und doch muß ich mich wieder wundern, daß ich Dummbart es nicht früher merkte, Ihr seiet Ritter Edelberts Tochter. Gestern Abends, als auf einmal unter den verwundeten Kriegsleuten draußen im Schloßhofe über diese seltene Geschichte der große Lärm entstand, und ich sie von ihnen vernahm, ging mir ein Licht auf. Darum waret Ihr gegen den gefangenen Ritter so voll Mitleid! Nun, nun, ich lobe Eure kindliche Liebe, und Gott und mein gestrenger Ritter hier haben Euch, wie ich sehe, dafür belohnt. — Aber meine Hedwig, was erst die für Augen machte! Das ist gar nicht zu sagen. Sie kam fast von Sinnen; sie riß sich fast den Kopf ab! Nun, sie mag die Grobheiten, die sie Euch, gnädiges Fräulein, angethan hat, Euch selbst abbitten."

Die zwei Kinder des Thorwärters standen scheu in einer Eke. Rosa ging zu ihnen hin und redete mit ihrer gewohnten Freundlichkeit mit ihnen. Da bekamen die Kinder wieder Muth.

Die kleine Bertha sagte: „Du bist aber jezt prächtig gepuzt, Fräulein Röse; alles ist schön und neu an dir, sogar dein Gesicht."

Der kleine Othmar sprach: „Das ist kein Fehler! Das lasse ich mir gern gefallen, wenn nur Fräulein Röse unsre Magd bleibt; denn eine so gute bekommen wir doch in unserem Leben nicht mehr."

Kunerich und alle Uebrigen lachten. Rosa fragte hierauf die Kinder: „Wo ist denn Eure Mutter?" Die kleine Bertha sagte: „Sie hat eben dort Brod zur Suppe eingeschnitten. Die Schüssel steht noch auf dem Tische."

„Ja, sagte der kleine Othmar, als sie hörte, daß die Herrschaften kämen, da hat sie sich dort zur Thüre hinaus geflüchtet, als jagte sie der Wolf." Rosa ging zur Thüre, die aus der Stube in die Küche führte, hinaus, und führte die Thorwärterin in die Stube.

Das arme Weib stand sehr beschämt da, als sie den Ritter Edelbert und Fräulein Rosa prächtig gekleidet vor

sich stehen sah — und auch ihren Herrn, den gestrengen Ritter Kunerich, und Hildegard, ihre gnädige Frau, in der Stube erblikte. Sie ward bald blaß und bald roth. „In ein Mausloch, sagte sie, möchte ich mich vor den gnädigen Herrschaften verkriechen; denn sie werden nun wohl alle wissen, was für saubere Reden in mir steken, und welche schöne Namen ich oft dem gnädigen Fräulein gegeben habe. Allein wenn ich gewußt hätte, von welcher hohen Abkunft meine Röse sei, und zu was für hohen Ehren sie noch ferner gelangen werde, so hätte ich mich freilich ganz anders gegen sie aufgeführt.“

Die Frau von Fichtenburg sagte: „Meine gute Thorwärterin, der geringste Mensch ist göttlicher Abkunft; das ist der höchste Adel, mit dem sich kein anderer vergleichen darf. Der ärmste Bettler wird, wenn er anders ein guter Mensch ist, in jener Welt zu einer Herrlichkeit gelangen, gegen die aller Glanz dieser Welt nichts ist. Wir haben also wohl Ursache, auch dem geringsten Menschen gut zu begegnen. Ihr empfindet Reue und Scham, daß Ihr gegen Euer ehemaliges Dienstmädchen vormals unfreundlich gewesen, da sie jezt in veränderter Gestalt als ein adeliches Fräulein vor Euch steht. Noch eine schmerzlichere Reue würde uns quälen, noch eine größere Beschämung uns treffen, wenn wir die Armen hier in dieser Welt mit Stolz und Verachtung behandeln, und sie dann dort in jener Welt in ihrer Herrlichkeit erbliken würden.“

Die Thorwärterin gab ihr sehr Recht, und bat das Fräulein mit vielen Worten und unter reichlichen Thränen um Verzeihung. Rosa sprach zu ihr: „Meine liebe Hedwig! Ich hätte Euch oftmals Manches sagen mögen. Allein damals hielt ich es nicht für rathsam; ich sparte es auf einen schiklicheren Augenblik, der jezt gekommen ist. Ich muß daher jezt schon ein Wörtchen anbringen. Zuvor muß ich es Euch aber vor Eurer gnädigen Herrschaft und meinem Vater hier aufrichtig bezeugen, daß Ihr recht sehr viel Gutes an Euch habt. Ihr seid eine sorgsame, liebevolle Ehegattin gegen Euren Mann, eine gute Mutter Eurer Kinder, eine treffliche Hauswirthin. Ihr seid unermüdet fleißig, und in Eurer Haushaltung herrscht Rein-

lichkeit und Ordnung. Ihr seid sparsam ohne karg zu seyn, und thut den Armen viel Gutes. Ja, Ihr seid gegen jedermann dienstfertig, freundlich und zuvorkommend — so lange nichts vorfallt, das Euren Zorn reizt. Aber dann wißt Ihr Euch selbst nicht mehr zu beherrschen. Ihr sagt und thut dann Dinge, die nichts taugen. Dieser Euer Jähzorn verbittert Euch und denen, die um Euch sind, das Leben, und hat Euch in den übeln Ruf gebracht, als wäret Ihr ein sehr böses Weib. Ja, man behauptet auch, Ihr hättet — woran es euch gewiß nicht fehlt — sehr wenig Verstand! weil Ihr ihn so wenig braucht, und anstatt seiner nur den Zorn walten lasset. Gewinnt es einmal über Euch selbst: Eurem Zorn Meister zu werden. Braucht Euren Verstand! Glaubt, daß der Jähzorn wohl mit Recht ein kurzer Anfall von Wahnsinn genennt werde. Bedenkt, daß Geduld und Sanftmuth Christenpflichten sind. Faßt sogleich jezt den ernstlichen Entschluß, Euch in diesem Stüke zu bessern. Erneuert diesen Entschluß alle Morgen und Abend, ja öfters des Tags vor Gottes Angesicht, und bittet Gott um seinen Beistand. Verliert auch nicht sogleich den Muth, wenn es nicht augenbliklich geht. Werdet nicht müde, Eure Vorsäze immer und immer wieder mit größerem Ernste zu erneuern. Der Baum fällt nicht auf den ersten Streich. Harret aus — und am Ende werdet Ihr Euren Zorn, der in der That Euer grimmigster Feind ist, besiegen. — Und wenn Ihr wieder eine Magd bekommt, der es nicht an gutem Willen fehlt, so verlangt nicht, daß sie augenbliklich alles so verständig und geschikt machen könne, wie Ihr selbst. Nehmt Euch die Mühe, sie nach Eurem Sinne abzurichten; habt so viel Geduld, ihr alles mehrere Male zu zeigen, untersagt ihr ihre Fehler mit Sanftmuth und Liebe — und sie wird sich belehren lassen und sich in Euch schiken, und Euch ehren und lieben. Ja, wenn Ihr diesen Euren Gewohnheitsfehler ablegt, so wird Euch jedermann als eine vortreffliche Frau schäzen. Wenn ich Euch nicht schäzte, so hätte ich nicht halb so viel gesagt. Folgt mir, und Ihr werdet Ehre und Freude, Glük und Segen davon haben."

„Das heißt einmal klug und ehrlich gesprochen, rief Kunerich. Es ist ein Zuspruch, den mancher Mann und auch manche Frau — die meinige jedoch ausgenommen! — zu Herzen fassen dürfte. Was Ihr doch für ein verständiges, wohlunterrichtetes Fräulein seid, meine werthe Rosa! Ich selbst will mir meinen Theil aus Euren Reden entnehmen. Was Ihr da sagtet, stimmt mit dem überein, was mir mein seliger Vater öfters gesagt hat. Nur faßte er es gewöhnlich in ein kurzes Sprüchlein zusammen. Kunerich, Kunerich, sagte er, mehr Wiz und weniger Hiz; damit kommt man am besten durch die Welt.“

Nach einigen Tagen zogen Ritter Kunerich und seine Gemahlin mit Edelbert und Fräulein Rosa, nebst einem ansehnlichen Gefolge bewaffneter Krieger und schön gekleideter Diener nach Tannenburg. Der Ruf von dem, was sich in Fichtenburg zugetragen, hatte sich schon überall verbreitet. In allen Dörfern und Weilern Kunerichs, durch die sie zogen, kamen aus jedem Hause und jeder kleinen Hütte fröhliche Menschen hervor, die sich über die Eintracht der beiden Ritter freuten, besonders aber das Fräulein sehen wollten, die so liebreich an ihrem Vater gehandelt, und den Knaben so heldenmüthig aus dem Brunnen errettet hatte. Als aber Edelbert in sein eigenes Gebiet kam — da war es überall sehr stille, und alle Ortschaften schienen wie ausgestorben. Edelbert wunderte sich, und machte sich darüber allerlei Gedanken; allein als er durch das äußere Thor seiner Burg ritt, erblikte er den ganzen Hof voll Menschen. Alle seine Unterthanen waren hier versammelt und in der schönsten Ordnung aufgestellt. Auf der einen Seite standen reihenweise die Knaben, Jünglinge und Männer; auf der andern die kleinen Mädchen, Jungfrauen und Weiber. Alle waren festlich gekleidet. Im Namen der Männer führte Burkhard, der Köhler, das Wort; im Namen der Weiber die Köhlerin Gertraud. Burkhard hatte sich von dem alten Burgvogte einen nach damaligem Stile sehr langen und ausführlichen Spruch einüben lassen, und fing mit sehr ernsthaften Mienen und Geberden an:

„Sintemalen, alldieweilen und was Maaßen es sich begeben, zugetragen und ereignet hat — daß — daß —“ hier wußte er nicht mehr weiter. Er faßte sich aber und sagte: „Verzeiht, lieber gestrenger Herr Ritter! In dem Augenblike, da ich Euch von Angesicht sah, ist mir alles das gelehrte Zeug, das sehr schön sein soll, ausgefallen. Ich weiß nun nichts mehr zu sagen, als: Da ich diesen Tag noch erlebt habe, will ich gerne sterben.“ Auch die gute Gertraud begrüßte ihren guten Herrn und Fräulein Rosa, anstatt der auswendig gelernten Worte, fast nur mit Freudenthränen. Ja, die Rührung aller der guten Landleute war so groß, daß sie vor Weinen ihr „Lebehoch!“ kaum hervorbringen konnten. Edelbert und Rosa gingen, beide selbst bis zu Thränen gerührt, durch die Reden hochbeglükter Menschen. Auf dem erhöhten Plaze, vor der innern Schloßpforte, durch die man in die Ritterwohnung kam, befanden sich Ritter Siegebert und Theobald, nebst mehreren andern mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern in festlichem Schmuke, von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben. Zuvörderst stand Agnes, jenes gute Köhlermädchen, mit Blumen bekränzt und weiß gekleidet, und hielt ein purpurrothes Kissen, auf dem silberhell und mit goldenen Quasten geschmükt, die Burgschlüssel lagen. „Edles Fräulein! sprach sie, Ihr habt Euren geliebten Vater nicht nur aus seinem Kerker befreit, Eure kindliche Liebe hat ihm auch die Thore seiner Burg wieder geöffnet — empfangt hiemit diese Schlüssel and überreicht sie Eurem Vater.“ Rosa bot das Kissen ihrem Vater dar. Er nahm die Schlüssel mit einem frommen Blik zum Himmel. Er gedachte jener schauerlichen Nacht, da er vor eben dieser Pforte im Sturm und Regen, gefesselt auf einem Karren saß, und aus seiner Burg geführt wurde, und Rosa jammernd und weinend ihm folgte. Der freundliche Empfang, den Kunerichs Gemahlin so schön veranstaltet hatte, war für ihn deßhalb um so rührender. Er sprach: „Bevor ich die Schwelle der Schloßpforte betrete, laßt uns in die Burgkapelle gehen! Gott hat alles, was geschehen ist, uns zum Besten gelenkt. Er hat Trauer in Jubel

verwandelt. Laßt uns Ihm ein herzliches „Herr Gott dich loben wir!" darbringen." Alle Ritter und ihre Frauen gaben ihm Beifall und folgten ihm in die Kapelle.

Hierauf ging man zur Tafel, die in dem großen Saale bereitet stand, das Volk wurde in dem Schloßhofe bewirthet. Edelbert konnte es aber nicht erwarten, bis abgespeiset war. Er ging noch vor dem Ende der Mahlzeit hinunter in den Schloßhof, und war in Mitte seiner Unterthanen so vergnügt, wie ein Vater unter seinen Kindern. Vor allen suchte er den ehrlichen Köhler Burkhard und dessen gutes Weib auf. „Du alter, treuer Diener, sprach er zu ihm, der du mit deiner frommen Hausfrau meine Tochter so freundlich in deine Wohnung aufgenommen hast, du sollst nun diese meine Burg nicht mehr verlassen, und für immer hier wohnen. Ich mache dich hiemit zu meinem Stallmeister: ein Amt, auf das du dich, da du von Jugend auf als Reiter dientest, wohl noch besser, als auf das Kohlenbrennen verstehest, und und noch immer mit ritterlichem Anstande zu Pferde zu sizen weißt. Deine gute Gertraud, die mich in meiner Gefangenschaft mit Weißzeug versah, soll von nun an Beschließerin in meiner Burg sein. Die gute Agnes aber, die meiner Tochter im Unglük eine so treue Gefährtin war, soll nun auch im Glüke ihre stete Gesellschafterin sein. Eine treuere Dienerin und Freundin kann sie unmöglich finden."

Edelbert ging hierauf bei allen Tischen herum, und redete mit jedem der Gäste. Jedem wußte er etwas Angenehmes zu sagen. Die Frau von Fichtenburg hatte, da sie unmöglich alle Unterthanen Edelberts einladen konnte, die ältesten Hausväter mit ihren Kindern und Enkeln ausgesucht, ohne einen Unterschied zwischen Reichen und Armen zu machen. Den übrigen hatte sie gesagt, Edelbert werde sie ein anderes Mal bewirthen. Manche der Anwesenden hatten vorhin monatliche oder jährliche Wohlthaten von Edelbert bezogen; allein seit das Schloß sich in fremder Gewalt befand, nichts mehr erhalten. Edelbert sicherte ihnen die Wohlthaten aufs neue zu. Die Freude darüber war allgemein. Alle betheuerten, daß sie

bereit seyen, für ihren guten Herrn Gut und Blut daran zu sezen. Kunerich, der auch herabgekommen war und Edelberten zur Seite ging, sagte: „Es ist doch wahr, Güte geht über Gewalt, und es ist besser geliebt, als gefürchtet sein.“ Edelbert sprach: „Ein Herr, den die Bösen fürchten, und die Guten lieben, ist meines Bedünkens der beste.“

Zwanzigstes Kapitel.

Was von Rosa's Schiksalen noch weiter bekannt ist.

Edelbert und Kunerich, Rosa und Hildegard besuchten einander sehr oft. Kunerich zog zu seinem und seiner Unterthanen Wohl in allen Angelegenheiten seinen Freund Edelbert zu Rath. Rosa ehrte die edle Hildegard als eine zweite Mutter, und suchte immer noch von ihr zu lernen. Die Freundschaft, in der alle zusammen lebten, trug sehr viel bei, ihrer aller Leben zu verschönern und zu veredeln.

Eine Zeit aber war Kunerich nicht mehr nach Tannenburg gekommen; ja er hatte sogar die Besuche, die Edelbert und Rosa ihm zudachten, unter unbedeutenden Vorwänden abgelehnt. Ganz unvermuthet sprengte er jedoch eines Tages auf seinem Schimmel wieder in den Burghof, und lud Edelbert und Fräulein Rosa ein, unverzüglich sich nach Fichtenburg zu begeben. Sie merkten es ihm wohl an, daß er etwas Besonders im Sinne habe. Es gelang ihnen aber nicht, das Geheimniß herauszubringen. Indessen reisten sie mit ihm. Als sie in Fichtenburg angelangt waren, ließ Kunerich ihnen kaum Zeit, seine Gemahlin zu begrüßen. „Edelbert, sagte er, du mußt sogleich mit mir, und Rosa muß auch mit!“ Er zog Edelbert fast mit Gewalt fort, und Hildegard und Rosa folgten den beiden Rittern. Sie kamen — in den dunkeln Gang zu Edelberts Kerker. „Himmel! wohin führst du mich?“ sprach Edelbert befremdet. „Mir schaudert es, sagte Rosa; was sollen wir in dem traurigen Gefängnisse?“ Kunerich schwieg, öffnete die Thüre des Ge-

fängnisses — und sie traten erstaunt in eine sehr schöne, nach damaliger Art prächtig ausgezierte Kapelle. Einige hohe Fenster mit bunten Glasgemälden gaben ihr Licht; Gewölbe und Mauern waren himmelblau bemalt und mit goldenen Sternlein besäet; der Altar prangte reichlich mit vergoldetem Schnizwerk.

Edelbert und Rosa bezeugten ihre Verwunderung und ihren Beifall. „Das dacht' ich, sagte Kunerich, daß Euch diese Umwandlung gefallen werde. Ich wollte Euch damit überraschen; deswegen verbat ich, während wir bauten, mir Eure Besuche. — Nicht wahr, die Kapelle ist schön? Allein meiner frommen Hildegard gebührt die Ehre davon. Sie wußte es sehr klug einzuleiten, daß ich das Kirchlein herstellen ließ. Laßt Euch erzählen, wie sie es anfing. Als wir Euch vorigen Herbst nach Tannenburg begleitet hatten und wieder nach Hause gekommen waren, bat sie mich, mit ihr das Gefängniß, in dem du gefangen lagst, zu besehen. Ich hatte wenig Lust dazu. „Wozu das? sagte ich; mir grauet davor!" Indessen ging ich doch mit ihr; sie bat gar zu beweglich. Als wir herein getreten waren, sagte sie zu mir: „Sieh doch, wie die kindliche Liebe das düstere Gefängniß zu einer freundlichen Wohnung umzuschaffen wußte!" — — „Es ist wahr, sagte ich, vorhin sah es hier furchtbar aus; jezt ist es da so hell und schön, wie in einer Kapelle." Da rief meine gute Hildegard sehr erfreut: „Du hast da, lieber Kunerich, einen herrlichen Gedanken, der im Stillen auch der meinige war. Er kam mir zuerst in den Sinn; als ich die schöne Burgkapelle in Tannenburg sah. „Ja, zu einer Kapelle läßt sich diese geräumige gewölbte Halle leicht machen. Etwas müssen wir doch thun, um unsere Dankbarkeit gegen Gott, wegen der glüklichen Rettung unsers Sohnes an den Tag zu legen. Die Stiftung einer Kapelle ist das Beste, was wir thun können. Diese fehlt uns gerade noch, so trefflich unsere Burg auch sonst eingerichtet ist. Bisher mußten wir immer in die Dorfkirche unten am Berge in den Gottesdienst gehen, was sehr beschwerlich, ja manchmal unmöglich war. Eine eigene Burgkapelle ist ein

Denkmal, das noch unsern Nachkommen Segen bringen wird.“ So sagte sie. Der Vorschlag gefiel mir. „Du hast vollkommen recht, sprach ich; ja, so sei es. Hier soll kein Gefangener mehr schmachten; hier wollen wir Gott stets für seine Gnade und Erbarmung danken, daß er unsern Sohn durch Fräulein Rosa rettete, mich mit Ritter Edelbert aussöhnte, und mir den Frieden meines Herzens wieder gab.“ So ist diese Kapelle zu Stande gekommen.

„Und morgen, fügte Frau Hildegard noch bei, wird der fromme Abt Norbert als Weihbischof die Kapelle einweihen. Siegebert, Theobald und mehrere andere Ritter, die uns lieb und werth sind, werden mit ihren Frauen und Kindern bei diesem Feste erscheinen. Allein die liebsten und werthesten Gäste seid Ihr uns, werther Edelbert, und Ihr, meine theure Rosa. Wir sind auch versichert, daß Ihr, an der Einweihung dieser Kapelle, die Euch ihr Dasein dankt, einen besondern Antheil nehmen werdet. Ihr werdet diesem schönen Feste gewiß mit frommer Rührung beiwohnen.“

Die Einweihung der Kapelle zum Gottesdienste war auch wirklich eine sehr schöne und rührende Feierlichkeit. Die eingeladenen Ritter trafen mit allen den Ihrigen zur bestimmten Stunde getreulich ein. In ihrem feierlichsten Anzuge nach damaligem Gebrauche — in Helm und Harnisch und mit dem Schwerte umgürtet — stellten sich die Ritter zu beiden Seiten des Altars; die Rittersfrauen erschienen, wie es in jener Zeit an hohen Festen Sitte war, in Schwarz mit Gold gekleidet; die Fräulein aber weiß und mit Blumen bekränzt. Alle waren voller Ehrerbietigkeit vor Gott. Der kleine Eberhard aber und seine zwei kleinen Schwesterchen knieten mit aufgehobenen Händchen und einer Andacht vor dem Altare, daß man kleine Engel in ihnen zu erbliken glaubte.

Die Kapelle war mit grünen Maien, der Altar mit frischen Blumen geschmükt; reine Wachskerzen brannten und Weihrauchwolken stiegen empor.

Der ehrwürdige Abt Norbert betrat mit Inful und Stab, und von mehreren Geistlichen im reichen Ornate

umgeben, den Altar, wandte sich zu der Versammlung, bemerkte mit frommer Freude ihre andächtige Stellung und Geberde, und hielt eine kleine Anrede, die ihrem wesentlichen Inhalte nach so lautete:

„Geliebte im Herrn! Die Liebe guter Eltern zu ihrem Sohne, der aus einer großen Gefahr errettet wurde; die Liebe einer guten Tochter zu ihrem Vater, dem sie hier an diesem Orte sehr viel Gutes that — waren die Veranlassung, daß dieser vorhin fürchterliche Ort in diese freundliche Kapelle umgeschaffen wurde, und nun heute zur Anbetung Gottes, zum dankbaren Andenken an Gottes Wohlthat, eingeweiht wird.“

„Die Geschichte, die uns den heutigen Festtag bereitete, bestimmt auch den Inhalt meiner Festpredigt. Doch werde ich — um die Bescheidenheit einiger meiner verehrten Zuhörer nicht zu beleidigen — die Geschichte nicht weiter berühren. Sie ist allen hinreichend bekannt. Ich werde bloß an einige Lehren erinnern, die sich durch diese Geschichte sehr schön bewähren; ich werde — zumal ich mehrere verehrte Eltern mit ihren geliebten Kindern vor dem Altare versammelt sehe — bloß ein Wort an Eltern und ein Wort an Kinder vorbringen.“

„Es ist eine schöne Anordnung Gottes, aus der seine Weisheit und Güte besonders freundlich hervorleuchtet, daß Er die liebenswürdigsten und hülfsbedürftigsten Geschöpfe auf Erden, die Kinder, der Pflege liebender Eltern anvertraute; daß Er den Eltern eine ganz eigene Liebe zu den Kindern — einen Funken seiner Alles umfassenden Liebe — in das Herz legte; daß Er seine ersten Wohlthaten, die den Menschen auf Erden an Leib und Seele zu Theil werden, ihnen durch einen guten Vater, eine zärtliche Mutter zukommen läßt; daß Er, der Unsichtbare, den Kindern seine unendliche Liebe in der Liebe treuer Eltern sichtbar und augenscheinlich offenbaret.“

„Möchten doch alle Väter und Mütter sich bemühen, ihren Kindern ein treues Bild der höchsten Güte vor Augen zu stellen; möchten sie Gott nachahmen, der uns Menschen nicht bloß speiset, tränkt und kleidet, sondern

auch auf mannigfaltige Weise für unsere Belehrung sorgt, uns durch Belohnungen und Strafen zum Guten lenkt, und durch alles, was Er verfügt, zu edlen Menschen bilden will; möchte die Liebe der Eltern zu den Kindern, diese Flamme vom Himmel, nie vom Ruß und Rauch irdischer Leidenschaften getrübt und verfinstert werden, nie in blinde Zuneigung ausarten, die der Fehler nicht achtend, die Kinder verderbt: möchte diese heimliche Flamme, das Gefühl der Eltern für ihre Kinder, nicht durch Weltliebe, Sinnenlust, zerstreuende Vergnügungen, wilde Leidenschaften, gar ausgelöscht werden!"

„Möchten alle Kinder das Glük, gute Eltern zu haben, recht zu schäzen wissen! Ihre Söhne und Töchter, die ihr die Jahre der Kindheit bereits zurükgelegt habt, blikt in diese goldenen Jahre, die glüklichste Zeit eures Lebens, noch einmal zurük! Eure Eltern sorgten da für alles, was ihr bedürftet; Speise und Trank wurden euch zur rechten Zeit gereicht; die fertigen Kleider euch von der liebreich geschäftigen Mutter angezogen. Euer Vater scheute keine Mühe und versagte sich manches Vergnügen, euch alles Nöthige zu verschaffen. Die zärtliche Mutter theilte den Bissen vom Munde mit euch! Wenn ihr krank waret, wachte die zärtlich besorgte Mutter schlaflose Nächte hindurch an euerm Krankenbette. Die Sorgfalt des Vaters, die zärtliche Aufsicht der Mutter warnte und bewahrte euch vor Gefahren. Zu ihnen nahmet ihr in allen euren kleinen Anliegen eure Zuflucht, und wie oft trokneten sie eure Thränen! Bei ihnen, ihrer bessern Einsicht, fandet ihr Belehrung. Sie ersezten Euch den Mangel an Erfahrung; ihre Einsicht wurde nach und nach die Eurige. Sie lehrten euch reden; hundertmal fragtet ihr sie, wie dieses oder jenes heiße? und der Vater und die Mutter wurden nicht müde, eure Fragen mit freudiger Bereitwilligkeit zu beantworten. Sie sagten euch, was wahr, gut und schön ist, und ermunterten euch dazu. Sie waren die Schiedsrichter in euren kleinen Streitigkeiten mit euren Geschwistern, und gewöhnten euch zur Verträglichkeit, zu Frieden und Eintracht. Die Zufriedenheit des Vaters mit

eurem Wohlverhalten, das freundliche Lächeln eurer Mutter war euch Belohnung, wohl mehr noch, als die erfreuenden Geschenke; selbst die Strafen, die weise Eltern hie und da nothwendig fanden, waren Wohlthaten für euch! Wie liebreich hat Gott von dem Augenblike an, da sich eure Augen das erste Mal dem Lichte der Sonne öffneten, für euch gesorgt!"

„Erkennet in dieser schönen Anordnung Gottes, seine Liebe und Freundlichkeit gegen euch. Ehret Ihn in euren Eltern, durch deren Hände Er euch so viel Gutes erweiset! Liebet eure Eltern, die Gott euch gab! Seid euren Eltern, die euch an Einsicht weit übertreffen, und die es so gut mit euch meinen, gehorsam — und folgt ihren Winken! Die zärtlichste Dankbarkeit gegen sie erfülle euer Herz. O fern von euch sei eines der empörendsten Laster — der kindliche Undank. Habt ein herzliches Zutrauen zu euren Eltern — und hütet euch, wenn ihr gefehlt habt, vor Falschheit und Verstellung, die immer die ersten Schritte zum gänzlichen Verderben sind. Suchet euren Eltern Freude zu machen! Trachtet, da ihr die unzählbaren Wohlthaten, die sie euch erweisen, ihnen doch niemals ganz vergelten könnet, euch wenigstens erkenntlich gegen sie zu bezeigen. Wie sie in den hilflosen Tagen eurer Kindheit sich eurer annahmen, so verpflegt auch ihr sie in den kommenden Tagen des unbehülflichen Alters, und versüßt ihnen ihre lezten Lebenstage. Ihr sollet euch lieber mit trokenem Brode und mit Wasser begnügen, und euch lieber in den rauhesten Zwilch kleiden, ehe ihr eure Eltern Mangel leiden liesset. So nur erfüllt ihr das vierte Gebot; So nur wird es euch wohlgehen in diesem und in jenem Leben. Gottes Segen wird euch begleiten bis zum Grabe — und jenseits wird Er seine Herrlichkeit mit euch theilen."

„Von den Vätern und Müttern, und von den Kindern, die hier um den Altar versammelt sind, blike ich auf zu Gott, dem dieser Altar geweiht wird — der unser Aller liebevoller Vater ist, und dessen liebende Kinder wir alle sein sollen — der da will, daß wir Ihm den zärtlichsten Namen „Vater" geben, und der uns versichert,

daß Er unser weniger vergessen könne, als eine Mutter ihres Kindes!"

„Allen Eltern, die ihre Kinder herzlich und innig lieben, sei diese ihre Liebe zu ihren Kindern ein Pfand der Liebe Gottes, des Vaters im Himmel, gegen alle Menschen. Welch ein Trost in allen Leiden muß einem Vater, einer Mutter der Gedanke sein: Gott liebt mich unendlich mehr, als ich meine Kinder! Wie sollte Er nicht für mich sorgen! Wie könnte Er meiner vergessen!"

„So können auch nur jene Kinder! deren Herz zur Ehrerbietigkeit, zur Liebe, zum Vertrauen, zum Gehorsam gegen die Eltern gebildet worden, Gott in Wahrheit und mit gerührtem Herzen „Vater" nennen; nur solche Kinder können dahin gelangen, Ihn, den besten Vater, über alles zu lieben; aus Gehorsam zu Ihm in den Versuchungen zum Bösen fest zu stehen; und wahrhaft gute Menschen zu werden. Nur Kinder, die in ihrem väterlichen Hause zur Liebe gegen ihre Geschwister, fern von Haß, Neid und Zwietracht erzogen worden, können, wenn sie in die Welt eintreten, alle Menschen als Kinder des Einen Vaters im Himmel, als ihre Brüder und Schwestern lieben. Nur solche Kinder werden bei den mancherlei Leiden, von denen kein Menschenleben frei ist, im Vertrauen auf den Vater im Himmel einen festen Stab finden, und auch einst den Tod nicht fürchten — denn er bringt sie ja heim zu Ihm, in das väterliche Haus, wo es Kinder noch immer am besten haben."

„Gott, bester Vater im Himmel! verleih uns, daß alle Menschen Dich über alles, und einander als Brüder und Schwestern lieben, und sich auch der armen Waisen und Wittwen annehmen, und sich vor dem Verderben der Welt, das alle wahre Liebe zerstört, unbeflekt bewahren. Dieß ist ein reiner, Dir gefälliger Gottesdienst! So nur würden alle Familien auf Erden Eine Gottes-Familie ausmachen, auf die Du, Vater der Menschen, mit Wohlgefallen herab blikest. Daß der Gottesdienst, zu dem jezt diese Kapelle eingeweiht, und der jezt und in künftigen Zeiten hier entrichtet wird, dazu beitrage — das ist

Dein Wille; dazu verhilf uns Du, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen."

Nachdem die Kapelle eingeweiht und der erste Gottesdienst darin gehalten war, ging man in dem großen Saale zur Tafel. Kaum hatte man sich gesezt — so erschallten Trompeten in dem Schloßhofe. Kunerich und die übrigen Ritter horchten hoch auf, sprangen an die Fenster, und sahen — eine Schaar bewaffneter Reisige in dem Schloßhofe. Mehrere Diener stürzten zur Saalthüre herein und riefen: „Der Herzog!" Die Ritter wollten ihm entgegen eilen — allein schon trat er, von mehreren Rittern begleitet, in den Saal. Er war ein ansehnlicher Mann, von hoher, edler Gestalt. Seine Loken waren bereits grau, allein seine Augen noch voll Feuer. Er begrüßte Edelbert zuerst, bot ihm die Rechte und sprach: „Mein lieber Ritter Edelbert, ich wollte Euch die erste Nachricht von dem ruhmvoll erkämpften Frieden, und meinen und des Kaisers Dank für die dabei geleistete Hülfe selbst überbringen, und eure tapfern Leute, die den Frieden erkämpfen halfen, Euch persönlich wieder zuführen. Gestern Abend spät kam ich auf Tannenburg an, wo ich hörte, daß Ihr in Fichtenburg wäret. Ich ritt also mit meinen Kriegsgefährten sogleich nach Anbruch des Tages hieher — überzeugt, daß wir auch in Ritter Kunerich einen aufrichtigen und getreuen Freund finden würden!"

„Nicht wahr, sprach er zu Kunerich gewandt und ihm die Hand bietend, eines solchen Ueberfalls waret Ihr nicht gewärtig? — Ich versichere Euch hiemit, auf ausdrüklichen Befehl des Kaisers, dessen höchster Zufriedenheit über Eure Aussöhnung mit dem vortrefflichen Edelbert — und bezeuge Euch auch mein Wohlgefallen, zwei so tapfere Ritter in Frieden und Eintracht hier beisammen zu finden." Kunerich war vor Freude fast außer sich. Die Gnade des Kaisers und des Herzogs wirkte fast wie Rheinwein auf ihn; sie machte ihn beinahe trunken.

Der Herzog bemerkte jezt den frommen Abt, ging zu ihm hin, bezeugte ihm seine aufrichtige Freude, ihn

hier zu treffen, und sezte noch bei: „Ich freue mich um so mehr, Euch hier zu sehen, hochehrwürdiger Vater, da dieses Glük uns Weltleuten so selten zu Theil wird; Ihr zeigt Euch nirgends außer den Mauern Eures Klosters, als wo Euch die fromme Pflicht hinruft."

Hierauf wandte sich der Herzog an Kunerichs Gemahlin und sprach: „Auf Eure gütigen Gesinnungen vertrauend, edle Frau, lade ich mich, als ein ungebetener Kirchweihgast, selbst zu Tische, und begrüße in Euch meine und der Ritter, die mit mir kamen, freundliche Hauswirthin! — An Euch, mein liebenswürdiges Fräulein, sprach er zu Rosa, habe ich noch besondere Aufträge, die ihr nach Tische vernehmen sollet. Jezt will ich alle die Herrn Ritter und deren Frauen und Fräulein Töchter, die ich hiemit sämmtlich grüße, nicht länger von der Tafel abhalten, und sogleich mit gutem Beispiel vorangehen — denn, um die Wahrheit zu gestehen, habe ich von dem etwas starken Ritte hieher wirklich Hunger bekommen. Wir wollen einmal recht freundschaftlich und ohne Umstände zusammen speisen. Frau von Fichtenburg und Fräulein Rosa wünschte ich zu beiden Seiten zu haben, obwohl ich so dreifach gegen das Sprüchwort anstoße: „Die Tugend befindet sich in der Mitte." Euch, hochehrwürdigrr Abt, hätte ich am liebsten mir gegenüber, zwischen den zwei ausgesöhnten Rittern. Frieden stiften war von jeher Euer liebstes Geschäft; diese Stille kann Euch also nicht anders als angenehm sein. So haben wir auch die vier Personen, die an der Geschichte, die uns hier zusammenbringt, den meisten Antheil haben, zunächst um uns, und können um so vertraulicher zusammen sprechen. Die Uebrigen wissen ihre Pläze." — Der Herzog sezte sich an die erste Stelle der Tafel, wo man ein frisches Gedeke und einen goldenen Pokal für ihn bereitet hatte; alle Uebrigen sezten sich wie er es angeordnet hatte.

Nachdem der erste Hunger der Gäste gestillt war, sprach der Herzog: „Sowohl die Fehde zwischen Edelbert und Kunerich, als auch ihre Aussöhnung und was Frau Hildegard und vorzüglich Fräulein Rosa dazu beigetragen,

ist uns zwar schon in dem kaiserlichen Lager zu Ohren gekommen; allein die Geschichte ist mir so wichtig, daß ich auch die nähern Umstände zu wissen wünschte.“ Er fragte nun bald nach diesem, bald nach jenem Umstande. Edelbert und Rosa, Kunerich und Hildegard mußten abwechselnd erzählen. Der Herzog hörte sehr aufmerksam zu, und bezeugte dem trefflichen Edelbert öfters sein Bedauern: und der edlen Rosa seinen Beifall. Auch der Frau von Fichtenburg ertheilte er verdiente Lobsprüche, und fand an Kunerichs gegenwärtigem Betragen noch ein besonderes Vergnügen. Edelbert und Rosa wollten, um Kunerich zu schonen, in ihrer Erzählung manches verschweigen oder doch schnell darüber weg eilen. Allein Kunerich erzählte es dann selbst mit freimüthiger Aufrichtigkeit. „Ich habe grob gefehlt, sagte er, ich weiß es. Allein der Fehler ist nun dießmal geschehen, und verheimlichen macht ihn nicht ungeschehen. Rühmlicher ist es, den Fehler frisch weg bekennen, und ihn, so gut man kann, wieder vergüten. Das glaube ich redlich gethan zu haben — und ich rathe jedem, der gefehlt hat, es auch zu thun. Er wird dabei nicht übel fahren — und auf einem andern Wege kommt Ruhe und Zufriedenheit niemals in sein Herz.“

Am Ende der Erzählung blikte der Herzog vergnügt im Kreise umher und sprach: „Dem werthen Fräulein haben wir es zu danken, daß wir bei dieser Freudenmahlzeit friedlich beisammen sizen. Ohne ihre Dazwischenkunft würden wir uns jezt einander im blutigen Kampfe feindlich gegenüber stehen. Denn es versteht sich von selbst, daß wir den Ritter Edelbert nicht im Kerker hätten sizen lassen. Es war im kaiserlichen Lager schon beschlossen, so bald der Friede mit den auswärtigen Feinden zu Stande gebracht wäre, sollte ich mit großer Macht vor Kunerichs Burg rüken, um sie zu erobern. Kunerich hätte uns den Kampf gewiß sehr heiß gemacht, und vieles Menschenblut wäre an den Mauern dieser Burg herabgeflossen. Gott sei gepriesen, daß Er durch eine zarte Jungfrau, das edle Fräulein hier, es anders lenkte.“

Die bescheidene Rosa erröthete. „Ach gnädigster Herr, sagte sie, so viel Ehre gebührt mir nicht. Gott allein

lenkte alles so. Das Vögelein, das in den Brunnen=eimer flog, hat an dem glüklichen Ausgange der Mißverständnisse zwischen Ritter Kunerich und meinem Vater so vielen Antheil, als ich. Dadurch, daß es in eben dem Augenblike, da Eberhard sich am Brunnen befand und Thekla entfernt war, herbeigekommen, verhinderte es den Krieg.“

Der fromme Abt Norbert sprach sehr gerührt: „Die feine und liebliche Bemerkung, die Fräulein Rosa machte, ist nicht mit Gold zu bezahlen. Ja, so ist es. Tausend kleine Umstände kommen in dem täglichen leben vor, auf die wir nicht achten, und die doch von den wichtigsten Folgen sind, und oft das Schiksal vieler Menschen entscheiden. Solche Umstände finden sich in dieser Geschichte noch mehrere. Wer denkt zum Beispiel daran, daß sein Schiksal davon abhängen könne, ob es heute regne oder die Sonne scheine. Allein wenn es an jenem Tage, an dem die Herbstsonne so freundlich in diese Burg herein schien, geregnet hätte, so wäre der kleine Eberhard nicht in den Burghof hinabgekommen, und Rosa hätte keine Gelegenheit gefunden, ihn zu retten, und das Herz seines Vaters zu erweichen — und vielleicht mehrere hundert tapfere Männer hätten bei der Belagerung das Leben verloren, und ihre Wittwen und Waisen unzählige Thränen darüber vergossen. — Wer hält es für möglich, daß es in der Geschichte seines Lebens eine große Aenderung machen könne, ob diese oder jene Speise auf seinem Tische stehe? Allein wäre jenes Näpfchen voll Erdschwämme dort in der Köhlerwohnung nicht auf dem Tische gestanden, so wäre es dem Fräulein nicht eingefallen, das Dienstmädchen der Thorwärterin zu werden. Jene Erdschwämme wendeten unter Gottes Leitung das große Unglük ab, daß diese Burg, anstatt des Freudenfestes, das wir jezt darin feiern, nun bestürmt und vielleicht in einen Schutthaufen verwandelt worden wäre. So verherrlichet sich die göttliche Vorsehung in den anscheinenden Zufällen des menschlichen Lebens. Wie ein geschikter Tonkünstler tausenderlei Töne, ja mitunter selbst Mißlaute, zu einem wohllautenden Ganzen zu vereinigen weiß, so fügt die göttliche All=

macht und Weisheit tausenderlei, theils angenehme, theils unangenehme Ereignisse unsers Lebens zu einem wohl übereinstimmenden Ganzen zusammen. Möchten wir unser Leben in dieser Hinsicht öfter aufmerksam überdenken — wie oft würden wir Anlaß finden, Gott für seine weisen und liebreichen Anordnungen mit frohem Herzen zu loben und zu preisen."

Alle gaben ihm Beifall; der Herzog aber ergriff jezt feierlich den goldnen Pokal, stand auf, und rief: „Auf das Wohl des Kaisers!" Alle — der Abt, die Ritter, die Edelknechte, Frauen und Fräulein erhoben sich ehrerbietig, wiederholten den Ausruf mit lauter Stimme und tranken. Hierauf stellte der Herzog den goldenen Becher auf die Tafel, wandte sich zu Rosa und sprach: „In diesem feierlichen Augenblike entledige ich mich der Botschaft des Kaisers an Euch, mein theures Fräulein! Mit hohem Wohlgefallen hat der Kaiser Eure große Liebe zu Euerm Vater vernommen, die uns — nach glüklich beendigtem auswärtigem Kriege — eine einheimische blutige Fehde ersparte. Er beschloß daher in seiner Weisheit, was ich Euch, werthes Fräulein, Euerm geliebten Vater und allen Anwesenden kund und zu wissen machen werde." Der Herzog winkte einem der Ritter, die mit ihm gekommen waren. Dieser brachte einen großen, mit vielen Verzierungen auf Pergament geschriebenen Brief, der mit rothem Sammet umschlagen war, und an dem an seidenen, mit Gold durchflochtenen Schnüren ein großes kaiserliches Siegel in einer Kapsel von Elfenbein herabhing. Der Herzog überreichte den Brief dem erstaunten Fräulein, und sprach: „Mein verehrtes Fräulein! da Euer Vater keinen Sohn hat, und Tannenburg, als ein Mannlehen, nebst allen Gütern an den Kaiser und das Reich zurükfallen würde, Ihr aber dem Kaiser und dem Reiche größere Dienste geleistet habt, als es vielleicht zehn Söhne hätten thun können, so wird, wie dieser Brief ausführlicher sagt, dieses Lehen von dem Kaiser und den Fürsten des Reichs Euch übertragen. Ihr könnet nun aus den edelsten Rittersöhnen Deutschlands Euch einen Gemahl nach Euerm Herzen wählen, und derselbe

hat keine andern Bedingungen zu erfüllen, als daß er sich von Tannenburg schreibe. Möge so der ruhmwürdige Name von Tannenburg sich noch auf Enkel- und Urenkelsöhne forterben, und dieses edle Geschlecht noch lange ein Segen der Erde bleiben!"

Edelbert war von dieser ausgezeichneten Gnade des Kaisers tief gerührt. Rosa, die sich einer solchen Auszeichnung nicht würdig hielt, konnte kaum Worte finden, ihren Dank auszudrüken. — Der Wunsch des Herzogs aber ward in der Folge vollkommen erfüllt. Viele edle junge Ritter bewarben sich um Rosa's Hand; sie aber wählte den edelsten unter allen — Ekbert, den jüngsten Sohn des Herzogs, mit dem sie auch in der glüklichsten Ehe lebte. — Doch dieß geschah erst nach einigen Jahren.

Jezt äußerte der Herzog, daß er nach beendigter Tafel noch den Brunnen und die Kapelle zu sehen wünschte. Hildegard ordnete sogleich an, daß der Eimer des Brunnens, bevor man ihn hinab ließe, rings mit brennenden Wachskerzen umgeben werde, um die dunkle Tiefe des Brunnens zu beleuchten.

Der Herzog begab sich mit der ganzen Gesellschaft zu dem Brunnen, lobte dessen kunstreiche Bauart und sprach, indem er den Kranz von schimmernden Lichtern immer tiefer hinab sinken sah: „Wahrhaftig, mein werthestes Fräulein! mich wunderts, wo Ihr den Muth her genommen, Euch da hinab zu wagen. So lange diese Burg steht, wird man von dem kühnen Fräulein von Tannenburg reden. Ihr habt Euch an diesem Brunnen ein Denkmal gestiftet, deßgleichen dem größten Helden kaum eines zu Theil wird."

„Ach nicht doch, gnädigster Herr, sagte das anspruchslose Fräulein; der Brunnen sei vielmehr ein Denkmal der Allmacht und der Barmherzigkeit Gottes. Ich fühle es in diesem Augenblike, da ich hinab sehe, nur zu wohl, daß der Muth, mich hinab zu wagen, nicht in mir lag. Gott hat mir den Muth eingehaucht. Gott hat den Knaben gerettet. Nur Ihm, dem Allbarmherzigen, von dem alles Gute kommt, danke — Ihn lobe und preise, wer immer diesen Brunnen erblikt."

Der Herzog begab sich hierauf in die Kapelle, kniete einige Minuten an den Stufen des Altars, stand dann auf und sprach: „Da eigentlich Rosa's kindliche Liebe zu ihrem gefangenen Vater sein Gefängniß in eine Kapelle umgeschaffen hat, so sollte man mit goldenen Buchstaben die Inschrift über den Altar sezen: „Dem Andenken der kindlichen Liebe.“

Rosa antwortete abermal, bescheiden erröthend: „O nein, nein! das wäre zu viel Ehre für einen Menschen. Dem Allerhöchsten allein, der große Dinge an uns gethan hat, bleibe dieser Altar und diese Kapelle gewidmet.“

Der fromme Abt lobte Rosa's Bescheidenheit, und sprach dann weiter: „Ich schlage jedoch vor, anstatt der Inschrift, die das bescheidene Fräulein mit Recht ablehnt, mit großen goldenen Buchstaben die Worte anzubringen: „Ehre Vater und Mutter, so wird es dir wohl gehen und du wirst lange leben auf Erden.“ Es geschah — und die göttliche Verheissung, die in diesen Worten enthalten ist, wurde auch fernerhin an Rosa im reichlichsten Maaße erfüllt.

Der Weihnachtsabend.

Eine Erzählung
zum
Weihnachtsgeschenke
für
Kinder.

Erstes Kapitel.

Das Weihnachtslied.

An dem heiligen Abende vor dem Weihnachtsfeste wanderte der arme Anton, ein holder Knabe von acht Jahren, noch durch die schneebedekte Gegend hin. Der arme Kleine hatte seine blonden Loken, die von der Kälte angeduftet waren, noch mit dem leichten schwarzen Strohhute vom lezten Sommer her bedekt, und seine beiden Wangen glühten hochroth von Frost. Er war nach Soldatenart gekleidet und hatte eine niedliche scharlachrothe Husarenjake an. In der Rechten führte er einen diken Steken von Schlehdorn, und auf dem Rüken trug er ein kleines Reisebündelein, in dem sich all sein Hab' und Gut befand. Er war aber fröhlich und guter Dinge, und hatte an der schönen weißen Winterlandschaft umher und an den bereiften Heken und Gesträuchen am Wege seine herzliche Freude. Indeß ging die Sonne gluthroth unter. Die angedufteten Halme und Zweige umher flimmerten wie mit röthlichen Fünklein bestreut und die Gipfel des nahen Tannenwaldes strahlten im Abendgolde.

Anton dachte, das nächste Dorf, das jenseits des Waldes lag, noch leicht zu erreichen, und ging muthig in den diken finstern Wald hinein. Er hoffte in dem Dorf gute Weihnachtsfeiertage zu bekommen; denn er hatte gehört, die Bauern dort seien sehr vermögliche und gutherzige Leute. Allein er war noch keine Viertelstunde

gegangen, so kam er vom rechten Wege ab, und verirrte sich in die wildeste Gegend des rauhen, bergigten Waldes. Er mußte fast beständig durch tiefen Schnee waten, und einige Male versank er beinahe in Gruben und Schluchten, die unter dem Schnee versteckt waren. Die Nacht brach ein und es erhob sich ein kalter Wind. Wolken überzogen den Himmel, und verdunkelten jedes Sternlein, das durch die schwarzen Tannenäste funkelte. Es ward sehr finster und fing aufs neue an heftig zu schneien.

Der arme Knabe fand keine Spur mehr von einem Wege, und wußte nicht mehr, wo an und wo aus. Müde von langem Umherirren, vermochte er nicht mehr weiter zu gehen. Er blieb stehen, zitterte vor Frost, und fing an schmerzlich zu weinen. Er legte sein Wanderbündelein in den Schnee, kniete darneben nieder, nahm seinen Hut ab, erhob seine starren Hände zum Himmel, und betete unter heißen Thränen: „Ach du lieber Vater im Himmel! Ach laß mich doch nicht in diesem wilden Walde, in Nacht und Frost umkommen. Sieh, ich bin ja ein armes Waislein, und habe keinen Vater und keine Mutter mehr! Ich habe niemand mehr als Dich. Aber Du bist ja der Vater aller armen Waisen. O laß mich nicht erfrieren; erbarme dich deines armen Kindes. Es ist ja heute die Nacht, in der dein lieber Sohn zur Welt geboren wurde. Um Seiner Willen erhöre mich! Ach, laß nicht in eben der Nacht, da sich alle Welt über die Geburt des göttlichen Kindes freut, mich armen Knaben hier einsam im Walde sterben.“ Er legte sein müdes Haupt auf sein kleines Bündelein und schluchzte und weinte bitterlich!

Aber horch — da erklang es mit einem Male, seitwärts von der Höhe herab, lieblich wie Harfentöne, und ein wunderschöner Gesang erhob sich und hallte von den Felsen wieder. Dem Knaben war es nicht anders, als hörte er die heiligen Engel Gottes singen. Er stand auf, horchte und faltete die Hände. Der Wind hatte sich gelegt, und kein Lüftchen regte sich. Unaussprechlich lieblich erklang der Gesang in der tiefen nächtlichen Stille des Waldes. Jezt vernahm er deutlich die Worte:

O sei getrost in jeder Noth,
Denn sieh, den liebsten Sohn hat Gott
Zum Heiland dir gegeben!
Auf Ihn vertrau' und fasse Muth,
Was schlimm ist, macht Er wieder gut;
Er liebt dich, wie sein Leben.

Jezt war es wieder stille; nur klangen noch wie ein leiser Wiederhall einige sanfte Harfentöne nach. Dem guten Anton wurde es wunderbar um das Herz. „Ach, sagte er, so muß es den Hirten zu Bethlehem gewesen sein, als sie in jener heiligen Nacht den himmlischen Gesang vernahmen. Ich will wieder frischen Muth fassen und fröhlich sein. Sicher wohnen gute Menschen in der Nähe, die sich meiner annehmen; denn ich hoffe, daß sie nicht nur so schön singen, wie Engel, sondern auch so gut und freundlich gesinnt seien, wie die Engel!" Er nahm sein Bündelein, und ging die Anhöhe hinauf — der Gegend zu, woher er den lieblichen Gesang vernommen hatte. Kaum war er einige Schritte durch das Gebüsch gegangen, so glänzte ihm ein heller Lichtstrahl entgegen, der sogleich wieder verschwand, über eine Weile aber wieder erschien, dann wieder auf einige Augenblike verschwand, dann wieder heller glänzte, und so wechselsweise. Anton ging freudig vorwärts, und kam an ein Haus, das einsam im Walde stand. Er klopfte zwei, drei Mal an der Hausthüre; er hörte wohl mehrere fröhliche Stimmen in dem Hause, aber niemand antwortete ihm. Er versuchte nun, die Thüre zu öffnen; sie war nur mit der Thürschnalle geschlossen. Er ging hinein, tappte lange in dem dunkeln Hausgange umher, und suchte die Stubenthüre. Endlich fand er sie, machte sie auf, — und blieb höchst erstaunt stehen. Ein heller Glanz von mehreren Lichtern strahlte ihm entgegen. Es war ihm nicht anders, als blikte er in das Paradies, in den offenen Himmel.

In der Eke der Stube, zwischen den zwei Fenstern, war eine überaus schöne Frühlingslandschaft ganz nach der Natur im Kleinen abgebildet — eine gebirgige Ge=

gend mit hohen bemoosten Felsen, grünenden Tannenwäldern ländlichen Hütten, weidenden Schaafen, nebst ihren Hirten, und einer kleinen Stadt oben auf dem Berge. In Mitte der Landschaft war aber eine Felsenhöhle — da sah man das Kind Jesu — die heilige Mutter — den ehrwürdigen Joseph — die anbetenden Hirten, und oben schwebten die jubelnden Engel. Die ganze Landschaft flimmerte von einem wundersamen Glanze; sie war wie mit unzähligen winzig kleinen Sternlein besät so wie etwa Laub und Moos an Bäumen und Felsen schimmern, wenn sie an einem Frühlingsmorgen von reichlichem Thaue tröpfeln.

Die Einwohner des Hauses waren um die schöne Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe versammelt. An einer Seite saß der Vater und hatte eine Harfe zwischen den Knieen stehen; an der andern Seite saß die Mutter mit dem kleinsten Kinde auf dem Schooße. Zwei liebliche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, standen zwischen den beiden Eltern, blikten andächtig zur Krippe des Heilandes hinauf und erhoben die Hände gleich den frommen Hirten, die vor der Krippe knieten. Jezt griff der Vater wieder in die Harfe und die Mutter sang mit ihrer lieblichen Engelsstimme noch einmal das Lied, von dem Anton jene Worte gehört hatte. Die zwei Kinder sangen mit ihren zarten, hellen Stimmchen freudig mit, und der Vater begleitete den Gesang mit seiner angenehmen Baßstimme und dem lieblichen Harfenspiel. Sie sangen:

Vor Dir, Du holdes Himmelskind,
Dem Gottes Engel dienstbar sind,
Fall ich anbetend nieder
Und freue mit Maria mich,
Und preise mit den Engeln Dich,
Und singe Jubellieder!

In Dir erscheint uns Gottes Heil,
Dich lieben — ist der beste Theil,
Du Liebe ohne Gleichen!

Zwar spricht noch deine Lippe nicht,
Doch sagt dein mildes Angesicht
Dem Armen wie dem Reichen:

„O sei getrost in jeder Noth
Denn sieh, den liebsten Sohn hat Gott
Zum Heiland dir gegeben!
Auf Ihn vertrau' und fasse Muth,
Was schlimm ist, macht Er wieder gut
Er liebt dich wie sein Leben.“

„Und kömmt ein armes Kind in Noth
Vor deine Thür', sag' nicht: Helf Gott!
Wollst seiner dich erbarmen!
Fühlst du für Gottes Liebe Dank,
Laß liebreich es bei Speis und Trank
An deinem Heerd erwarmen.“

Anton stand noch immer unter der geöffneten Thüre, und hielt die Thürschnalle in der einen Hand, und Hut und Steken in der andern. Seine Augen waren beständig auf die schöne Vorstellung der Krippe Jesu gerichtet, und mit offenem Munde horchte er auf den Gesang und das Harfenspiel. Niemand bemerkte ihn. Jezt fühlte aber die Mutter die Kälte, die durch die offene Thüre in die Stube drang und blikte nach der Thüre: „Lieber Gott, rief sie, wie kommt das Kind in der finstern Nacht durch den diken Wald hieher? Armer, armer Knabe — du hast dich gewiß verirrt!“ „Ach ja, sagte Anton, ich habe mich im Walde verirrt!“ Alle sahen jezt nach der Thüre. Die zwei Kinder hatten ein herzliches Mitleid mit dem verirrten Knaben, blieben aber etwas scheu stehen, weil er ihnen fremd war. Die Mutter ging mit ihrem Kinde auf dem Arm zu ihm hin, und fragte ihn freundlich: „Wo bist du denn her, lieber Kleiner, wie heißt du und wer sind deine Eltern?“ O du lieber Gott, sagte Anton mit Thränen in den blauen Augen: Ich habe gar keine Heimath mehr. Ich heiße Anton Kroner. Mein Vater ist in dem Kriege umgekommen und meine

Mutter ist den lezten Herbst vor Jammer und Elend gestorben. Ich bin hier im Lande ganz fremd, und irre in der Welt umher, wie ein verlornes Lämmlein." Er fing an zu erzählen, wie er eben jezt im Walde in so großer Noth gewesen, wie er da aber ihren Gesang gehört und so den Weg zu ihrem Hause gefunden habe. Er wollte weiter reden, allein die Stimme versagte ihm; es fror ihn noch allzusehr. In der warmen Stube fühlte er die Wirkungen der Kälte erst recht. Er zitterte vor Frost und klapperte mit den Zähnen.

„Ach du armer Anton, sagte die Mutter, du kannst ja vor Frost kaum mehr reden; und hungerig und müde mußt du auch sein. Leg dein Bündelein ab, und siz nieder; ich will dir eine warme Suppe geben, und was sonst noch von dem Nachtessen übrig ist." Die zwei Kinder, Christian und Katharine, nahmen ihm nun voll Mitleid Hut und Stok und das Bündelein ab. Katharine legte das Bündelein auf die Bank; Christian legte den Hut oben darauf und lehnte den Steken in eine Eke. Hierauf führten sie ihren kleinen Gast an den Tisch. Die Mutter brachte Suppe und ein großes Stük Festkuchen nebst gekochten Pflaumen. Sie sezte sich an die andere Seite des Tisches, und lächelte freundlich, daß Anton es sich so gut schmeken ließ. Die Kinder aber theilten ihm reichlich von ihren Weihnachtsgeschenken mit -- schöne rothwangige Aepfel, goldgelbe Birnen, und große braune Nüsse. Sogar das kleine Lieschen, auf dem Schooße der Mutter, schenkte ihm, auf Zureden der Mutter, das schöne purpurrothe Aepfelein, das sie in dem kleinen Händchen hielt, und mit den zarten Fingerlein kaum umspannen konnte.

Die warme Suppe bekam dem erstarrten Anton sehr gut, und die liebliche Stubenwärme that ihm nunmehr sehr wohl. Er ward wieder munter und fröhlich. „Aber was ihr doch da in der Eke eurer Stube Schönes habt!" fing er jezt an. Er hatte schon unter dem Essen beständig nach der Krippe hinübergeblikt. „Das ist ja ein Frühling mitten im Winter! sagte er. So etwas Wunderschönes hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Ich muß es doch

näher betrachten.“ Er sprang hin und die zwei Kinder folgten ihm.

„Weißt du aber auch, was das alles vorstellt?“ fragte Katharine. „Freilich weiß ich das, sagte Anton. Es stellt die Geburt Jesu vor. Was das für ein schönes, liebliches Kindlein ist! Sein Angesicht so schön weiß und roth, wie Lilien und Rosen. Und was es für glänzende Aeuglein hat, und wie freundlich es lächelt!“ „Das ist aber nicht das rechte Jesuskindlein! sagte Katharine. Jesus ist jezt kein Kind mehr; Er ist schon lange in den Himmel aufgefahren.“ „Das weiß ich wohl, sagte Anton. Meinst du denn ich sei ein Heide? Es ist ja schon bald zwei tausend Jahre, daß Jesus als ein Kind in der Krippe lag. Das alles hier ist nur so gemacht, damit wir Kinder uns alles besser vorstellen können. Das da oben ist, glaube ich, die Stadt Bethlehem. Nicht so?“ Katharine nikte. „Siehst du nun, sagte Anton, daß ich alles weiß! Ich bin nicht so dumm, als du meinst.“

Die Kinder lachten, und machten nun Anton noch auf allerlei Kleinigkeiten aufmerksam, die ihnen aber höchst wichtig vorkamen. „Sieh nur Anton, sagte Katharine, das schöne weiße Schaaf hier mit krauser Wolle, und die zwei allerliebsten kleinen Schäflein daneben! Sieh, hier herum graset die übrige Heerde, und dort steht der Hirt und bläst auf der Schalmei. In dem niedlichen rothen Hüttchen mit Rädern schläft er zu Nacht.“ — „Siehst du auch, sprach Christian, wie da aus dem Felsen ein kleines Quellchen, so fein wie ein Silberfädchen, hervorspringt, und sich in den hellen See ergießt? Sieh, zwei weiße Schwäne mit schön gebogenen Hälsen schwimmen auf dem See und spiegeln sich in dem ruhigen, silberklaren Wasser.“ „Dort, sagte Katharine, kommt ein Hirtenmädchen den steilen Weg am Berg herab, und trägt ein zugedektes Körbchen auf dem Kopf. Darin werden wohl Aepfel oder Eier sein, die sie zur Krippe trägt.“ „Und sieh, sagte Christian, dort schiebt einer auf seinem Schiebkarren einen Sak die hohle Bergschlucht hinauf. Was aber in dem Sake ist, weiß ich nicht zu sagen.“ So unterhielten sich die Kinder höchst

angenehm, und kein kleines streifiges Schneklein, das an dem Felsen klebte, und kein buntes Müschelein am Ufer des Sees blieb unbemerkt.

„Nun wohl, sagte Anton, das ist alles sehr schön. Allein das Schönste ist doch die Abbildung des himmlischen Kindes! Das freut mich am meisten. Denn um jenes Kindes willen, das hier abgebildet ist, hat mich der himmlische Vater aus meiner großen Noth errettet.“

Zweites Kapitel.

Geschichte des armen Antons.

Der Hausvater, in dessen Hause Anton gut aufgenommen wurde, war ein Förster. Er saß, indessen die Kinder so mit einander plauderten, in seinem Lehnsessel am Ofen, und schien in Gedanken vertieft. Die Försterin sezte sich, mit dem kleinsten Kinde auf dem Arm, neben ihn auf einen Stuhl, und sagte über eine Weile: „Warum bist du so stille, und über was sinnest du nach?“ „Ueber die Verse, die wir gesungen haben, sagte der Förster. Du hast nun freilich gethan, wie sie lauten, und den armen Knaben gespeiset und erwärmt. Ich denke aber, wir könnten doch noch mehr an ihm thun. Sieh, es ist heute die heilige Nacht. Wir feiern das Andenken jener Nacht, in der das göttliche Kind geboren wurde, das zu unserm und aller Menschen Heil in die Welt gekommen. Und nun schikt Gott uns eben heute Nacht ein Kind her, dem wir zum Heile werden können. — Der Erlöser kam als ein Fremdling in die Welt, und hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegen, als wollte er die Gastfreundlichkeit der Menschen auf die Probe stellen. Die Einwohner von Bethlehem bestanden in dieser Probe schlecht, und verstießen ihn gleich anfangs zu den Thieren des Stalles; sollten wir den Knaben da auch so verstoßen? Sag mir aber deine Meinung aufrichtig, Elisabeth, was wir thun sollen!“

„Den Knaben annehmen, sagte die Försterin freudig und freundlich. Was ihr einem von diesen Mindesten

Thut, das habt ihr mir gethan, sagte ja Er, der in dieser Nacht geboren ward. Und der Anton scheint mir ein recht guter, sanfter Knabe, der ein edles Gemüth hat. Er sieht so fromm und unschuldig aus, und obwohl er bettelt, so ist er doch gar nicht kek und verwegen. Gewiß ist er ehrlicher Leute Kind. Er hat so eine feine Aussprache, und obwohl seine rothe Jake etwas abgetragen ist, so ist sie doch von recht gutem Tuche. Wo ihrer fünf essen, essen auch sechs. Wir wollen den Knaben behalten."

„Du bist doch eine gute, liebe Frau, sagte der Förster, und drükte ihr die Hand, Gott wird es dir vergelten, und was du an einem fremden Kinde thust, unsern eigenen Kindern zu gut kommen lassen. Doch müßen wir den Knaben zuvor erst prüfen, ob er der Wohlthat werth ist."

„Anton, komm einmal daher!" rief der Förster jezt laut. Anton kam und stellte sich vor ihn hin, gerade und aufrecht, wie ein Soldat vor seinem Offizier steht.

„Dein Vater, fing der Förster an, war also ein Soldat, und starb den Tod fürs Vaterland. Nun, das ist wohl traurig für dich, allein für ihn ist es schön und rühmlich. Aber erzähle uns doch mehreres von deinen Eltern: Wo waret ihr vor dem Kriege? Wie kam dein Vater um? Wie starb deine Mutter? Wie kamst du hieher in unsern Wald? Laß einmal hören!"

Anton erzählte: „Meinem Vater, Gott habe ihn selig, nannten die Husaren ihren Herrn Wachtmeister. Unser Regiment lag, so lang ich denke, zu Glaz in Schlesien in Garnison."

„Meine Mutter nähte immer sehr fleißig und verdiente vieles. Sie war sehr geschikt. Da kam der Vater eines Tages eilig nach Hause und sagte: „Es ist Krieg; wir müssen morgen fort!" Er war ein tapferer Mann und wußte sich gut darein zu schiken. Meine Mutter aber hatte einen großen Schreken und weinte bitterlich. Sie wollte ihn nicht allein ziehen lassen: der Abschied fiel ihr gar zu schwer. Auf ihr vieles Bitten nahm er uns endlich mit. Wir zogen weit — weit fort. Mit

einmal hieß es: „Der Feind rükt an.“ Mein Vater und die Husaren mußten ihm entgegen. Meine Mutter und ich blieben zurük. Da wurde uns nun wohl recht bange, als wir in der Ferne so fürchterlich schießen hörten. „Ach, sagte die Mutter zu mir, bei jedem Schuß geht mir ein Stich durchs Herz. Denn ich weiß ja nicht, ob die Kugel nicht das Herz deines Vaters durchbohrt.“ Wir weinten und beteten, so lange das Schießen währte. Doch der Vater kam glüklich und unversehrt wieder zurük. So ging es nun öfter. Allein eines Tages kam nach einem Gefechte ein Husar mit des Vaters leerem Pferde in das Dorf gesprengt und sagte, der Vater sei schwer verwundet; er liege eine halbe Stunde vom Dorfe auf der Wahlstatt und werde wohl sterben. Die Mutter und ich eilten sogleich zu ihm. Er lag unter einem Baume. Ein alter Soldat kniete bei ihm und hielt ihn sanft in den Armen, so, daß der Vater den Kopf an die Brust des wakern Kriegers anlehnen konnte. Noch zwei andere Soldaten standen dabei. Mein armer Vater war durch die Brust geschossen und sah bereits so blaß aus, wie ein Sterbender. Wir sahen es ihm wohl an, daß er uns noch etwas sagen wollte; allein er konnte nicht mehr reden. Da blikte er mich mit seinen sterbenden Augen noch einmal schmerzlich an, dann blikte er auf die Mutter, und dann zum Himmel. Wenige Augenblike nachher verschied er. Die Mutter und ich weinten uns fast die Augen aus. Die Leiche wurde auf dem nächsten Kirchhofe begraben. Einige Herren Offiziere und viele Soldaten kamen und begleiteten die Leiche. Die Trompete klang mir so seltsam und so traurig, daß mirs ist, ich höre sie noch immer. Sie erwiesen ihm noch die lezte Ehre, und schoßen ihm noch in das Grab. Meine Mutter und ich wurden von dieser traurigen Ehrenbezeugung so erschüttert, als würde auf uns selbst geschossen. Viele Soldaten wischten sich die Augen, als sie vom Grabe zurükkehrten. Ich und meine Mutter aber zerfloßen fast in Thränen.

Die Mutter wollte nun wieder in ihre Heimath zurük kehren. „Ich habe dort freilich keine Verwandten mehr, sagte sie, aber doch noch eine gute Bekannte. Sie

wird uns wohl in ihr Haus aufnehmen, und ich denke, dort von meiner Arbeit dich und mich zu ernähren.“ Allein wir hatten kaum einige Tagreisen zurük gelegt, da wurde die gute Mutter unterwegs krank. Mit Mühe erreichten wir noch einen kleinen Weiler. Man wollte uns nirgends aufnehmen; endlich fanden wir in einer Scheure ein Unterkommen. „Das ist wohl hart, sagte meine Mutter, allein Maria hatte es ja auch nicht besser. Auch sie wurde nirgends hinein gelassen und mußte in einem Stalle übernachten.“ Meine Mutter wurde indeß stündlich kränker. Sie ließ einen Geistlichen rufen, und bereitete sich zum Tode. Als es Nacht wurde, sagte die Bäurin, der die Scheure gehörte, zu meiner Mutter: „Ihr seid wohl recht krank; ich muß daher schon etwas Uebriges thun.“ Sie ging, brachte eine alte Stalllaterne in der ein kleines Oellicht brannte, und hängte die Laterne an einem Balken auf. Das war alles, was sie that. Sie sagte uns nun gute Nacht, und kümmerte sich weiter nicht mehr um uns. Ich blieb ganz allein bei der Mutter; ich saß so neben ihr auf einem Bund Stroh und weinte bitterlich. Gegen Mitternacht wurde sie, so viel ich bei dem trüben Scheine der Laterne sehen konnte, immer blässer. Sie seufzte mehrmal sehr tief. Ich weinte immer heftiger. Sie bot mir die Hand und sagte: „Weine nicht, lieber Anton! Bleibe fromm und gut, bete gern, habe Gott vor Augen und thue nichts Böses; so wird dir Gott einen andern Vater und eine andere Mutter geben.“ So sprach sie. „Aber lieber Gott, sagte Anton, und die hellen Zähren floßen ihm über die Wangen — eine solche gute Mutter bekomme ich doch nicht mehr.“ „Nun, fuhr er fort, blikte sie lange zum Himmel, betete in der Stille, segnete mich mit ihren sterbenden Händen und verschied. Ich konnte nichts als weinen. Der Bauer und die Bäuerin hatten wohl meiner Mutter versprochen, sie wollen mich annehmen und mich wie ihr eigenes Kind halten. Sie nahmen das Wenige, was meine Mutter hinterlassen hatte, ihre Kleider und einiges Geld auch wirklich zu sich; allein ehe drei Wochen vergingen, schikten sie mich fort, und sagten, ich hätte schon dreimal so viel verzehrt, als

die Hinterlassenschaft meiner Mutter werth sei. Ich ging und nahm mir vor, nach Glaz zu meinen Schulkammeraden zurük zu kehren. Allein die Bauern konnten mir nicht sagen, wo der Weg nach Schlesien gehe. Da irre ich nun so im Lande hin und her und bettle; denn was soll ich sonst anfangen?"

Die Försterin war sehr gerührt, und sagte mit Thränen in den Augen zu ihren Kindern: „Seht, meine Kinder, so könnte es euch auch gehen. Auch ihr könnet Vater und Mutter verlieren, und was wollet ihr dann anfangen? Darum bittet Gott doch alle Tage, daß Er euch eure Eltern erhalte."

Der Förster sprach: „Du hattest, so viel ich sehe, sehr rechtschaffene Eltern, lieber Anton. Allein hast du denn gar nichts Schriftliches aufzuweisen?" „O ja wohl," sagte Anton, und nahm eine Brieftasche aus seinem Päklein. „Diese Papiere, sagte er, hat mir meine Mutter noch auf ihrem Sterbebette übergeben. Sie befahl mir, wohl darauf Acht zu haben, und sie nicht aus der Hand zu lassen. Euch darf ich sie aber schon sehen lassen." Es waren der Trauschein seiner Eltern, Antons Taufschein und der Todtenschein seines Vaters. Der Todtenschein war von dem Feldprediger ausgestellt. Der Oberst des Regiments hatte aber noch eigenhändig ein sehr rühmliches Zeugniß von dem tapfern, edelmüthigen Betragen des seligen Wachtmeisters und der tadellosen Aufführung der hinterlassenen Wittwe beigefügt.

„Nun wohl, sprach der Förster, das ist alles gut. Jezt sage mir aber, Anton, wie gefällts dir bei uns?" „Sehr gut, sagte Anton freundlich, so gut, daß mir ist, als sei ich bei Euch zu Hause." „Möchtest du wohl bei uns bleiben?" fragte der Förster. — „O nirgends in der Welt lieber! sagte Anton. Eure Frau ist gerade so freundlich, wie es meine Mutter war, und Ihr seid auch recht brav und habt gerade einen solchen Schnurrbart, wie ihn mein Vater trug."

Der Förster lachte, und strich sich den Bart. „Nun, Knabe, sprach er, so bleibe denn bei uns. Ich will dein

Vater sein, und meine Frau wird als Mutter an dir handeln. Sei uns aber auch ein guter Sohn, und habe deine neuen Geschister lieb und thu ihnen nichts zu leid. Hörst du — du bist jezt mein Sohn Anton!“ Der Knabe stand sehr betroffen da, und sah den Förster mit großen Augen an, ob das auch sein Ernst sei. Er war der harten Begegnung, die er von vielen Menschen erfahren mußte, so gewöhnt, daß ers kaum glauben konnte, der Förster wolle ihn an Kindesstatt annehmen. „Nun wie, Anton, sagte der Förster, und bot ihm die Hand, schlägst du nicht ein?“ Jezt brach Anton in Thränen aus, bot dem Förster die Hand, küßte darauf die Hand der Försterin, und grüßte beide Kinder, ja auch das kleinste, wiewohl es noch nicht wußte, was vorging, als seine neuen Geschwister. Christian und Katharine hatten eine große Freude, daß Anton da bleiben durfte. „Jezt ists erst recht lustig, sagte Christian; jezt sind wir, wenn wir ein Spiel machen, doch unser drei“

Der Förster fuhr aber ernsthaft fort: „Sieh Knabe, so sorgt Gott für dich. Der Segen deiner guten Eltern ruht auf dir. Gott erhörte das Gebet deiner sterbenden Mutter und — auch dein Gebet, als du dort im Walde zitternd vor Frost im Schnee knietest. Er lenkte deine Tritte hieher! Er führte dich in unser Haus. Wenn du unsern Gesang nicht gehört hättest, so wärest du auf deinem Bündelein eingeschlafen und erfroren, und ich hätte dich todt im Walde gefunden. Gott rettete dich gerade noch im rechten Augenblik. Er führte dich gerade in dieser heiligen Nacht, da unsre Herzen von der Liebe des Vaters im Himmel, der den Eingebornen für uns dahin gab, besonders gerührt waren, zu unserer abgelegenen Wohnung im Walde, die du sonst am Tage kaum gefunden hättest. Gott und seinem lieben Sohne, der auch für dich armen Knaben vor bald zwei tausend Jahren in der heutigen Nacht geboren ward, und auch für dich gestorben ist, hast du es zu danken, daß du jezt wieder ein Obdach hast. Darum erkenne es, und vergiß es in deinem Leben nicht, und habe immer ein dankbares Gemüth gegen Gott und deinen Erlöser. Habe Gott

dein Lebenlang recht vor Augen und führe dich immer christlich auf.“ Anton versprach es mit weinenden Augen. „O Du guter Gott, sagte er, indem er zum Himmel blikte, Du hast die lezten Worte meiner sterbenden Mutter treulich erfüllt, und mir wieder Vater und Mutter geschenkt. Ich will aber ihre lezten Worte auch erfüllen, deine heiligen Gebote halten, und besonders das vierte Gebot gegen meine neuen Eltern recht beobachten.“ „Bravo! Anton, sprach der Förster, das thu, und es wird dir wohl gehen.“ Die Försterin wies hierauf dem Knaben eine kleine Kammer mit einem reinlichen Bette an, und alle begaben sich vengnügt zur Ruhe.

Am andern Morgen waren die Kinder sogleich wieder um die Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe versammelt. Sie war an dem heiligen Weihnachtsfeste und den darauf folgenden Feiertagen und Festen ihre einzige Freude. Allein diese unschuldige Weihnachtsfreude wäre bald gestört worden. Ein gewisser junger Herr von Schilf der ein großer Jagdliebhaber war, und den Förster öfters besuchte, kam einmal in die Stube. Er machte über diese Art, den Kindern die Krippe Jesu vorzustellen, allerlei spöttische Anmerkungen und konnte nicht finden, wozu dergleichen dienen sollte.

„Wozu? sprach der Förster. Schauen Sie da einmal zum Fenster hinaus, junger Herr! Sehen Sie, tiefer Schnee dekt die Erde und die Bäume des Waldes krachen unter seiner Last. Man sieht keine Blume; nur hier an den gefrornen Fensterscheiben schimmern Blumen von Eis. An den Obstbäumen, die mein Dach umgeben, hängen keine Aepfel und Birnen mehr, und es ist kein grünes Blatt mehr daran zu sehen; alle Aeste und Zweiglein sind weiß angeduftet und ganz mit Reifen überzogen, und an dem Hausdache hängen lange Eiszapfen. Die armen Kinder hier sind in der Stube gleich Gefangenen eingesperrt, und können kaum einen Tritt vor die Hausthüre thun. Sollte es denn nun so übel sein, wenn liebende Eltern ihren Kindern zur rauhen Winterzeit in der wärmenden Stube gleichsam einen Frühling erschaffen? Wirklich ist diese Frühlingslandschaft im Kleinen

mit den grünen Wäldern, blumigen Wiesen, weidenden Schaafen und deren Hirten fast die einzige Winterfreude der Kinder.''

„Allein das ist noch das Wenigste! Die Hauptsache ist dieses: Wir Christen freuen uns der heiligen Weihnachtszeit, daß uns in Christus die Menschenfreundlichkeit Gottes in Menschengestalt erschienen ist. Und da möchten wir denn auch unsre Kinder, soviel sie es verstehen, an dieser Freude Theil nehmen lassen. Nun weiß ich zwar wohl, daß die größten Maler diese heilige Geschichte in Gemälden darstellten, die seit Jahrhunderten die Bewunderung der Welt sind. Ich selbst habe, da ich noch auf Reisen war, jenes berühmte Gemälde der Krippe Jesu zu Dresden, die heilige Nacht genannt, mehrmal bewundert. Allein die Einwendungen! die Sie gegen meine, freilich sehr unvollkommene Darstellung der Krippe Jesu hier machen, ließen sich, den Kunstwerth abgerechnet, gegen jenes herrliche Gemälde auch machen, und sind deßhalb keiner Widerlegung werth. Solche kostbare Gemälde sind übrigens nur für große Herren, und wären bei Kindern gar nicht angewendet. Denn ich wette darauf, meine Kinder würden ihre Krippe gegen jenes berühmte Gemälde zu Dresden sicher nicht vertauschen.''

„Lassen Sie also, mein lieber Herr von Schilf, uns einfältige Leute hier im Walde immer bei der alten Sitte unserer Väter bleiben. Ich erinnere mich noch aus meinen eigenen Kinderjahren, daß die Krippe meine beste Kinderfreude — und nicht ohne Segen für mich war. So möge sie denn auch meinen Kindern zur Freude und zum Segen gereichen.''

Drittes Kapitel.

Die edle Försterfamilie.

Der Förster, der den armen Waisenknaben an Kindesstatt angenommen hatte, war ein sehr rechtschaffener, biederer Mann, und wie er sich selbst ausdrükte, noch

von altem Schrot und Korn. Er war sehr gottesfürchtig, gegen alle Menschen wohlwollend, und in dem Dienste seines Fürsten unermüdet und von unverbrüchlicher Treue. Der ehrliche Förster hielt sich streng an die frommen Sitten seiner Großeltern, die er noch gekannt hatte; und seiner Eltern, die ganz so wie die Großeltern gesinnt waren.

Am Morgen war es immer sein erstes Geschäft, mit Frau und Kindern das Morgengebet gemeinschaftlich zu vertrichten; eben so wurde auch der Tag mit dem Abendgebete gemeinschaftlich beschlossen. „Wie sollten wir, sagte er, nicht jeden Tag mit dem Gedanken an Denjenigen anfangen und beschließen, der uns jeden Tag das Leben fristet, und uns Speise und Trank und alles Gute giebt? Es ist wohl auch, denke ich, selbst für Engel ein rührender Anblik, wenn Vater und Mutter in Mitte ihrer Kinder vor Gott knieen, und alle, auch das Kleinste nicht ausgenommen, die Hände betend und dankend zum Himmel erheben. Der Vater im Himmel kann nicht anders als segnend auf sie herabbliken.“

Eben so andächtig und ehrerbietig betete der Förster mit allen den Seinigen vor und nach dem Tische. Eines Tages brachte er den jungen Herrn von Schilf von der Jagd mit nach Hause und lud ihn, da eben die Suppe aufgetragen wurde, zum Mittagessen ein. Der junge Herr sezte sich sogleich ohne Tischgebet an den Tisch. Allein der Förster, der sich, wie er zu sagen, pflegte, nie ein Blatt vor den Mund nahm, sagte sehr ernsthaft: „Pfui, junger Herr! so machen es meine Wildschweine draußen im Walde; die verschluken die Eicheln, ohne aufzuschauen, woher sie kommen.“ Der junge Herr wollte Einwendungen machen, und meinte, das Tischgebet sei eben nicht so bedeutend. Allein der Förster sprach mit großem Nachdruke: „Was uns zu bessern Menschen macht, ist von großer Bedeutung. Die Gottseligkeit ist zu allem nüze; von der Gottvergessenheit hingegen habe ich noch keine guten Früchte gesehen, wohl aber schon sehr viele schlimme. Beten Sie mit uns, wie es einem Christen und vernünftigen Menschen geziemt, oder Sie sind

mit mir das lezte Mal auf der Jagd gewesen. Mit einem Heiden möchte ich nichts weiter zu thun haben. Ich mag nicht einmal mit ihm an Einem Tische essen. Doch, sezte der Förster gelassener hinzu, ich weiß wohl, daß Sie über die Sache nie nachgedacht haben. Sie sahen etwa einige vornehme jungen Herren nicht zu Tische beten, und machten es ihnen ohne weitere Ueberlegung sogleich nach. Sie glaubten dadurch sich selbst ein vornehmes Ansehen zu geben. Allein, mein lieber junger Herr, obwohl Sie Schilf heißen, so müssen Sie deßhalb doch nicht dem Schilfe gleichen, das innen leer und ohne Mark ist und sich nach jedem Lüftchen dreht." Der junge Herr stand wieder auf und bequemte sich mit zu beten. Er that es aber nicht aus Andacht gegen Gott, sondern bloß aus Liebe zur Jagd.

Am fröhlichsten war der ehrliche Förster immer, wenn er sich in der Mitte seiner Familie befand. „Was soll ich die Freude auswärts suchen, sagte er, da ich sie zu Hause besser und wohlfeiler haben kann." Er trank daher nach vollbrachtem Tagewerk seinen Krug Bier, und Sonntags sein Glas Wein daheim, führte mit seiner Hausfrau vertrauliche Gespräche oder erzählte den Kindern fröhliche und lehrreiche Geschichten. Wenn er besonders aufgeräumt war, nahm er seine Harfe zur Hand. „Diese gilt uns, sagte er, bei den den langen Winterabenden in unserm rauhen Walde anstatt Konzert und Oper." Er hatte in seiner Jugend zwar das Waldhornblasen angefangen: allein da der Arzt ihm es untersagte, so verlegte er sich, als ein großer Freund der Musik, auf die Harfe. Die Försterin wußte mehrere schöne Lieder, und der Förster begleitete sie mit seinem Harfenspiel. Auch die Kinder hatten bald einige ihrem Alter angemessene Liedchen gelernt, und sangen zusammen, gleich den Zeisigen im Walde.

Die Kinder des Försters gingen nach Aeschenthal, dem nächsten Pfarrdorfe, in die Schule. Sobald die Weihnachtsfeiertage vorüber und die Wege durch den Wald wieder gangbar waren, mußten Christian und Katharine täglich dahin gehen. Anton ging mit tausend

Freuden mit, und übertraf bald alle seine Mitschüler. Sein Fleiß und seine Talente waren ausnehmend. Wenn der Förster Abends von der Jagd nach Hause kam und in seinem Lehnstuhle nächst dem wärmenden Ofen saß, mußten ihm die Kinder erzählen, was sie in der Schule gelernt hatten, und ihm ihre Schriften vorweisen. Anton wußte immer am meisten zu erzählen; seine Schriften waren immer die schönsten, und in dem Lesen brachte er es bald zu einer großen Fertigkeit. Nach dem Abendessen mußten die Kinder abwechselnd vorlesen, allein alle im Hause hörten am liebsten dem Anton zu. „Er liest am natürlichsten, sagte die Försterin. Wenn man es nicht sähe, daß er ein Buch vor sich habe, so meinte man sicher, daß er die Geschichte nicht lese, sondern daß er sie einmal gehört habe, und sie uns nur aus dem Kopfe erzähle.“

Der fröhlichste Tag in der Woche war den Kindern immer der Sonntag. An diesem Tage ging der Förster nicht auf die Jagd und die Kinder konnten den ganzen Tag um ihn sein. „Ich bringe, sprach er, die sechs Tage der Woche unausgesezt und unverdrossen in herrschaftlichen Diensten zu; allein der Sonntag ist dem Dienste eines größern Herrn gewidmet. Auch ist mir und meinen Holzhauern nach sechs Arbeitstagen wohl ein Ruhetag zu gönnen.“ Am Sonntage Morgens gingen Vater und Mutter in der lieblichen Sonntagsfrühe mit den Kindern nach Aeschenthal in die Kirche. Das war den Kindern, besonders im Frühlinge und im Sommer, eine große Freude. Der Weg führte bald über waldigte Berghöhen hin, bald durch schmale Wiesenthälchen, die mit buschigen Felsen und hohen Bäumen umgeben waren. „O wie schön ists doch im Walde, sprach dann wohl Anton; wie herrlich grünen die Bäume im Glanze der Morgensonne! Ja am Sonntage kommt mir der Wald noch viel schöner vor, als sonst. Mir ists als hätten alle Bäume ein freundlicheres Grün. Die Vögelein auf den belaubten Zweigen singen viel fröhlicher. Und außer ihnen schweigt alles! Man hört keine Holzart, kein Wagenrad und keinen Schuß; nur die Kirchengloke ertönt in

der Ferne. Es ist alles so still und ruhig, wie in der Kirche."

„So feierlich, wie in einem Tempel, sagte der Förster. Auch der Wald ist ein Tempel des Herrn; Er, der Allmächtige, stellt diese Bäume wie Säulen umher, und fügte ihre Zweige zu einem grünen Gewölbe zusammen. Alles, von der ungeheuren bemoosten Eiche dort, bis zu den kleinen Maiblümchen hier zu unsern Füßen, verkündet uns seine Allmacht und Güte. Ja die ganze Erde, so weit der blaue Himmel sich wölbt, ist ein Tempel seiner Herrlichkeit. Besonders am Sonntage sollen wir Ihn in diesem seinem Tempel anbeten und diese herrlichen Werke andächtig betrachten. In diesem prachtvollen Tempel, den Er selbst erbaute, können wir seine unermeßliche, unbegreifliche Größe und Herrlichkeit wahrnehmen; in unsern Kirchen aber, wiewohl sie von Menschenhänden erbaut sind, laßt Er seine Rathschlüsse und seinen heiligen Willen uns näher offenbaren. Auch deßhalb wurde der Sohn Gottes ein Mensch lehrte uns Menschen und ordnete das Lehramt an. In hundert tausend Tempeln und Kirchen der ganzen Christenheit wird an dem heutigen Tage seine Lehre verkündet und von Millionen Menschen angehört. Merkt daher auch ihr, meine Kinder, heute in unsrer Kirche andächtig auf jedes Wort des Lehrers, nun bewahret es in eurem Herzen." Solche und ähnliche Gespräche führte er mit den Kindern auf dem Wege zur Kirche; auf dem Heimwege aber redete er mit ihnen von der Predigt, und sie wetteiferten, ihm zu erzählen, was sie daraus sich gemerkt hätten.

Bei Tische war der Förster Sonntags immer besonders fröhlich. „Die Freude, sprach er, mit euch zu Mittag zu essen, wird mir unter der Woche selten zu Theil; da verzehre ich mein Mittagsmahl meistens gleich im Walde aus der Faust, und es schmekt mir, Gott sei Dank, immer sehr gut. Aber am Sonntage schmekt es mir doch am besten, nicht, weil die Mutter da eine besondere Mahlzeit bereitet, sondern weil ich die Speisen in eurer Mitte genießen kann." Er legte den Kindern mit dem herzlichsten Wohlwollen selbst vor. „Esset,

Kinder, esset, sprach er, und danket Gott für seine Gaben." Nach Tische ging er mit den Kindern im Walde umher, lehrte sie die mancherlei Bäume, Sträuche und Kräuter kennen, und pries ihre mannigfaltige Schönheit und Brauchbarkeit. „So, sprach er dann immer, hat Gott alles, auch das kleinste Kräutlein, schön gebildet und zu dem Nuzen des Menschen eingerichtet. Auch der Wald ist ein Buch in dem ihr auf allen Blättern von der Weisheit und Güte Gottes lesen könnet."

„Wenn im Frühlinge oder im Sommer der Abend schön war, so dekte die Försterin unter der großen Linde, nicht weit vom Försterhause wo ein Tisch nebst einigen Bänken angebracht war. Nach dem Abendessen sangen sie noch einige schöne und rührende Abendlieder. Der Förster spielte dazu die Harfe, und die Vögel auf allen Bäumen des Waldes umher stimmten in den Gesang und das Harfenspiel mit ein."

Anton fühlte sich unter diesen edlen Menschen, bei denen wahre Frömmigkeit, Eintracht und Liebe, Fleiß, Ordnung und Zufriedenheit wohnten, höchst glüklich. „Gott meinte es doch recht gut mit mir, sagte er öfter. Er hätte mich auf der ganzen Welt zu keinen bessern Menschen führen können." Der gute Knabe war aber auch die lautere Dankbarkeit und Dienstfertigkeit gegen seine Pflegeeltern. Wenn der Förster Abends aus seinem Forstbezirke heimkam, eilte Anton sogleich, ihm den alten hechtgrauen Ueberrok mit grünen Aufschlägen, dessen sich der Förster als eines Schlafrokes bediente, und die Pantoffeln zu bringen. Wenn die Försterin in der Küche am Heerde stand und kochte, trug er ihr ungeheißen Holz zu, oder lief, um ihr einige Schritte zu ersparen, in den Gemüsgarten am Hause und holte Schnittlauch, Petersilien oder was sie sonst eben von grünen Kräutern nöthig hatte. Mancher ihrer Wünsche ward, bevor sie ihn aussprach, schon erfüllt.

Seinem guten Pflegvater erzeigte er aber noch ganz besonders gute Dienste. Der Förster verfertigte von allen ihm anvertrauten Waldungen Risse, und gab ihnen mit Farben ein schönes, gefälliges Ansehen. In der Eke

jedes Blattes war der Namen des Waldes mit großen Buchstaben geschrieben, und, nachdem es ein Wald war, mit einem Kranze von Tannenzweigen oder Eichenlaube eingefaßt. Anton brachte es bald so weit, daß er die größten Risse nett und genau nachzeichnen konnte. Die Verzierungen aber, die er dabei anzubringen wußte, waren von ihm selbst erfunden und so gut ausgeführt, daß der Förster darüber erstaunte. Anton zeichnete zum Beispiele einen Eichbaum, an dem ein Schild mit dem Namen des Waldes lehnte, und seitwärts sah man ein Wildschwein, das nach Eicheln suchte. Der Namen, des Waldes stand in einen Felsen eingegraben, der mit Tannen gekrönt war, und unten am Felsen ruhte ein Hirsch mit zakigem Geweih. Ueberhaupt zeichnete und mahlte Anton in allen seinen freien Stunden bald Landschaften, bald Thiere, und wo er nur ein Streifchen weißes Papier oder einen leeren Briefumschlag fand, zeichnete er einen Vogel, eine Blume, oder einen Baumzweig darauf. Er konnte keinen Augenblik müßig sein. Der Förster und die Försterin liebten den guten Knaben wie ihr eigenes Kind, ja ihre eigenen Kinder wurden, von Antons Beispiel aufgemuntert, noch viel dienstfertiger und thätiger, als sie es zuvor waren.

Viertes Kapitel.

Antons fernere Geschichte.

Eines Tages schikte der Förster den Anton mit einem Paar Schnepfen in das benachbarte fürstliche Jagdschloß Felsek. Der Verwalter hatte eben einen Gast und wollte ihn damit bewirthen. Anton kam unterwegs an einem Wasserfall vorbei, der zwischen schwarzgrünen Tannen, weiß wie Schnee, von einem hohen Felsen herabstürzte. Nicht weit davon saß ein fremder Herr in einem dunkelblauen Kleide, der den Wasserfall abzeichnete. Anton ging hin, schaute über die Schulter des Fremden auf das Blatt, und konnte sich nicht enthalten, laut zu rufen: „O wie schön! Ja, das heißt gemahlt!“

Er bat um Erlaubniß, das schöne Gemälde näher besehen zu dürfen, und erhielt sie. „Mir ists, sagte er, indem er es betrachtete, als wäre das Blatt da ein Spiegel, in dem sich der Wasserfall, nebst Felsen und Bäumen, im Kleinen abspiegelte. Wie silberhell das Wasser aus dem gespaltenen Felsen hervorschießt, und wie schön sich der weiße Schaum unten zwischen den bemoosten Steinen kräuselt! Wie frisch und grün das zarte Moos an diesem Steine da ist: Man meint, man könne es wegrupfen. Wie kek diese rauhen Tannen emporstarren! Und da haben Sie überdieß noch einen Hirsch hergemahlt der aus dem Bache trinkt. Wie leicht der auf den Füßen steht! Man sieht es ihm an, wie flüchtig er über Stok und Stein wegsezen kann. Die Hirsche, die ich mahle, stehen so lahm da, als wollten sie alle Augenblik umfallen. Ich weiß kein rechtes Leben in sie hinein zu bringen.“

Der Mahler hatte an den ungeheuchelten Lobsprüchen des Knaben und noch mehr an dessen Gefühl für Kunst ein großes Wohlgefallen. Er sagte lächelnd: „Du bist also, so viel ich merke, auch ein kleiner Mahler?“ „Ach, sagte Anton, bisher meinte ich wohl gar, ich sei kein kleiner, sondern ein großer Mahler. Jezt sehe ich aber wohl, daß ich gar keiner bin.“ Der Mahler sagte: Ich wünsche deine Mahlereien doch zu sehen. Ich werde dich nächstens besuchen, und da mußt du mir sie zeigen. Wer sind deine Eltern und wo bist du zu Hause?“ „Ach, sprach Anton, ich bin ein armer Waisenknabe. Der Herr Förster Grünewald hat mich aber an Kindesstatt angenommen.“ „Nun, sagte der Mahler, da bist du wohl mit ihm verwandt, ein Brudersohn oder ein Schwestersohn?“ „Nein sagte Anton, ich kam ganz landsfremd in sein Haus; er und seine Frau nahmen mich aber sogleich auf und hielten mich wie ihr eigenes Kind.“ „Das ist viel, sehr viel, sagte der Mahler. Doch wie kam denn dieß?“ Anton erzählte seine Geschichte ausführlich. Der Mahler hörte ihm aufmerksam zu und sagte am Ende: Der Förster und seine Frau müssen sehr edle Menschen sein. Grüße sie mir, und sage ihnen, morgendes

Tages werde ich sie besuchen, um ihnen im Namen der Menschheit für die Liebe, die sie dir erweisen, zu danken."

Der Mahler hieß Riedinger und war vor einem Paar Tagen auf dem fürstlichen Jagdschlosse angekommen, um da einige alte Gemälde aufzufrischen. Er benüzte diese Gelegenheit, eine und die andere Waldgegend, die ihm besonders gefiel, abzuzeichnen. Sogleich am Abende des folgenden Tages besuchte er den Förster. Beide biedere Männer fanden bald, daß sie Eines Sinnes waren, und wurden Freunde. Der Mahler wollte nun Antons Zeichnungen sehen. Die Försterin lobte sie ausnehmend. „Glauben Sie mir, sagte sie, sie sind unvergleichlich." Allein Anton stand erröthend an der Thüre und sagte: Herr Riedinger, Sie werden sehen, daß sie ganz und gar nichts heißen." Der Mahler ermunterte ihn aber, sie zu zeigen, und Anton brachte sie. Herr Riedinger betrachtete eine nach der andern sehr bedachtsam und lächelte einige Male. Wiewohl er vieles daran auszustellen hatte, so gefielen sie ihm dennoch sehr. Wahrhaftig, sagte er, es stekt ein Mahler in dem Knaben. Herr Grünewald, überlassen Sie ihn mir. Sie sollen Freude an ihm erleben." „Topp! sagte der Förster, und schlug ein. Ich habe schon lange nachgesonnen, was der Knabe werden solle. Er ist nun bereits in dem vierzehnten Jahre, und in der Schule zu Aeschenthal ist für ihn weiter nichts mehr zu lernen. Zu einem Jäger ist er zu zart und zu mitleidig. Er artet mehr seiner sanften Mutter nach, als seinem tapfern Vater. Wenn Sie also meinen, er gebe einen guten Mahler ab, so nehmen Sie ihn immerhin in die Lehre. Wie viel verlangen Sie Lehrgeld?" „Lehrgeld! sagte der Mahler. Davon kann keine Rede sein. Sie gaben mir zuerst ein Beispiel, wie man sich armer Waisen annehmen müsse. Eine edle That zieht immer andere nach sich, wie eine Kerze andere anzündet. Das ergiebt sich alles ganz natürlich. Lassen Sie es also gut sein. Sobald ich mit meiner Arbeit auf dem Schlosse fertig bin, fährt Anton, wenn er anders Lust hat, mit mir in die Stadt, und ich werde

keine Mühe sparen, ihn zu einem Künstler zu bilden.“ Anton hüpfte fast vor Freude. Als indessen nach einigen Tagen der Mahler in einer Kutsche vor das Haus gefahren kam, ihn mitzunehmen, weinte der gute Knabe doch recht herzlich. Allein der Förster sprach: „Weine nicht, Anton. Es ist ja nur ein Sprung in die Stadt. Wir besuchen dich öfter, und auch du kannst uns an Sonn- und Feiertagen leicht besuchen. — Ja, das bedinge ich mir noch aus, sprach er zu Herrn Riedinger, daß Anton uns manchmal besuchen, die Weihnachtsfeiertage aber allemal ganz bei uns zubringen dürfe, Sie müssen ihm das erlauben.“ „O recht gern, sagte der Mahler, recht gern; und wenn Sie und die Frau Försterin nichts dagegen haben, so komme ich allemal mit.“ Sie gaben sich darauf die Hand. Anton dankte seinen Pflegeltern. Sie ermahnten ihn, seinen Lehrmeister, der so vieles aus lauter Güte für ihn thun wolle, als seinen Vater zu ehren. Unter den besten Segenswünschen seiner Pflegeltern und Geschwister stieg Anton in die Kutsche und fuhr mit dem Mahler fort.

Der treffliche Mahler hielt in allen Stüken Wort. Es war ihm eine Herzenslust, einen so fähigen Schüler zu unterrichten. Auch kam er mit ihm zu dem Förster öfter auf Besuch; ja manchmal blieben sie mehrere Tage, um in dem gebirgigen Walde schöne Gegenden abzuzeichnen. Der Meister konnte seinen Schüler jedesmal nicht genug loben. „Unter uns gesagt, sprach er zum Förster, er wird ein Künstler, dem ich das Wasser nicht bieten darf.“

Nach einigen Jahren kam Herr Riedinger mit Anton, der nunmehr ein blühender Jüngling war, wieder einmal zu dem Förster in die Weihnachtsfeiertage. Herr Riedinger blieb nach dem Abendessen mit dem Förster und der Försterin etwas länger auf. Anton und die Kinder des Försters hatten sich längst zur Ruhe begeben. Der Förster und die Försterin merkten wohl, daß der Mahler etwas auf dem Herzen habe, und es ihnen sagen möchte. Endlich fing er an: „Was Anton bei mir lernen konnte, hat er gelernt. Er muß nun reisen; er

muß Italien sehen. Allerdings wird das nicht wenig kosten; allein es lohnt sich der Mühe. Kein Kapital könnte besser angelegt werden. Ich stehe Ihnen dafür, es wird auch reichliche Zinsen tragen und seiner Zeit wieder ersezt werden. Was eine solche Reise kostet, übersteigt freilich das Vermögen eines Privatmannes. Allein ich habe mir die Sache so ausgedacht: Es versteht sich, daß Anton nicht ganz auf fremde Kosten reise. Er muß selbst etwas verdienen. Indeß braucht er doch immer ansehnlichen Zuschuß; denn er muß auch für sich noch freie Zeit behalten, um in der Kunst weiter zu kommen. Was nun mich betrifft, so werde ich das Meinige redlich dazu beitragen. Ich habe mir es, von Ihrem Beispiele ermuntert, nun einmal in den Kopf gesezt, den Anton umsonst zu einem Mahler zu bilden. Seine Arbeiten, die er bisher lieferte, sind mir sehr gut bezahlt worden. Dieses Geld habe ich zurük gelegt, und werde es zu seiner Reise verwenden. Allein es reicht bei Weitem nicht zu. Wären Sie nun nicht geneigt, das noch Fehlende, das freilich eine nicht geringe Summe betragen kann, darauf zu legen? Ein gutes Werk, das man angefangen hat, muß man auch vollenden." Er bot dem Förster die Hand hin, erwartend, er werde einschlagen. Der Förster hatte an Antons Wohlverhalten und seinen Fortschritten in der Kunst hohe Freude. Er besaß ein ziemliches Vermögen. Er blikte seine Hausfrau an. Sie nikte. Der Förster schlug ein und sagte: „Nun wohl, wenn die Summe mein Vermögen nicht übersteigt, so will ich sie ausbezahlen." Es wurde ein Ueberschlag gemacht, was die Reise kosten könnte, und einmüthig beschlossen, Anton sollte künftigen Frühling die Reise antreten.

Der Mahler fuhr am nächsten Morgen mit Anton im Schlitten zurük in die Stadt. Der Förster und die Försterin machten aber den Winter über Anstalten zu Antons bevorstehender Reise. Der Förster kaufte Tuch ein, um seinen Pflegsohn hinreichend mit wohlanständiger Kleidung auszustatten. Auch suchte er seinen eigenen Reisekoffer hervor, und ließ ihn mit Rehfell neu über-

ziehen. Die Försterin und ihre zwei Töchter nähten und strikten sehr emsig, den Anton reichlich mit Leinenzeug zu versehen. Zu Anfangs des Frühlings mußte Anton noch einige Tage bei seinen Pflegeltern zubringen. Sein Pflegvater gab ihm in dieser Zeit noch viele gute Ermahnungen und Klugheitslehren, und war gegen ihn ganz ungemein liebreich. Der gute Mann nahm sich selbst die Mühe, den Koffer zu paken. So oft ihm die Försterin ein neues Kleidungsstük hinreichte, wurde Anton aufs neue gerührt. „Ach wie vieles — wie gar so vieles thun Sie an mir! sagte er. Meine eigenen Eltern, wenn sie noch lebten, könnten nicht mehr für mich thun!“ Der Koffer wurde an einen berühmten Mahler, dem der Herr Riedinger den Anton empfohlen hatte, voraus geschikt. Denn Anton wollte die ganze Reise zu Fuß machen. Christian, Antons Herzensfreund, hatte aber noch für ein kleines Felleisen gesorgt, in dem Anton das Nothwendigste zum täglichen Gebrauche mitnehmen konnte.

Endlich kam der Abschiedstag; Anton wollte nach Tische zu Herrn Mahler Riedinger in die Stadt gehen, und von da aus dann weiter reisen. Die Försterin bereitete ein Abschiedsmahl, und alle speisten noch einmal mit einander zu Mittag. Es war ein freundliches, rührendes Familienfest. Der Förster blikte in dem kleinen Kreise umher. Es herrschte eine wehmüthige Stille. „Nicht doch, meine Söhne und Töchter, sprach er, seid nicht so traurig: und auch du, gute Mutter, trokne diese Thräne da ab. Es ist nun einmal so! Die Söhne, zumal wenn sie bereits erwachsen sind, müssen hinaus in die Welt; und auch ihr meine Töchter, seid bald in dem Alter, wo ihr vielleicht das väterliche Haus verlassen werdet. Doch, wenn uns auch Berg und Thal dem Leibe nach trennen, im Geiste bleiben wir immer vereinigt. Und so traurig der Abschied immer sein mag; das Wiedersehen, das uns hier oder dort nie ausbleibt, ist dann desto freudiger!“ Der edle Mann wußte durch fröhliche Gespräche alle wieder zu erheitern. Er ließ eine Flasche guten Wein bringen, von dem er sonst nur an Festtagen trank. Er schenkte der Mutter und den beiden Töchtern,

obwohl alle drei sich weigerten, davon ein. „Den Traurigen gieb Wein!“ sagte er lächelnd. Anton und Christian boten ihre Gläser her, ohne sich lange nöthigen zu lassen, am Ende der Mahlzeit nahm der Förster sein Glas und sagte: „Nun, Anton, stoß an — auf eine glükliche Wanderschaft und ein fröhliches Wiedersehen!“ Das gebe Gott, sagte die Försterin, stieß an und trank ein klein wenig. Christian, Katharine und Louise stießen auch mit an. Allen standen die Thränen in den Augen. Anton war am gerührtesten. Er konnte die Thränen nicht mehr zurük halten und sagte: „O meine liebsten Eltern, wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig! Was wäre ich ohne Sie! Ach, ewig kann ich es Ihnen nicht vergelten, was Sie an mir gethan haben. Gott wolle Ihr Vergelter sein! Er wolle mich einst in den Stand sezen, für das unaussprechlich viele Gute, das Sie an mir thaten, Ihnen und meinen lieben Geschwistern meinen Dank durch die That zu bezeugen.“

„Ja, lieber Anton, sagte der Förster, ich kann es dir nicht verhehlen, wir thun viel an dir; und wenn ich deine Geschwister hier so ansehe — so möchte ich fast sagen, zu viel. Denn was mich und meine geliebte Hausfrau betrifft, so brauchen wir wohl wenig mehr. Unsere Haare sind bereits grau. So lange wir noch leben, haben wir wohl noch Brod. Allein, mein lieber Anton, wenn eines oder das andere deiner Geschwister einmal in Noth kommen sollte, so vergiß nicht, wie wir dir aus der Noth geholfen haben, und laß sie nicht in der Noth steken. Gieb mir die Hand darauf, Anton! Nicht wahr, du verläßt deine Geschwister nicht?“ „O lieber Vater, rief Anton, indem er dem Förster die Hand reichte, ich müßte ja der undankbarste Mensch von der Welt sein, wenn ich Ihrer Wohlthaten je vergessen könnte. O gewiß — Ihre Liebe ist mir ewig unvergeßlich. Meine größte Glükseligkeit auf der Welt soll es sein, Ihnen, lieber Vater, meiner besten Pflegmutter oder meinen lieben Geschwistern Gutes erweisen zu können.“

„Ich glaube dir, Anton, sagte der Förster; doch — nun ist es Zeit, daß wir scheiden.“ Er stand auf und

sprach: „Knie nieder, lieber Sohn, damit ich dir noch den väterlichen Segen gebe.“ Anton kniete nieder. Der Förster erhob seine Augen zum Himmel; es war etwas Ehrwürdiges und Feierliches in seinem Angesichte und seiner Gestalt. Er segnete den Jüngling und sprach: „Gott begleite dich auf allen deinen Wegen, bewahre dich vor Sünde, und führe dich gut und unverdorben wieder in unsere Arme zurük.“ Die Mutter und die Kinder standen alle mit gefalteten Händen und weinenden Augen andächtig umher, und sagten mit gerührten Herzen: „Amen.“ Der Förster hob den Anton auf, schloß ihn in die Arme und sagte: „Nun — zieh hin und Gott sei mit dir! Habe Ihn stets vor Augen — und vergiß nicht, daß sein allsehendes Auge dich überall sehe. Halte dich für zu gut, etwas Böses zu thun. Die Güter und Lüste dieser Erde sind es nicht werth, daß wir ihrethalben unser Gewissen beschweren. Gedenke, daß wir nicht für diese kurze Zeit, die wir auf Erden zu leben haben, geschaffen sind und daß eine Ewigkeit sei. Meide nicht nur das Böse, sondern auch jede Gelegenheit, Böses zu thun. Besonders fliehe solche Menschen, die über den frommen Glauben unserer Voreltern spotten und sich über reine Sitten lustig machen. Noch einmal — lebe wohl und Gott sei mit dir.“

Die Försterin sagte mit Augen voll Thränen: „Anton! Sieh diese meine rothgeweinten Augen, diese meine nassen Wangen! Um dieser Thränen willen bleibe Gott ergeben, gut und rechtschaffen. Gedenke dieser Thränen, wenn du in Versuchung kommest, Böses zu thun. Bisher hast du uns nur Freude gemacht; betrübe uns nie. So herzlich ich jezt weine, so fühle ich dabei doch vielen Trost! Aber wenn wir je etwas Unrechtes von dir hören sollten, dann würden ich und wir alle die bittersten Thränen weinen. Vergiß unserer treuherzigen, väterlichen und mütterlichen Ermahnungen — und der lezten Ermahnung deiner seligen Mutter — in deinem Leben nicht, und lebe wohl.“

Die ganze Familie begleitete den tief gerührten, traurigen Jüngling noch eine weite Streke Weges, fast bis zu Ende des Waldes. Endlich sagten sie ihm alle noch einmal Lebewohl! Anton ging — sie aber blieben stehen.

Er sah noch sehr oft um, und winkte ihnen mit dem Hute. Der Förster und Christian winkten ihm auch mit ihren Hüten, und die Försterin und die zwei Töchter mit ihren weißen Tüchern, bis er endlich mit seinem Wanderstab in der Hand und seinem Felleisen auf dem Rüken hinter einem waldigten Hügel verschwand.

Fünftes Kapitel.

Ein Weihnachtsgeschenk.

Der heilige Weihnachtsabend war, seit Antons Abreise bereits das dritte Mal, wieder angebrochen. Der Förster kam heute mit seinem Sohne Christian früher aus dem Walde nach Hause. Es war sehr kalt. Der Abendhimmel strahlte glühendroth durch die Fenster in die Stube. Die runden Scheiben fingen schon an zu gefrieren und schimmerten in dem röthlichen Abendschein wie Edelsteine. Der Förster sezte sich in seinen Lehnsessel neben dem großen Ofen. Er legte mehr Holz zu; denn der Ofen war so eingerichtet, daß man ihn auch in der Stube öffnen konnte. Die Flamme loderte bald hoch auf, verbreitete einen wallenden Schimmer durch die Stube, spiegelte sich in den Fenstern und vermehrte das Funkeln der gefrornen Fensterscheiben.

Jezt kam die Försterin in die Stube. „Ist kein Brief von Anton da?“ fragte der Förster. „Nein!“ sagte sie mit betrübtem Angesichte. „Wunderlich! sprach der Förster und schüttelte den Kopf. Auf den Weihnachtsabend war sonst allemal richtig ein Brief von ihm da. Er schrieb immer sehr ausführlich und seine Briefe waren mir immer die angenehmste Weihnachtsfreude. Was treibt der Junge, daß er nicht schreibt?“

Kaum hatte der Förster dieses gesagt, so trat ein Bote mit weißangeduftetem Haare in die Stube. Er hatte einen Brief in der Hand und eine neue Kiste von Tannenholz auf dem Rüken, die zwar nur ganz flach, aber ziemlich breit und so hoch war, daß der Mann sich büken mußte, um in die Stube zu kommen. „In dem Kistchen

wird wohl ein Spiegel sein!" sagte Katharine. Der Bote überreichte dem Förster den Brief und lud die Kiste ab. „Der Brief ist von dem Herrn Mahler Riedinger, sagte der Förster. Wie kommt das? Nun glaube ich bald, daß dem armen Anton ein Unglük begegnete." Er riß den Brief eilig auf, und durchlief ihn am Glanze des Feuers, das aus dem Ofen strahlte, mit begierigen Bliken. „Denkt nur, rief er freudig, Anton schikt uns von Rom aus ein Gemälde zum Weihnachtsgeschenk. Er hat es, zusammengerollt, an Herrn Riedinger übermacht, und ihn ersucht, es in eine reiche goldene Rahme fassen zu lassen, und dafür zu sorgen, daß wir es auf den heiligen Abend sicher bekämen. Das Gemälde sei ein wahres Meisterstük, schreibt Herr Riedinger. Der Anton ist doch ein trefflicher Junge, ich möchte ihn sogleich umarmen."

„Katharine! rief er jezt, bring doch dem ehrlichen Boten, bis das Essen kommt, einstweilen ein Glas Wein. Das wird ihm gut thun; denn es ist draußen wirklich grimmig kalt." Der Bote nahm den Wein mit Dank an: verbat sich aber das Abendessen. Er habe, sagte er, zu Aeschenthal Anverwandte, und wolle bei diesen den Weihnachtsabend und den heiligen Tag zubringen. „Auch gut!" sprach der Förster, hieß den Boten austrinken, beschenkte ihn reichlich und entließ ihn.

„Nun, sprach der Förster, sizt alle um mich her! Da ist in des Herrn Riedingers Brief auch noch ein Brief von Anton eingeschlossen; den will ich euch vorlesen." Louise sagte: „Ich will nur noch zuvor ein Kerzenlicht holen." „Wohl, sprach der Förster, ich kann dann den Brief mit mehr Bequemlichkeit lesen. Aber eile!" Louise brachte die brennende Kerze sogleich auf einem glänzenden Leuchter von Messing. Alle saßen bereits begierig im Kreise umher. Der Förster las:

„Liebste, beste Eltern und Geschwister! Sie erhalten hier ein Weihnachtsgeschenk, ein Gemälde, das ich mit vielem Fleiße gemahlt habe. Es stellt den neugebornen Heiland in der Krippe vor. Mehrere Künstler versicherten mich, das Bild sei mir sehr gut gelungen. Ich wünsche, daß es Ihnen nur halb so viel Freude machen

möchte, als mir die Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe machte, da ich das erste Mal in Ihr Haus trat. Gewiß würden Sie dann keine geringe Freude daran haben."

„Ach, daß ich doch mit dem Bilde selbst zu Ihnen reisen, und es Ihnen überreichen könnte! Es ist zwar dahier ein herrliches Land! Jezt, im Monate November, da ich dieß schreibe, ist es bei Ihnen wohl schon längst Winter, und Ihr Dach und die Tannen und Eichen umher seufzen unter der Last des Schnees. Aber hier prangen die Zitronen= und Pomeranzenbäume noch mit silberhellen Blüthen und goldenen Früchten. Dennoch sehne ich mich unter all diesen Herrlichkeiten nach Ihrem ländlichen Kaminfeuer zurük, an dem ich die seligsten Stunden meines Lebens zugebracht habe."

„Ihrer Güte habe ich es zu danken, daß ich unter dem milden Himmel Italiens lebe, daß ich, wenn ich je diesen Namen verdiene, ein Künstler bin. Jene gemüthliche Vorstellung der Krippe Jesu für Kinder, so unvollkommen sie auch sein mochte, wekte mein Talent zuerst. Immer steht sie mir noch vor Augen, und was ich auch, allerdings ohne Vergleich Herrlicheres, von Kunstwerken sehe, so werde ich doch nicht so, wie damals, davon entzükt. Ach, die seligen Jahre der Kindheit gehen doch über alles! Da erbliken wir alles umher wie verklärt vom goldenen Glanze der Morgenröthe. Schade daß sie so schnell vorüber sind!"

„Jezt, in diesem Augenblike, da Sie diesen Brief lesen und meine Malerei betrachten, bin ich im Geiste unter Ihnen zugegen. Ich erinnere mich mit gerührtem Herzen, wie ich halb erstarrt unter Ihr ländliches Dach kam, wie mich die gute Mutter mit warmen Speisen erquikte, wie Sie mich zu Ihrem Kinde aufnahmen, wie Christian, Katharine und Louise ihre Weihnachtsgeschenke so freudig mit mir theilten. O liebster Vater! ich küsse dankbar Ihre und meiner Pflegmutter ehrwürdige Hände. Ich umarme alle meine Geschwister. Ich freue mich jezt schon im Voraus, Ihnen nach einigen Jährchen nicht bloß im Geiste und aus weiter Ferne, sondern von Angesicht zu

Angesicht sagen zu können wie von ganzem Herzen ich sei — Ihr dankbarer, Sie innigstliebender Anton. Rom, den 25. November 1756."

„Das ist ein Brief, sagte der Förster und wischte sich die Augen; was wir auch an den Jungen gewendet haben, es ist alles noch zu wenig. Ich sezte zwar immer keine kleinen Hoffnungen auf ihn; allein er übertrifft sie alle bei weitem. Niemals hätte ich geglaubt, eine solche Freude an ihm zu erleben. Doch, sagte er jezt lächelnd, ich denke, das Nachtessen wartet auf uns. Nach Tische wollen wir das Gemälde besehen." „O nein! riefen alle einmüthig, jezt gleich!" „Das geht uns über das Essen!" fügte Louise noch bei, ich will nur geschwind noch eine Kerze holen, damit wir das Gemälde besser betrachten können."

Christian brachte Stemmeisen und Hammer, und öffnete die Kiste. „O wie schön! Wie lieblich! riefen alle. Welche himmlische Gestalten! Welche unvergleichlichen Farben!" Der Förster stellte das Gemälde auf ein Wandtischchen und die zwei hellleuchtenden Wachskerzen darneben. Aller Augen waren auf das schöne Bild gerichtet. Die Försterin faltete andächtig die Hände und sagte: „Wahrhaftig man kann nichts Schöneres sehen! Mir wird es, als wäre ich wirklich bei der Krippe Jesu zugegen! Wie freundlich, wie holdselig das göttliche Kind uns anblikt, als wollte es bei seinem Eintritte in die Welt uns alle willkommen heißen! Wie Maria, an der Krippe knieend, so zärtlich und liebreich auf das Kind niederblikt, es mit einem Arme umfaßt, die andere Hand auf ihr tiefgerührtes Herz legt, und über dem holden Kinde aller Dürftigkeit des armen Stalles vergißt! Wie ehrwürdig Joseph da steht und wie fromm er mit gefalteten Händen zum Himmel aufschaut! Wie den Hirten die Redlichkeit aus den Augen sieht; wie ehrerbietig und andächtig sie auf die Knie gesunken sind! Und die Engel oben, wie himmlisch schön! Wie leicht und schwebend! Und welch ein heller Glanz das Kind umgiebt, alles umher erleuchtet, und selbst den Schimmer der Engel überglänzt. Wahrhaftig, wer sich da der Geburt des Erlösers

nicht freuen und mit den Engeln Gott loben und preisen wollte, der müßte ein Herz von Stein haben."

Der Förster hatte das Bild bisher mit unverwandten Augen stillschweigend betrachtet, ohne ein Wort zu sagen. Endlich sprach er, wie aus einem Traume erwachend: „Ja, du hast Recht! Wenn wir diese heilige Geschichte, so schön gemahlt und in eine Rahme gefaßt, vor Augen haben, so macht sie einen neuen, ganz eigenen Eindruk auf unser Herz. Ich will es einmal versuchen, ob ich es euch sagen kann, was ich alles darin finde und wie es mir um das Herz ist." Er schob seinen Lehnsessel herbei, sezte sich in einer kleinen Entfernung von dem Bilde, in der es sich am besten ausnahm, und sprach dann:

„Wir wollen, meine lieben Kinder, unsre Augen zuerst auf das göttliche Kind in der Krippe richten! Wir wollen aber jezt auf einige Augenblike seiner göttlichen Abkunft noch nicht gedenken; wir wollen es zuerst nur als ein Menschenkind betrachten. Schwach und hülflos, in arme Windeln eingewikelt, liegt es auf ein wenig Heu und Stroh. Aber die liebevolle Mutter begrüßt es mit freundlichem Lächeln und voll der zärtlichsten Sorgfalt, es wohl zu verpflegen; und der treue Nährvater steht theilnehmend dabei, bereit mit seinem stärkern Arm Mutter und Kind zu schüzen, mit seiner arbeitsamen Hand beide zu ernähren. Ein treuer Vater, eine liebevolle Mutter und ein Kind, das diese treue Liebe, sobald es zur Besinnung kommt dankbar erwiedert, ist der schönste Anblik auf Erden, über den sich Engel erfreuen müssen. Dieses liebliche Drei — Vater, Mutter und Kind — hat Gott so zusammen gefügt."

„O meine Kinder, denkt daher bei diesem Kinde in der Krippe: Als ein schwaches Kind bin auch ich einst so dagelegen, wo man mich hinlegte. Ich hätte verschmachten müssen, wenn meine Eltern sich meiner nicht liebreich angenommen hätten. Allein mit Freude und Jubel wurde der kleine fremde Gast aufgenommen, und alles war schon zu seiner Ankunft bereitet. Meine Mutter hüllte mich in meine erste Bekleidung, die Windeln, die sie wohl selbst gesponnen, gebleicht und genäht hatte. All

ihr Sinnen und Trachten Tag und Nacht ging nur darauf, daß mir nichts abgehen möge. Sorgsam wachte sie an meiner Wiege, wenn ich schlief; manche Nacht brachte sie schlaflos zu, aus zärtlicher Liebe zu mir! Der treue Vater theilte ihre Sorge und arbeitete für beide. So denket, und danket Gott, daß Er euch gute Eltern schenkte! Denn Er ist es, der aus Liebe zu euch etwas von seiner unaussprechlichen Liebe in das Herz eurer Mutter pflanzte, und eurem Vater von seinem treuen Vatersinne mittheilte und ihm das Vaterherz gab. Seid aber auch nicht undankbar gegen eure Eltern. Ein Sohn, eine Tochter, die es vergessen könnten, was die Mutter mit ihnen ausstand, was der Vater für sie that, sie zu ernähren, zu kleiden, zu erziehen, wären ohne alles menschliche Gefühl."

„Laßt uns nun, meine Kinder, nachdem wir die heilige Familie betrachtet, zu den heiligen Engeln, die dort oben schweben, hinaufbliken — und einen Blik auf die Thiere des Stalles werfen. Da wird uns die Würde und die Bestimmung des Menschen klar. — Schaut erst noch einmal der heiligen Jungfrau in das milde Angesicht voll himmlischer Unschuld und unaussprechlicher mütterlicher Zärtlichkeit! Betrachtet die aufrechte Gestalt des ehrwürdigen Josephs, wie er so voll Geist und Andacht die Augen zum Himmel erhebt! Sehet das holde Kind an, dessen Angesicht so lieblich lächelt, dessen Augen wie Sterne leuchten! Und nun schauet auf die rauhen haarigen Thierköpfe — des Ochsen und des Esels hin. Wie dumm und vernunftlos sie darein sehen! Wie das Maul hervorsteht, und uns zu erkennen gibt, daß sie nur auf Futter bedacht sind und von nichts Höherem und Besserem wissen. Sie sind nicht einmal eines freundlichen Lächelns fähig: O, wem erscheint bei dieser Vergleichung der Mensch nicht als ein höheres Wesen? Wahrhaftig, er gehört einer höhern Reihe von Geschöpfen an. Der roheste Mensch hielte sich ja für beschimpft, wenn man zu ihm sagte: Du bist um nichts besser, als der Ochs, der deinen Pflug zieht, als der Esel, der deine Säke zur Mühle trägt und dann verfault. Nein,

der Mensch gleicht vielmehr den heiligen Engeln Gottes, die ihren Schöpfer erkennen, sich Seiner freuen und Ihm lobsingen. Der Mensch ist das einzige Geschöpf auf Erden, der dieß auch kann. Sei es daß er einige Aehnlichkeit mit den Thieren hat; er ist doch den Engeln des Himmels näher verwandt. Sei es, daß er weinend und wimmernd zur Welt kommt, daß er vieles ausstehen, vieles leiden muß, bis er in seiner vollen Blüthe da steht, daß er dann nach kurzer Zeit wieder gleich einer Blume dahinwelkt, gleich den Thieren dahin modert — nur seine Erdengestalt zerfällt zu Staub. Es ist ein unsterblicher Geist in ihm; er ist ein Engel in schwaches Fleisch und Blut verhüllt. Sobald diese Hülle abfällt, ist der Engel vollendet — wenn anders der Mensch seine Bestimmung auf Erden erfüllt und dem Willen des Schöpfers gemäß gelebt hat."

„Sehr gut hat der Mahler, außer den größern Thieren noch ein Lamm und ein Körblein voll Früchte angebracht, die man als ein Geschenk für das neugeborne Kind am Fuße der Krippe erblikt. Dem Menschen sind alle übrigen Geschöpfe der Erde unterworfen. Er bezähmt die stärksten Thiere und sie müssen ihm dienen: ihm giebt das Schaaf Milch und Wolle; ihm bringt die Erde ihre schönsten Früchte hervor. Nur ein weniges hat Gott den Menschen den Engeln nachgesezt, hat ihn mit Ehre und Hoheit gekrönt, hat ihn zum Herrn seiner Werke gemacht und alles ihm zu Füßen gelegt."

„Auch der Ort, an dem wir dieses Kind und seine Eltern erbliken, die arme Krippe und der dürftige Stall, sind nicht ohne Bedeutung. Der Mensch bedarf keines Palastes, um hier auf Erden seine Bestimmung zu erreichen. Er kann in der elendesten Strohhütte zufrieden leben und selig sterben. Wir erbliken in dem Stalle nur Armuth und Mangel. Allein um wahrhaft glüklich, aller wahren Ehre würdig und von ächtem Menschenadel zu sein, braucht der Mensch weder Sammet noch Seide, weder Gold noch Silber. Gerade im Wichtigsten hat Gott keinen Unterschied unter den Menschen gemacht. Ein armer Stall beherbergt hier die heiligsten, die selig-

sten, die ehrwürdigsten Menschen, die je auf Erden gelebt haben."

„Doch — meine Kinder, was ich euch bisher gesagt habe, ist für uns wohl sehr erfreulich und tröstlich. Allein es gilt nur von dem menschlich-schönen dieser Geschichte. Die göttliche Abkunft und die hohe Bestimmung dieses göttlichen Kindes ist erst das Allerwichtigste. Denn Jesus Christus, der menschgewordene Sohn des Allerhöchsten, ist in diese Welt gekommen, die Menschen, die von Gott und ihrer ursprünglichen Würde abgefallen und deßhalb verloren waren, zu retten. In Ihm erschien uns die Menschenfreundlichkeit Gottes sichtbar; in Ihm erbliken wir Gott in Menschengestalt. Er ward zwar in tiefster Armuth geboren, lag als ein Kind in einer Krippe, hatte in dieser Welt nicht so viel eigenes, wo er nur sein Haupt hinlegen konnte, und starb gleich einem Uebelthäter am Kreuze. Allein ohne alle irdische Hülfsmittel, ohne Reichthümer und bewaffnete Macht, hat Er durch seine göttliche Weisheit, Liebe und Allmacht die Gestalt der Erde verändert, das Menschengeschlecht erleuchtet, veredelt, dem Verderben entrissen — und so seine göttliche Abkunft bewährt. Darauf wird in diesem Gemälde, so wie in der Geschichte, sehr schön gedeutet.

Seht, ringsumher ist es Nacht; tiefes Dunkel dekt die nächtliche Gegend; nur das Licht, das von dem göttlichen Kinde ausgeht, erhellt alles mit seinem Glanze. So bedekten bei der Geburt Jesu die Finsternisse der Unwissenheit und des Heidenthums die Erde; in Jesus Christus ist aber der Welt ein Licht aufgegangen, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt. Die Menschen waren in Sünde und Laster versunken, viele glichen an Rohheit — den Thieren des Stalles; manche hatten sich durch Lasterhaftigkeit sogar unter das Vieh herabgewürdigt; allein durch Christus wurden alle, die wahrhaft an Ihn glaubten, zu besseren Menschen, zu Heiligen, zu Engeln in Menschengestalt neu umgeschaffen. So unwissend und sündig die Menschen waren, so elend waren sie auch. Allein seht, wie selig sind schon die Menschen, die seine Krippe umgeben und sich

seiner Geburt freuen! Maria, Joseph, die Hirten fühlen im Anblike des neugebornen Erlösers sich über allen Erdenjammer erhoben. Er, der in die Welt gekommen, die Menschen von allem Elende zu erlösen, ihnen wahre Freude und den göttlichen Frieden vom Himmel zu bringen, machte schon bei seiner Geburt damit den Anfang. Die Worte des Engels erschallen noch immer an alle Menschen: Ich verkünde euch große Freude; es ist euch ein Erlöser geboren, der da ist Christus, der Herr."

„Zu Ihm steht jedem Menschen der Zutritt offen. Er offenbarte sich zuerst armen, einfältigen Landleuten — den Hirten, auch seine Mutter ist arm, sein Nährvater ein Handwerker, der mit harter Arbeit sein Brod erwirbt. Schon bei der Krippe Jesu wird uns gezeigt, daß Reichthum, hoher Rang und Erdenweisheit vor Ihm nichts gelten. Er will nur Menschen um sich sammeln, die eines guten Willens sind, wie Maria, die heiligste Jungfrau, wie Joseph, der Gerechte, wie die Hirten, diese frommen Männer voll Gottesfurcht und Rechtschaffenheit. Doch weiset Er auch den größten Sünder nicht zurük, der seine Sünden bereut und sich ernstlich bessern will. Darauf deutet schon der Namen des göttlichen Kindes. Deßwegen verkündete der Engel Marien den göttlichen Befehl: „Ihm sollst du den Namen Jesus geben!" Deßhalb wiederholte er diesen Befehl dem Joseph: „Jesus, das heißt Erlöser, sollst du Ihn nennen, denn Er wird sein Volk von Sünden erlösen." Das sündige Menschengeschlecht sollte sein Volk, ein heiliges Volk Gottes werden. Deßwegen sehen wir über der Krippe Jesu den offnen Himmel. Er wollte den Menschen den verschlossenen Himmel wieder öffnen, ein Himmelreich auf Erden gründen, und so Himmel und Erde wieder vereinigen. Darüber freuen sich die heiligen Engel Gottes, jubeln und frohloken, preisen Gott in der Höhe und wünschen den Menschen Glük zu dem Heile, das ihnen durch Christus bereitet ward."

„Was uns bei der Krippe Jesu verkündet wird, das hat Jesus Christus erfüllt, so große Hindernisse Ihm auch der Unglaube und die Hartnäkigkeit der Menschen

entgegen sezte; an so vielen seine Geburt und sein Tod verloren war. Er gründete ein Himmelreich auf Erden, und sein Werk bestand. Manche Welteroberer stifteten indessen Weltreiche; allein sie überlebten ihre Reiche nicht lange, oder sahen wohl noch lebend sie in Trümmer zerfallen. Das Reich Jesu allein — das wahre Christenthum — breitete sich immer weiter aus und bestand bis auf diese Stunde. Ganze Völker kamen zum Glauben an Ihn und Könige zierten ihre Kronen mit seinem Kreuze. Die alten heidnischen Gräuel, Menschenopfer und dergleichen, verschwanden aus den christlichen Ländern der Erde. Eine Menge von Tempeln und Kirchen erhoben sich, in denen der wahre Gott angebetet und göttliche Wahrheit gelehrt wird. Unzählige Schulen, Armenanstalten, Krankenhäuser kamen durch die christliche Liebe zu Stande. Wie viele Kinder, Armen und Kranken müßten ohne diese milden Stiftungen in Unwissenheit, Lasterhaftigkeit und Elend umkommen! Millionen von Menschen haben im Glauben an Christus Beruhigung über begangene Sünden gefunden, und sind durch Ihn edle Menschen geworden. Und noch jezt, so sehr auch der Unglaube und das Verderben über Hand nehmen, schlagen Ihm unzählige Herzen und finden in Ihm Trost in Noth und Tod. Noch immer wird das Evangelium, die Freudenbotschaft von Ihm, den Heiden verkündet, und wilde Völker bekehren sich zum Glauben an Ihn, freuen sich der himmlischen Wahrheit und nehmen sanftere Sitten an. Der Geburtstag Jesu ist daher der wichtigste Tag in der Weltgeschichte, und mit Recht fingen die weisen Alten von diesem Tage eine neue Zeitrechnung an. Jede Jahrzahl soll uns daran erinnern, der Geburtstag Jesu sei der Geburtstag des Lichtes und Heiles für alle Menschen, die Ihm Augen und Herzen öffnen wollen — der Geburtstag des wahren Menschenglükes, der Erleuchtung und Veredlung des Menschengeschlechtes. Laßt uns denn, meine Kinder, an diesem Abende und am morgigen Tage dem Erlöser aufs neue huldigen und in den Lobgesang der Engel mit einstimmen.“

So sprach der Förster; die Försterin sagte gerührt: „Ja, Kinder, das wollen wir! Das schöne Gemälde, das Anton uns schikte, ist das schönste Weihnachtsgeschenk, das Anton oder irgend ein Mensch — ja wohl ein Fürst! — uns hätte machen können. Die Andacht, mit der ihr die frommen Bemerkungen eures Vaters angehört habt, ist die schönste Weihnachtsfeier, mit der wir den heiligen Abend feiern können. Wir wollen das Heil, das uns Gott durch den neugebornen Heiland bereitete, dankbar annehmen. Dann ist der Geburtstag des Erlösers auch der Geburtstag unseres Heils.“

Sechstes Kapitel.

Widerwärtige Schiksale des Försters.

Der treffliche Förster hatte mit den Seinigen seit Antons Abreise mehrere Jahre in Ruhe und Zufriedenheit verlebt. Seine Kinder waren erwachsen; der Sohn ein rüstiger junger Mann; die Töchter blühende Jungfrauen; alle sehr gut erzogen und von untadelicher Aufführung. Allmählig empfand der gute Vater aber die Beschwerden des herannahenden Alters. Er war darauf bedacht, seinen Dienst dem Sohne abzutreten. Der Fürst des Landes besuchte jährlich im Herbste auf einige Tage das fürstliche Jagdschloß Felsek, denn die Jagd war ihm bei seinen vielen Geschäften immer einige Erholung. Er war ein sehr leutseliger Herr; jeden seiner Unterthanen, auch den Geringsten, hörte er liebreich an und redete freundlich mit ihm. Als der Fürst wieder auf dem Jagdschlosse angekommen, und die Jagd in dem Walde des alten Försters besonders gut ausgefallen war, näherte sich ihm der Fürst, klopfte ihm sehr zufrieden auf die Schulter und sagte: „Nun wie gehts, mein lieber Förster?“

„Eure Durchlaucht, sprach der Förster, diesen alten Schultern will die Last des Tages zu schwer werden; ich wünschte sie jüngern Schultern übertragen zu dürfen.“

„Nun, sprach der Fürst, doch wohl Euerm Sohne, dem Christian dort? Er ist ein braver Jäger, und, was ich ohne Vergleich mehr schäze, ein sehr guter Forstmann. Die Waldungen sind, wie ich auf der Jagd gar wohl bemerkte, im besten Zustande. Verlaßt Euch darauf, kein anderer bekommt den Dienst. Er mag ihn auch einstweilen versehen. Indeß ist mirs lieb, wenn Ihr noch einige Zeit die Oberaufsicht und den Förstertitel beibehaltet. Auch die besten jungen Leute werden leicht übermüthig und nachläßig, wenn ihr Rokkragen zu frühe mit goldenen Börtchen verbrämt wird. Es ist mein und Euer Vortheil, wenn Ihr noch einige Zeit Förster bleibt."

Der Förster bezeugte dem Fürsten für die gnädige Zusicherung seinen Dank, und sagte dann: „Es ist aber noch ein anderer Umstand dabei. Mein Sohn könnte sich eben jezt gut verheirathen — mit der Tochter meines Jugendfreundes, des längst verstorbenen Försters Busch. Das Mädchen hat erst kürzlich auch ihre Mutter verloren, und weiß nun nicht wohin. Sie ist arm — aber sehr fromm, fleißig und die lautere Unschuld, Güte und Bescheidenheit." „Nun wohl, sprach der Fürst, ich lobe es sehr, daß ein braver Mann bei seiner Wahl mehr auf Unschuld und Tugend, als Geld und Gut sehe. Ich gebe ihm die Erlaubniß zu heirathen mit Vergnügen — und die Anwartschaft auf den Försterdienst dazu. Ich werde sogleich Befehl geben, damit das Dekret ausgefertigt werde."

Der Förstersohn, der voll banger Erwartung in einiger Entfernung stand, kam auf den Wink seines Vaters herbei und dankte dem Fürsten. Die Heirath kam zu Stande. Mit der jungen sanften Frau kam neuer Segen in das Haus; Friede und Eintracht wohnten unter dem Dache des guten Försters. Dem alten Manne wurde noch die Freude, seine Enkel auf seinem Schooße zu sehen, und die alte Försterin wurde wie verjüngt, nun ihre kleinen Enkel pflegen und tragen zu können. Die Töchter des Hauses lebten mit der jungen Försterin wie mit einer Schwester. Alle waren sehr glüklich.

Allein bald kam über dieses glükliche Haus eine große Widerwärtigkeit. Sie entspann sich aus einer alten Geschichte, die der alte Förster beinahe vergessen hatte. Jener junge Herr von Schilf, der ehemals mit dem Förster öfter auf die Jagd gegangen war, hatte bald darauf sich herausgenommen, allein und ohne Erlaubniß des Försters in den Wald zu gehen, und alles, was ihm zu Gesichte kam, ohne Erbarmen niederzuschießen. Der Förster traf ihn im Walde und sagte: „Das Wildschießen ist sehr strenge verboten. Haben Sie, mein lieber junger Herr, Lust zur Jagd, so kommen Sie, wie bisher, zu mir. Ich nehme Sie dann gern mit mir, und weise Ihnen die besten Pläze an, wo Sie dann nach Herzenslust schießen können. Allein das darf ich nicht zugeben, daß Sie eigenmächtig in dem mir anvertrauten Forste schalten und walten." Wer aber nach wie vor auf die Jagd ging, war der junge Herr. Der Förster traf ihn wieder, nahm ihm das Gewehr und sagte: „Gott weiß es, ich thue es ungern. Allein ich muß. Die Befehle sind streng; ich kann nicht anders. Wenn ich Sie nochmals treffe, muß ich weitere Anzeige machen, und dann — geht es Ihnen nicht gut." Der brave Förster ging überdieß noch zu dem alten Herrn von Schilf und bat ihn, dem jungen Herrn das Jagen zu verbieten. Der alte Herr ließ zwar sonst seinem Sohne alles hingehen. Allein dieses Mal ward er doch sehr aufgebracht; er fürchtete die fürstliche Ungnade. Er drohte seinem Sohne mit der Enterbung, wenn er noch ein einziges Mal auf die Jagd gehen würde; es sei denn der Förster gehe mit ihm. Allein der junge Herr war es schon gewohnt, seinem Vater nicht zu gehorchen. Bald darauf hörte der Förster einen Schuß, eilte hin und traf den jungen Herrn bei einem erlegten Hirsch. Der Förster machte die Anzeige. Der alte Herr von Schilf reisete selbst zum Fürsten und flehte um Gnade. Der Fürst sagte: „Nach den Gesezen sollte der junge Herr in das Zuchthaus wandern. Ich will ihn zwar begnadigen, allein läßt er sich noch einmal treffen, so schike ich ihn sicher dahin — und da begreifen Sie wohl,

daß ich mir denn einmal keinen Rath oder andern Diener aus dem Zuchthause nehmen kann.“ Die Sache wurde so beigelegt. Der junge Herr von Schilf faßte aber einen grimmigen Haß gegen den ehrlichen Förster, und glühte, wiewohl indeß viele Jahre verflossen waren, noch immer von Rache gegen ihn.

Jezt starb der Fürst sehr unerwartet; der Erbprinz war noch minderjährig und befand sich eben auf Reisen. Es wurde eine Vormundschaft angeordnet und in dem Lande ging manche Veränderung vor. Der junge Herr von Schilf, der sehr reich war und angesehene Verwandte hatte, wurde Oberförster. Mit großer Pracht zog er in das fürstliche Jagdschloß Felseck ein, von dem ihm ein Theil zur Wohnung angewiesen wurde. Er war nunmehr der Vorgesezte des guten Försters, und quälte den alten Mann unsäglich. Des Tadelns war kein Ende. Der Förster konnte ihm nichts recht machen.

Der Erbprinz hatte zwar nunmehr die Regierung angetreten. Allein der Oberförster von Schilf, der sehr abgeschliffen, gewandt und beredt war, wußte den obersten Forstmeister, der bei dem neuen Fürsten sehr viel galt, ganz für sich einzunehmen, und war nun gegen den guten Förster noch übermüthiger und feindseliger, als zuvor. „Ihr taugt nicht mehr zum Dienste, sagte er einmal zu ihm, ich werde darauf antragen, einen brauchbarern Mann für den schönen Forst zu bekommen.“ Der Förster sagte: „Herzlich gerne lege ich mein Amt nieder. Ich hätte es schon längst gethan, wenn der hochselige Fürst es zugegeben hätte. Es ist also mein Sohn Förster?“ „Das wäre! sagte Herr von Schilf, hönisch lächelnd; da müßte ich auch etwas davon wissen.“ Der Förster berief sich auf jenes fürstliche Dekret, dem zu Folge sein Sohn geheirathet hatte. „Pah, rief Herr von Schilf, ich kenne es wohl.“ Er wußte es sehr künstlich auszulegen. „Es ist, sagte er, bloß ein Versprechen auf Wohlverhalten; nichts weiter. Der Junge taugt aber nichts. Ich werde meinen Mann besser zu wählen wissen.“

Der alte, graue Förster bemühte sich vergebens, eine

Thräne zu verhehlen und sagte: „Seien Sie nicht ungerecht, Herr Oberförster! Sie glaubten sich einmal von mir beleidigt. Deßhalb sollten Sie sich zweifach in Acht nehmen, mir wehe zu thun.“ „Was, rief Herr von Schilf, und seine Augen funkelten vor Zorn; Ihr selbst erinnert mich an Euere Grobheiten! Ihr selbst mahnt mich daran, daß Ihr mir mein einziges Jugendvergnügen geraubt und mich bei Hofe angeschwärzt habt. Ihr seid ein ungeschliffener, übermüthiger Kerl. Von jeher hattet Ihr keine Achtung für höhere Stände, und hieltet Euch nur an Bettlergesindel. Euerm Sohne habt Ihr gestattet, ein Mädchen ohne Heller und Pfennig, eine wahre Bettlerin zum Weibe zu nehmen. Euer hübsches Vermögen habt Ihr an dem Bettelbuben, den Anton, weggeworfen. Ihr wußtet Euer eigenes Vermögen nicht zu verwalten, wie solltet Ihr fremdes Eigenthum und das Interesse des Fürsten gut besorgen? Geht, geht, mit Euch ist nichts anzufangen. Ich hoffe, wir werden bald wenig mehr mit einander zu thun haben und Ihr sollet mir bald gar nicht mehr unter die Augen kommen.“

Der Förster ging. „Hum, dachte er auf dem Heimwege, der Oberförster mag sagen, was er will; meine Waldungen sind in der besten Ordnung. Er kann, so abgeneigt er mir auch ist, mir nichts anhaben. Ich lasse es darauf ankommen.“ Er sagte indessen zu Hause den Seinigen von allem, was der Oberförster gesagt hatte, nichts, um sie nicht ohne Noth zu betrüben.

Allein bald darauf, da der alte Mann eben aus dem Walde zurükgekommen war und in seinem Lehnstuhl ausruhte, trat ein Bote in die Stube, und überreichte ihm ein Schreiben vom Oberforstamte. In dem Schreiben stand: der bisherige Förster Grünewald sei vermöge höchsten Befehls, wegen Altersschwäche und davon herrührender Unfähigkeit, seines Dienstes entlassen; und der Forst bis zur Wiederbesezung, einstweilen dem benachbarten Förster zu Waldenbruch zur Verwaltung übergeben worden. Von einem Ruhegehalt für den verdienten alten Mann, von einer andern Anstellung seines Sohnes war keine Rede. Nur wurde noch bemerkt, der abgekommene

Förster solle sich von dem Augenblike an, da er dieses Schreiben erhalte, nicht mehr unterstehen, im Walde einen Schuß zu thun oder sich auch nur mit einem Gewehre bliken zu lassen, bei Strafe, daß es ihm abgenommen werde.

Der alte Förster öffnete das Schreiben und ward sehr bestürzt; seine Hand zitterte, in der er es hielt. Indessen faßte er sich wieder und las den Seinigen, die in der Stube mit allerlei Arbeiten beschäftigt waren, das Schreiben laut vor. Die alte Försterin und ihre zwei Töchter wurden bleich vor Schreken. Der junge Förster glühte vor Zorn über die Bosheit des Oberförsters. Die junge Försterin stand eine Weile sprachlos da und fing dann an, laut zu weinen. Ihre Kinder, die in der Stube spielten, und die Mutter weinen sahen, weinten auch. Es entstand ein allgemeiner Jammer. Nur der alte ehrwürdige Förster stand ruhig in ihrer Mitte, und sprach: „Vergeßt nicht, daß der alte Gott noch lebt. Du, Großmutter, höre zuerst auf zu weinen, und gieb unsern Kindern und Enkeln ein Beispiel von Vertrauen auf Gott. Gegen seinen Willen können böse Menschen uns nicht schaden. Diese Prüfung kommt von Ihm; sie wird uns einmal zu unserm Besten gereichen. Also Muth gefaßt! Gott ist unser mächtiger Beschüzer. Er verstoßt uns nicht, wenn uns auch alle Welt verstoßen sollte. Er, der gute reiche Vater wird es uns, seinen Kindern, nie an Brod fehlen lassen. Auf Ihn wollen wir vertrauen und unverzagt und getrost sein.“

„Indeß, fuhr er fort, will ich nichts von dem unterlassen, was ich thun kann. Ich reise morgendes Tages zum Fürsten. Er ist so edelmüthig, als sein hochseliger Vater. Er wird mich hören, so überhäuft er auch jezt, nach dem Antritte seiner Regierung, mit Geschäften sein mag. Er ist gerecht; er wird nicht zugeben, daß man einen alten Diener, der dem Fürstenhause über vierzig Jahre treu und redlich diente, so ohne Weiters mit Weib, Kindern und Enkeln dem Mangel und dem Hungertode preis gebe. Du, Christian, mußt mich begleiten. Wir können ja jezt beide abwesend sein, ohne

den Oberförster um Urlaub zu bitten. Wir machen die Reise zu Fuß; das Reiten oder Fahren wäre für unsere jezigen Umstände zu kostbar; ist auch gar nicht nothwendig. Die nöthigen Kleidungsstüke für die Reise finden in unsern Jagdtaschen wohl Plaz. Macht nur Anstalt, daß Morgen frühe alles bereit sei."

Der alte Förster war am folgenden Morgen schon vor Anbruch des Tages aufgestanden und wekte seinen Sohn. „Es wird mir zu lange, auf den Tag zu warten, sagte er; es ist ja Mondschein und wir kennen alle Wege. Laß uns gehen!"

Die alte Försterin legte die grüne, goldbortirte Uniform hübsch zusammen, und schlug ein reines Leinentuch darüber, um sie bequemer in die Jagdtasche zu paken. Katharine brachte Weißzeug und einige Lebensmittel für die Reise. Die junge Försterin und Louise machten das Frühstük zurecht und kamen damit in die Stube. Die Kleinen schliefen noch. „Und bis wann gedenkst du denn wieder zurük zu kommen?" fragte die alte Försterin ihren Mann. „Das weiß ich selbst noch nicht genau, sprach er; — vor acht Tagen schwerlich." „Morgen über vierzehn Tage ist der heilige Weihnachtsabend, sagte die alte Försterin; bis dahin kommst du doch gewiß?" „Wills Gott, morgen über acht Tage, sagte der Förster. Uebrigens gehe es, wie es will, den heiligen Weihnachtsabend muß ich mit Euch feiern." „Gott gebe, in Freuden!" sagte die Försterin. „Betet indessen, sagte der Förster noch, und vertrauet auf Gott. Er wird machen, daß die Sachen gehen wie es heilsam ist." Alle begleiteten die zwei Männer unter die Hausthüre. Es war noch völlig Nacht und man sah noch nicht das Geringste von der Morgenhelle. Sie gingen indessen in der kalten schauerlichen Dezembernacht getrost weiter.

Alle im Hause waren nun um die lieben Reisenden, besonders um den alten Vater sehr besorgt. Die ersten acht Tage wußten sie sich zwar immer zu trösten. Als aber weiterhin ein Tag nach dem andern verging und die Witterung höchst unfreundlich und stürmisch wurde, und es fast unaufhörlich regnete, wurden sie sehr unruhig.

„Ach, sprachen sie, der Christian, so rüstig er ist, wird genug auszustehen haben; wie aber wird der alte Vater durchkommen?“ Die zwei Kinder des jungen Försters liefen alle Augenblike vor die Hausthüre, um zu sehen, ob der Vater und der Großvater denn noch nicht kämen.

So verflossen zu den ersten acht Tagen noch acht Tage in Kummer und Sorgen. Ueberdieß hatte bald nach der Abreise der beiden Förster ein Jägerbursch des Oberförsters ein amtliches Schreiben gebracht. Die Försterin getraute sich zwar nicht, es zu öffnen; allein sie fürchtete, daß es nichts Gutes enthalte. Denn der Jägerbursch hatte noch mündlich mit höhnischer Miene gesagt: „Es ist toll, daß der alte Mann mit seinem jungen Brausekopf in die Residenz lauft. Der Herr Oberförster ist seiner Sache gewiß. Sie richten nichts aus und kehren mit Schande und Spott zurük.“ Alle im Hause beteten indeß täglich, Gott wolle die beiden Reisenden bei dem Fürsten ein gnädiges Gehör finden lassen und sie glüklich wieder nach Hause führen! Auch die Kinder beteten ungeheißen mit.

Siebentes Kapitel.

Wie es mit dem Förster weiter gegangen.

Unter diesen Umständen brach der heilige Weihnachtsabend an. Es wurde heute früher Nacht als sonst. Denn der ganze Himmel war mit schweren Wolken bedekt. Der Sturmwind brauste durch die alten Eichen und die schwankenden Tannen des Waldes. Es schneite und regnete sehr heftig, und die Dachrinne rauschte gleich einem Regenbach, der von einem Felsen stürzt. „Ach Du mein Gott, sagte die alte Försterin, nachdem sie lange zum Fenster hinaus gesehen hatte, sie kommen noch nicht. Wenn sie heute, am heiligen Christabende, ausbleiben, so ist ihnen sicherlich ein Unglük begegnet. Mir ist ganz unaussprechlich bange. Es ist ja ein Wetter, man sollte keinen Hund vor die Thüre jagen, und

die Wege sind zum Versinken schlecht. Ach, wenn sie nur wieder da wären, gehe dann alles Uebrige, wie es wolle."

Sie öffnete wieder das Fenster, sah hinaus und rief: „O Gottlob, nun kommen sie! Alle eilten ihnen vor die Hausthüre entgegen; alle fragten: „Nun, wie ist es in der Stadt gegangen?" „Ich hoffe, es soll noch alles gut gehen, sagte der alte Förster. Ihr werdet aber unsertwegen Kummer gehabt haben. Wir blieben lange aus; allein ich war auf der Reise nicht ganz wohl, und konnte nicht mehr weiter; und da es wieder besser ging, waren von dem vielen Regen die Flüsse und Bäche so angeschwollen, daß wir noch einige Tage aufgehalten wurden. Nun Gottlob, daß wir wieder da sind." Er trat in das Haus, kleidete sich um, und sezte sich in seinen Lehnsessel an den wärmenden Ofen. Die alle Försterin brachte eine Flasche Wein, zwei Gläser und die brennende Oellampe. „Erquikt euch doch beide ein wenig, sagte sie, indem sie einschenkte; ihr werdet es beide sehr nöthig haben. Das Essen wird bald fertig sein." „Wohl, sprach der Förster, beim Scheine des hellen Oellichtes umher schauend; es ist doch gut, wieder zu Hause zu sein, unter den lieben Seinigen, wo man lauter freundliche und fröhliche Gesichter um sich erblikt."

Der junge Förster hatte aber indeß seiner Frau im Vertrauen gesagt: „O, es steht gar nicht gut; wir kommen wahrscheinlich um den Dienst." Diese erschrak sehr, und sagte es heimlich den übrigen. Der alte Förster sah, wie sich auf einmal alle Gesichter verfinsterten, und voll Schreken und Angst zeigten. „Hat Christian schon geplaudert? sagte er; je nun, es ist da nichts zu verhehlen. Ihr sollet alles hören; doch werdet mir nicht zu traurig. Es ist uns ja heute Nacht ein Erlöser geboren; über dieser großen Freude müßen wir unsere kleinen Erdensorgen vergessen; wenigstens sie uns nicht zu sehr zu Herzen nehmen."

„Als wir, sprach er hierauf, Abends spät in der Residenz ankamen, ging ich noch zu dem alten Forstrath Müller. Er ist ein sehr biederer Mann, dachte ich; er war

vor alten Zeiten mein Oberförster und immer mein Freund. Die übrigen Räthe, die mich kannten, sind alle todt oder in Ruhe versezt. Wiewohl auch er sich Alters halber von Geschäften zurük gezogen hat, so kann er mir doch den besten Rath geben.“ So dachte ich. Der edle Mann nahm mich in der That mit großer Herzlichkeit auf. Ich sagte ihm mein Anliegen. Er sprach: „Sie haben an dem Oberförster einen sehr schlimmen Feind, der dahier mächtige Freunde hat. Er will ihren Dienst einem jungen Menschen, der sein Bedienter war, zuschanzen und sendet immer die nachtheiligsten Berichte über Sie und ihren Sohn ein. Ich fürchte sehr, er dringe durch, und bringe den guten Christian um das väterliche Brod.“ „Ach, sagte ich, es wird ja nicht so weit kommen! Indeß bin ich Willens, selbst zum Fürsten zu gehen.“ „Thun Sie das, sagte der Forstrath. Ich gehe mit. Indeß kommen Sie eben jezt zu der ungelegensten Zeit. Der Herr hat zu viele Geschäfte. Sie werden kaum vorkommen. Auch zu dem obersten Forstmeister und den Forsträthen müssen Sie gehen. Allein ich fürchte, da finden Sie keine gute Aufnahme. Herr von Schilf hat sie alle ganz verblendet.“ Ich fand auch, daß der Forstrath vollkommen Recht hatte. Ich machte manchen sauren Gang. Der oberste Forstmeister nahm mich sehr kalt auf und fertigte mich kurz ab. Die andern Räthe behandelten mich nicht viel besser; ich sah nur finstere Gesichter und mußte manche harte Rede anhören. Bei dem Fürsten aber wurde ich, da der oberste Forstmeister eben um ihn war, gar nicht vorgelassen. Der Oberförster wußte mich und den Christian sehr schlau zu verläumden. Ich mag euch dieß jezt nicht ausführlich erzählen; es betrifft ohnehin Geschäfte, die ihr nicht versteht. Alles, was wir hoffen können, ist eine Untersuchung; allein es ist zu fürchten, daß sie in solche Hände kommen werde, von denen wir wenig Gutes zu erwarten haben. — Doch diese Gespräche machen uns zu traurig, und heute Abend sollten alle Menschen in der ganzen Christenheit fröhlich sein. Es ist ja der heilige Weihnachtsabend; wir wollen der Geburt unsers Erlösers gedenken. Das wird unsern trüben Sinn erheitern.“

Er richtete seine Blike auf das Gemälde von der Geburt Jesu, das Anton einst geschikt hatte. Es hing in der Stube an jener Stelle, wo vorhin der Spiegel gehangen, und war, damit es nicht Schaden nehme, mit einem Flor verhüllt. Die kleinen Enkel des alten Försters, zwei liebliche Kinder, Franz und Klara, hatten sich schon seit mehrern Wochen auf die Feier des heiligen Weihnachtsabend gefreut. Sie sprangen auf und trokneten sich schnell die Thränen von ihren erheiterten Gesichtchen. „Großmutter, sagte der kleine Franz, nimm den Flor weg von dem Bilde und zünde, wie im vorigen Jahre, die Kerzen an, damit man es auch recht sehe..“ „Und du, Großvater, sagte die kleine Klara, hole deine Harfe; wir wollen unser Weihnachtsliedchen singen, das uns die Mutter gelehrt hat.“

„Nun wohl, sprach der Förster, wir wollen ein Weihnachtslied singen. Doch, sagt zuvor noch, hat sich, während wir fort waren, nichts besonderes ereignet?“ „Nichts, sagte die alte Försterin; nur ist leider, bald nach euerer Abreise, wieder ein Schreiben von dem Oberforstamte angekommen. Was es wohl sein mag!“ Sie reichte ihm das Schreiben verschlossen hin. Er öffnete es — erblaßte und sagte mit einem Blik zum Himmel: „Nun, Herr, dein Wille geschehe!“ Alle schauten erschroken und erwartungsvoll auf ihn. „Was ist es denn?“ fragte die Großmutter. „Wir sollen aus diesem Hause fort, sagte er; ja wir sollten schon fort sein. Der Oberförster befiehlt in diesem Schreiben das Försterhaus müsse längstens bis zum Weihnachtsabende geräumt und gereinigt sein, damit der neue Förster auf die Weihnachtsfeiertage einziehen könne. Er droht, wenn wir ihm nicht gehorchen würden, uns durch die Amtsdiener abführen zu lassen. Mich wundert, daß sie noch nicht da sind; wir sind keinen Augenblik sicher, daß sie uns aus dem Hause werfen.“

„Ach Gott, rief die junge Försterin, jezt, in dieser fürchterlich stürmischen Nacht! Hört ihr, wie draußen der Sturmwind braust? Wie es regnet? Wo werden wir gegen Sturm und Regen ein Obdach finden!“ Sie

sank auf einen Sessel und umfaßte ihre zwei Kinder. „Guter Gott, seufzte sie, ach erbarme Du Dich dieser Unschuldigen! „Der junge Förster stand mit gefalteten Händen sprachlos vor ihr, und blikte sie und seine zwei Kinder mit Augen voll Thränen an.

„O Du mein Gott, sagte die Großmutter schluchzend und die Hände ringend, in unsern alten Tagen mit Kindern und Enkeln aus dem Hause vertrieben zu werden, in dem ich geboren bin, in dem mein Vater und Großvater lebten — ach, es ist schreklich! Guter Gott, laß mich in diesem Hause, in dem ich geboren ward, vollends absterben."

Katharine weinte stille Thränen; Louise stand zitternd und bebend da, wie ein Lamm, das man schlachten will. Der alte Förster aber mit seinem ehrwürdigen Angesichte, der hohen kahlen Stirne und den grauen Seitenloken, blikte lange schweigend zum Himmel, und sprach dann ruhig und gefaßt: „Ja, meine liebsten Kinder, es ist an dem, daß wir dieses Haus verlassen müssen. Ich weiß keinen Menschen, der uns alle zugleich in sein Haus aufnehmen könnte. Wir werden jezt wohl von einander getrennt werden. Ich hoffte zwar in eurer Mitte ein ruhiges Alter zu genießen — hoffte, ihr würdet, so wie ihr jezt um mich versammelt seid, in diesem Hause einst alle an meinem Sterbebette stehen. Gott beschloß es anders — wir wollen uns in seinen heiligen Willen ergeben."

Er blikte auf seine Enkel und sprach weiter: „Unser Herz regt sich, wenn wir diese weinenden Kinder betrachten. Gott hat noch ein liebevolleres Vaterherz gegen uns. Schikt Er ein so schweres Leiden über uns, so hat Er gewiß die weisesten Absichten dabei. Auch diesen Jammer wird Er zu unserm Besten lenken. Wenn es einmal auf das Aeußerste gekommen, muß es wieder besser gehen. Die Alten sagten ja aus wohlbewährter Erfahrung: Ist die Noth am höchsten, so ist Gottes Hülfe am nächsten. — Wir haben in dieser Stube viele Weihnachtsabende in Freuden zugebracht, laßt uns auch den Einen traurigen von Gottes Hand willig annehmen.

„Du hast recht, liebster Mann; sagte die alte Försterin; wir wollen Gott alles überlassen und in unserm großen Jammer getrost sein. Ach, ich dachte oft daran, wie es Marien sein mußte, als sie nicht nur in dem Stalle übernachten mußte, sondern bald darauf ihre Wohnung bei dunkler Nacht — wie wir jezt — gar verlassen, und mit ihrem göttlichen Kinde fortziehen sollte in ein anderes Land. O so groß ihr Glauben, ihr Vertrauen war, ich denke doch, daß ihr, wo nicht um ihrer selbst, doch um ihres Kindes willen, Thränen in die Augen traten! Ich weiß, was es um ein Mutterherz ist! Ihre Leiden waren gewiß herzzerschneidend. Jeder Mensch auf Erden aber muß in ähnliche Lagen kommen. Gott läßt keines seiner Kinder ungeprüft. Jene alten Geschichten werden auf eine gewisse Art an uns erneuert. Allein Derjenige, der Marien in dem armen Stalle und auf ihrer traurigen Flucht tröstende Freunde und leitende Engel zuschikte, wird auch uns nicht ohne Trost lassen; Er wird zu rechter Zeit Hülfe schiken.“

Nun wurde mit einem Male an der Hausthüre geklopft. Jezt kommen sie, sagte der alte Förster, und werden uns aus dieser Stube vertreiben.“ Der Förstersohn fuhr auf, blikte nach seinem Gewehr, und rief: „Das sollen sie sich nicht unterstehn, meine grauen Eltern, mein liebes Weib, meine Kinder, meine Schwestern aus dem Hause zu werfen. Den Ersten, der an sie Hand anlegt, den —

„O nein, nein, mein Sohn, sprach der alte Vater, sprich diese schreklichen Worte, die du auf der Zunge hast, nicht vollends aus. Keine Widersezlichkeit, nichts von unrechtmäßiger Gewalt! Gott ist über uns und ihnen. Er allein ist unser Schuz und unsere Zuflucht. Wenn unsere Bitten und Vorstellungen über diese Männer, die uns zu vertreiben kommen, nichts vermögen, so gehen wir willig aus dem Hause, und flüchten uns, bis die Nacht vorüber ist, in jene Höhle des Waldes, in der wir bei stürmischer Witterung auf der Jagd oft eine Zuflucht gefunden. Ach, sprach er, indem er aus seinem Lehnsessel

aufstand, ich wollte, ein jedes von euch könnte mit mir altem, vielgeprüften Manne sagen:

„Um mich hab' ich mich ausbekümmert,
Und alle Sorg' auf Gott gelegt;
Würd' Erd' und Himmel auch zertrümmert,
So weiß ich doch, daß Er mich trägt;
Und hab' ich meinen treuen Gott,
So frag' ich nichts nach Noth und Tod."

Achtes Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Indessen wurde wiederholt geklopft, und noch stärker als zuvor. „Geh, Christian, sagte der alte Förster, und öffne die Thüre." Christian ging. Nach einigen Augenbliken trat ein schöner, ansehnlicher Herr, den sie nicht kannten, in einen dunkelgrünen Mantel gehüllt und mit einer Pelzmüze bedekt, zur Thüre herein. „Das ist der neue Förster!" dachten alle mit erschrokenem Herzen. Der Unbekannte schien aber selbst erschroken, so viele rothgeweinte Augen und schrekenblasse Angesichter zu sehen. Er nahm seine Müze ab, stand einige Augenblike still und sagte: „Kennen Sie mich denn nicht mehr?" „Ach Gott, rief Louise, es ist Anton!" „Anton! rief Katharine, ists möglich?" „Was fällt euch ein, sagte die alte Mutter; dieser Herr da ist ja viel größer und stärker als Anton." „Wahrhaftig, er ist es, sprach Christian, es ist Anton! Um des Himmels willen, Bruder, wie kommst du hieher? Ich hätte dich in Rom gesucht, mehrere hundert Stunden von hier!" Der alte Vater rieb sich die Augen, als traute er ihnen nicht, trat langsam näher, eilte aber plözlich mit weit ausgestrekten Armen auf Anton zu, schloß ihn in die Arme und konnte nichts mehr sagen, als: „O mein Sohn Anton!" Sie umarmten sich lange und innig. Nun grüßte Anton seine ehrwürdige Pflegmutter, seine Geschwister Christian, Ka-

tharinen und Louisen, voll der herzlichsten Freude des Wiedersehens. Auch die junge Försterin und ihre Kinder, die er das erste Mal sah, grüßte er mit großer Freude und Herzlichkeit. So tief betrübt alle noch vor wenigen Augenbliken waren, so hoch erfreut waren jezt alle. Die unerwartete Freude hatte alle Traurigkeit verscheucht, wie die aufgehende Sonne die nächtlichen Schatten zerstreut.

Jezt aber fing die alte Mutter an: „Ach Anton, du findest uns in sehr traurigen Umständen. Du hast ja unsere Thränen noch gesehen, als du in die Stube herein kamest. Ach, laß dir unsern Jammer doch erzählen." „Ich weiß alles, sprach Anton; sein Sie aber vollkommen ruhig, liebste Eltern! Ihre Angelegenheiten stehen aufs Beste. Ich komme eben vom Fürsten. Er grüßt Sie, liebster Vater, auf das freundlichste."

„Mich? rief der alte Vater. Wie kamst du zum Fürsten? Das begreife ich nicht. Wahrhaftig, ich fürchte, dieses alles ist nur ein glüklicher Traum."

„Nein, sprach Anton, nichts weniger als ein Traum, sondern die gewisse Wahrheit. Sezen Sie sich einmal in ihren Lehnsessel, liebster Vater, und Sie, liebste Mutter, nehmen Sie hier Plaz, und lassen Sie sich alles ausführlich erzählen." Er legte seinen Mantel ab und holte noch ein Paar Sessel herbei. Die erfreuten Pflegeltern nahmen ihn in ihre Mitte. Alle übrigen standen umher und sahen voll Verwunderung und Erwartung auf ihn. Anton erzählte:

„Unser jeziger gnädigster Fürst war, wie Sie wissen, noch vor Kurzem als Erbprinz in Italien. Da wurden nun einmal zu Rom die Gemälde junger Künstler zur Schau ausgestellt. Er ging hin, und unter den vielen Gemälden gefiel ihm eines ganz vorzüglich. Man sagte ihm, ein junger Mahler aus seinem Fürstenthume, Anton Kroner, habe es gemahlt. Der Prinz ließ mich rufen, lobte mich sehr und war gegen mich ganz ungemein gnädig. Er fragte mich, was ich für das Gemälde fordere, und bezahlte mir mit fürstlicher Großmuth viel mehr, als ich verlangt hatte. Da er die berühmtesten

Gemälde zu Rom sehen wollte, so mußte ich ihn öfter begleiten, durfte neben ihm in seinem Wagen sizen, ja sogar einige Male bei ihm speisen. Nun wurden zu Rom mehrere alte Gemälde von ganz vorzüglicher Schönheit zum Verkauf ausgeboten. Der Prinz fuhr mit mir hin, sie zu besehen. Er fragte mich bei jenen Stüken, die ihm besonders gefielen, um meine Meinung, und beschloß sie zu kaufen. Es war ein Tag bestimmt, an dem sie öffentlich sollten versteigert werden. Der Prinz konnte aber nicht mehr so lange bleiben; er mußte nach Hause reisen, und die Regierung übernehmen. Er gab mir daher den Auftrag, die Gemälde zu kaufen, und dafür zu sorgen, daß sie ihm sicher und unbeschädigt überliefert würden. Er bestimmte, wie viel ich im äußersten Falle für die Gemälde geben dürfte, und wies mir eine Summe Geldes an. Dieser für mich so ehrenvolle Auftrag lag mir nun sehr am Herzen. Ich war auch so glüklich, die Gemälde für eine bedeutend geringere Summe, als er mir gestattet hatte, zu erhalten. Da ich bereits alles, was für einen Mahler in Italien vorzüglich sehenswerth ist, gesehen hatte, und da eben ein Schiff zum Absegeln bereit lag, so schiffte ich mich sammt den Gemälden ein. Ich kam mit meinem kostbaren Schaze glüklich an das Land. Da miethete ich nun für die Gemälde einen besondern Wagen, und fuhr, damit sie ja keinen Schaden nehmen möchten, selbst mit, bis wir auf dem Wagen zusammen in der Residenz anlangten. Ich eilte sogleich nach Hofe und ließ mich melden. Der Fürst war eben von der Mittagstafel aufgestanden und befand sich in seinem Kabinette. Ich kam sogleich vor. „Nun, willkommen in Deutschland, sprach der Fürst sehr freundlich, was bringen Sie mir Gutes aus Italien?“ „Die Gemälde, sagte ich, die ich Eurer Durchlaucht höchstem Befehle gemäß gekauft habe.“ „Nun, sprach der Fürst, und wie viele davon?“ „Alle!“ sagte ich. „Alle! rief er sehr erfreut! das ist ja ganz vortrefflich.“ Er gab sogleich Befehl, daß die Bilder ausgepakt und aufgestellt würden. Ich legte auch mit Hand. Alle waren vollkommen unbeschädigt. Der

Fürst war in seinem größten Vergnügen. Denn er ist nicht nur ein Liebhaber, sondern auch ein Kenner von Gemälden. Ich überreichte ihm die Quittungen für die bezahlten Gemälde. „Die Summe, sprach er, beträgt ja ein Merkliches weniger, als ich Ihnen gestattete.“ Ich sagte: „Eure Durchlaucht wollen befehlen, wo ich das übrige Geld abzugeben habe.“ „Nun, sagte er sehr gnädig, davon kann keine Rede sein. Ich bin Ihnen Dank schuldig. Wenn Sie mit mir zufrieden sind, so bin ich es mit Ihnen noch viel mehr. Doch — Sie sind müde von der Reise und haben sich mit Auspaken noch mehr abgemattet, Sie bedürfen der Ruhe.“ Er befahl, mir ein Zimmer in der Residenz anzuweisen.

Als ich Abends in meinem Zimmer saß, fiel mir plözlich ein, den alten Forstrath Müller zu besuchen. Er war ja, außer dem Fürsten, der einzige Mann, den ich in der Residenz kannte, und ich erinnerte mich sehr wohl, wie er ehemals als Oberförster Sie, bester Vater, öfter besuchte, und mit Ihnen in der herzlichsten Freundschaft lebte. Er fragte mich, wie ich hieher komme. Ich sagte es ihm. „Sie kommen zur glüklichsten Stunde!“ sprach er, und fing nun sogleich an, mir zu erzählen, wie es Ihnen, liebster Vater, gehe, wie viel Verdruß Ihnen der Oberförster mache, wie Sie deßhalb selbst in die Residenz gekommen, wie Sie aber einige Tage vor meiner Ankunft unverrichteter Sache wieder abgereiset wären. Ich wollte sogleich wieder zum Fürsten. „Nicht doch! sagte der Forstrath, das geht nicht. Morgen frühe müssen Sie um eine besondere Audienz bitten. Ich werde Sie begleiten. Die Sache ist jezt schon so vorbereitet, daß wir ein geneigtes Gehör finden werden.“ Wir wurden am folgenden Morgen sehr bald vorgelassen. Ich fing sogleich von Ihnen an, und redete mit großem Eifer. Ich erzählte, wie ich in Ihr Haus gekommen, und was Sie alles an mir gethan haben. Ich war sehr ausführlich. Der Forstrath sagte einige Male: „Zur Sache, zur Sache.“ Der Fürst aber lächelte nur und sagte: „Lassen Sie! Die Dankbarkeit des guten Sohnes gegen seine alten Pflegeltern gefällt mir. Wir werden ja am

Ende finden, wo das alles hinaus will.“ Ich kam nun auf den Herrn von Schilf und sagte es gerade zu, warum er Ihnen so aufsäzig sei, und daß er als ein Wilddieb in das Zuchthaus gekommen wäre, wenn der hochselige Fürst nicht zu gnädig gewesen wäre. „Nicht doch, sagte der Forstrath ernsthaft zu mir, Sie vergessen den schuldigen Respekt. Fürsten können kaum zu gnädig sein. Der Oberförster war damals ein junger Mensch, und es konnte deßhalb immer einige Schonung eintreten.“ „Nur weiter, nur weiter!“ sagte der Fürst zu mir. Ich zeigte ihm nun die Briefe, die Sie, liebster Vater, mir nach Italien geschrieben. Ich hatte sie noch in der Nacht aus meinem Koffer hervorgesucht. Da ist auch nicht ein einziger darunter, in dem nicht für den Durchlauchtigen Erbprinzen, der mit mir damals in einem Lande lebte, die besten Segenswünsche enthalten wären. Der Fürst las nicht nur die Stellen, die ich ihm zeigte, sondern, nachdem er mich zuvor, mit zu vieler Gnade, um Erlaubniß gefragt hatte, die ganzen Briefe. „Nun wohl, sprach er, ich erinnere mich jezt, daß Sie mir schon in Italien von dem wakern Manne gesagt haben; ein Mann, der so schreibt und einen so guten Sohn erzog, kann kein schlechter Mann sein.“ „Deßhalb, sagte ich, müssen Eure Durchlaucht den Oberförster bestrafen, und dem Sohne des Försters den väterlichen Dienst geben.“ Der Forstrath blikte mich unwillig an und sagte: „Spricht man denn auch einmal so mit dem gnädigen Herrn.“ Der Fürst sprach aber mit Lächeln: „So schnell geht es freilich nicht, wie Sie meinen, junger Mann. Ich muß den Oberförster erst auch hören.“ Er winkte dem Forstrath an ein Fenster und redete einige Zeit besonders mit ihm. Der Forstrath sezte sich hierauf und schrieb. Der Fürst sagte aber zu mir: „Seien Sie ruhig, es wird recht werden.“

Er redete nun, während der Forstrath schrieb, mit mir von Gemälden. „Mein seliger Vater, sagte er, hat mir eine ganz artige Sammlung hinterlassen. Ich bin begierig, was Sie dazu sagen. Indeß müssen alle Gemälde wieder in bessern Stand gesezt werden. Diese

Arbeit übertrag ich hiemit Ihnen. Wollen Sie das Geschäft übernehmen?" „Mit dem größten Vergnügen, sagte ich, aber erst nach den Weihnachtsfeiertagen. Am heiligen Weihnachtsabende habe ich meine ehrwürdigen Pflegeltern das erste Mal gesehen! an dem Weihnachtsabende muß ich sie wieder sehen; besonders da sie in einer so traurigen Lage sind, und ich ihnen erfreuliche Nachrichten bringen kann." „Das ist nicht mehr als billig! sagte der Fürst, der Dankbarkeit gegen Eltern will ich gerne nachstehen."

Der Forstrath war indessen mit Schreiben fertig geworden und überreichte dem Fürsten das Blatt. Der Fürst unterzeichnete es. „Grüßen Sie mir Ihren guten Pflegvater, sprach er zu mir, und sagen Sie dem braven, alten Manne, er solle außer Sorgen sein."

„Aber wie frei Sie doch mit dem Fürsten sprachen, sagte der Forstrath, indem er mich auf mein Zimmer begleitete. Ich wehrte Ihnen immer, aber Sie achteten nicht darauf. Nun, Ihrer Liebe zu Ihren Pflegeltern ist dieses zu verzeihen. Auch finde ich, der geradeste Weg ist immer der kürzeste." Ich fragte nun den Forstrath, was der Fürst mit ihm gesprochen und was er ihm zu schreiben befohlen. Nach vielem Bitten gestand er mir endlich, der Fürst habe gesagt: „Bald hätte man mich zu einer Ungerechtigkeit verleitet. Dort liegt ein Dekret, in dem an die Stelle des alten Försters ein andrer Mann ernannt wird. Ich fand jedoch einige Bedenklichkeiten dabei und habe, so sicher man auch darauf rechnete, es noch nicht unterzeichnet. Ich werde nun die Sache zuvor noch gründlicher untersuchen." Was der Forstrath schreiben mußte, war ein besonderer Befehl an den Oberförster, ohngefähr dieses Inhalts: „Seine Durchlaucht hätten mit allergrößtem Mißfallen vernommen, wie unwürdig der Oberförster den würdigen Förster Grünewald behandle; der Oberförster erhalte hiemit die geschärfteste Weisung, bis auf weiters weder den alten Förster noch dessen Sohn im Geringsten zu beunruhigen." Den Befehl mußte der Forstrath sogleich durch eine Staffete absenden. „Denn, hatte der Fürst

gesagt, es liegt mir sehr daran, dem alten ehrlichen Manne, sobald möglich, Ruhe zu verschaffen.“ Der Forstrath gab mir nun noch auf, Sie zu grüßen und Ihnen zu sagen: „Die Untersuchung, die der Fürst anordnen werde, falle zuverlässig zu Ihrem Besten aus, und Ihr Sohn erhalte sicher den Försterdienst.“

Der alte Förster wischte sich, so wie alle übrigen, während dieser Erzählung öfter die Augen. Jezt stand er auf, umarmte Anton, nahm den Flor von dem Gemälde der Geburt Jesu hinweg, blikte dankend zum Himmel, und rief: „Nun laßt uns in den Lobgesang der Engel einstimmen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind.“

Neuntes Kapitel.

Der Weihnachtsbaum.

Nachdem Anton seine Erzählung geendet hatte, erkundigte er sich sehr angelegentlich nach dem Befinden seiner lieben Eltern. Er hatte nicht ohne Schmerzen bemerkt, wie sehr beide seit seiner Abreise gealtert hatten. Ihre grauen Haare und ihre vielen Falten preßten ihm beinahe Thränen aus. Indeß ließ er sich davon nichts merken, um sie nicht zu betrüben. Gar sehr mußte er sich hingegen verwundern, seine Geschwister, Christian, Katharine und Louise nun in der vollen Blüthe des Lebens zu erbliken. Er rief Christians beide Kinder freundlich herbei. „Mein Gott, sagte er, so verfließt die Zeit! Ach, vor achtzehn Jahren waren Christian, Katharine und die Kinder wie diese hier; Louise noch kleiner. Jezt sind diese Kinder in unsre Stelle eingerükt.“ Er betrachtete die zwei Kinder mit Wohlgefallen. „Nun, sprach er, habt ihr aber auch eure Weihnachtsgeschenke schon bekommen?“ Ach nein, sagte der kleine Franz; der Oberförster hat uns den Spaß verdorben; er ist ein rechter Herodes.“ Die Mutter verwies ihm diese Rede. Die kleine Klara sagte: „Anton, dich hat gewiß ein Engel

hieher geschikt. Hast du uns aber auch ein Weihnachtsgeschenk mitgebracht.“ „O ja wohl, sagte er, ich habe eurer nicht vergessen. Nur müßt ihr warten, bis meine Kutsche nachkommt. In dieser ist alles.“ Die Kinder gaben sich zufrieden.

Hierauf wurde das Abendessen aufgetragen. Es wurde aber mehr geredet, als gegessen. Nach Tische verlangten die Kinder in das Bett. Alle übrigen blieben aber noch bei einander auf. „Den lieben Kleinen, sagte Anton, müssen wir morgen frühe noch eine besondere Freude machen. Wir müssen ihnen einen Weihnachtsbaum zurichten. Denn wie in einigen Gegenden die Krippe, so ist in andern der Weihnachtsbaum Sitte, Christian muß sich aus Liebe zu seinen Kindern schon bequemen, noch diese Nacht aus dem nahen Walde eine junge Tanne zu holen. Das Nöthige, den Baum zu schmüken, bringe ich mit. Ich habe meinen Kutscher, dessen Pferde fast erlegen waren, in Aeschenthal zurükgelassen, und bin auf dem Fußsteig über alle Berge hieher geeilt; morgen frühe aber vor Anbruch des Tages wird die Kutsche mit meinem Koffer und übrigem Gepäke hier eintreffen.“

Am folgenden Morgen, sehr frühe, da die Kinder noch süß und sanft schliefen, waren schon alle Erwachsene im Hause mit Aufstellung und Ausschmükung des Weihnachtsbaumes beschäftigt. Ein junger schöner Tannenbaum mit dichten grünen Aesten wurde in der Stubeneke zwischen den Fenstern angebracht. Anton öffnete, nachdem die Kutsche abgepakt war, eine große Schachtel, die fast mit allem, was Kinder freuen kann, gefüllt war. Er hängte die kleinen Geschenke — schönes Obst, allerlei buntes Zukerwerk, niedliche Körbchen voll verzukerter Mandeln, Kränze von künstlichen Blumen mit rosenfarbenen oder himmelblauen Bändern geziert, nebst allerlei flimmernden Spielzeugen an den Baumzweigen auf. Er wußte alles sehr mahlerisch zu ordnen. Nun nahm er auch ein Paar Duzend kleine blecherne Lampen hervor, die mit Wachs eingegossen waren. Er hängte sie vorsichtig, damit sie den Baum schön beleuchten, aber nicht an-

brennen konnten, an den Zweigen auf. Da alles fertig war, gingen Katharine und Louise, die Kinder zu weken. „Sie dürfen aber nicht früher kommen, sagte Anton, als bis ich mit dem Anzünden der Lampen fertig bin und bis die Mutter ruft.“

Als die Kinder von den Weihnachtsgeschenken hörten, verging ihnen sogleich aller Schlaf. Man konnte sie nicht schnell genug ankleiden. Endlich rief die Mutter: „Jezt kommt!“ Die Kinder sprangen eilig in die Stube — blieben aber von Glanz und Schimmer geblendet plözlich stehen. Vor Erstaunen und Entzüken über den unerwarteten Anblik konnten sie Anfangs nicht reden. Sie staunten den wundersam schimmernden Baum mit starren Augen und offnem Munde unverwandt an. Der grüne Glanz der Zweige, die Lichter, die dazwischen wie Sterne schimmerten, die hochroth strahlenden Aepfel, die goldgelben Birnen, die vielen bunten und funkelnden Sachen kamen ihnen wie Zauberei vor. Sie wußten nicht, ob sie wachten oder träumten. Endlich riefen sie höchst entzükt: „O wie schön, o wie herrlich!“ Franz sagte: „Einen solchen Baum, der so schön ist und im Winter so vielerlei Früchte trägt, giebts in unserm ganzen Walde nicht.“ „Ei, sagte Klara, solche Bäume wachsen nur im Paradiese, oder gar nur im Himmel. Nicht wahr, Mutter, das Christuskindlein hat uns den Baum geschikt?“ „So, wie er da ist, sprach die Mutter, nun eben nicht. Indeß hat doch Christus, der einst als ein Kind in der Krippe lag und nun im Himmel ist, euch diese Freude beschert. Denn wäre Er uns nicht geboren, so wüßten wir nichts von Weihnachtsfreuden und Weihnachtsgeschenken.“ „Nun gut, sagten die Kinder, wir wollen Ihn schon recht lieb haben und Ihm recht folgen. Er ist doch gar so gut, und hat die Kinder gar so lieb. Eine solche Freude, wie er uns macht, hatte noch kein Mensch in der Welt.“

Die Großmutter sprach: „Es ist wohl wahr, ein erwachsener Mensch kann kaum eine solche Freude empfinden, wie ihr Kinder. Schuldlose Kinder sind die seligsten Geschöpfe auf Erden; ihre Freuden sind rein und

känter. Gott erhalte euch unschuldig und gut!" — Ach, sagte sie zu den übrigen, die Freuden der Erwachsenen werden nur zu oft von Kummer und Sorge, von Ehrsucht, Geiz, andern bösen Leidenschaften, wohl gar von Gewissensbissen verbittert. Darum ist es ein schönes, wahres Wort unsers göttlichen Erlösers: „Wenn ihr euch nicht bekehret und nicht werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen."

Der Großvater sagte: „Der Gebrauch mit dem Weihnachtsbaume gefällt mir sehr wohl. Es war klug und weise von unsern Voreltern, daß sie darauf bedacht gewesen, die schönen christlichen Freudenfeste auf mancherlei Weise den Kindern zu Tagen der Freude zu machen. Diese kindliche Freude macht ihnen die Festtage des Herrn lieb und werth, und bereitet ihr Herz vor, an der höheren Festfreude, dem Heile, das uns allen geworden, Theil zu nehmen. Von nun an soll in diesem Hause an jedem Weihnachtsfeste den lieben Kleinen immer ein Weihnachtsbaum grünen. Wenn er auch nicht so prächtig geziert sein sollte, wie dieser, so wird er ihnen doch nicht weniger Freude machen. Es braucht wenig, Kinder zu erfreuen; einige Aepfel, Birnen, vergoldete Nüsse reichen schon hin, wenn man etwa nichts Besseres hat. Auch wird wohl niemand knikern wollen, wenn es darauf ankommt, Kindern eine schuldlose und heilsame Freude zu machen. Ich denke auch, der Weihnachtsbaum kann uns bei der Kinderzucht große Dienste leisten; er kann uns, wenigstens sehr oft, die Ruthe ersparen. Kinder, die einmal einen Weihnachtsbaum gesehen haben, freuen sich gewiß das ganze Jahr wieder darauf, und werden gewiß mehr auf die Worte achten: Wenn ihr nicht gehorcht, bekommt ihr keinen Weihnachtsbaum! — als wenn man ihnen mit Schlägen drohte."

Die Eltern und Großeltern dankten nun dem Anton für die viele Freude, die er ihren Kindern und Enkeln gemacht hatte, „Es ist eine Kleinigkeit, sagte er, die nicht der Rede werth ist. Indeß muß ich Sie bitten, daß auch Sie einige kleine Weihnachtsgeschenke von mir nicht verschmähen." Er schloß seinen Koffer auf, der in einer Eke der Stube stand. „Diesen Koffer, sagte er, haben Sie

mir einst reichlich gefüllt mit auf die Reise gegeben; es ist nicht mehr als billig, daß Sie ihn nicht ganz leer wieder zurük erhalten." Er überreichte der alten Försterin kostbares Pelzwerk und Seidenzeug. „Es ist ja die Pflicht guter Kinder, sagte er, ihre alten Eltern bei der rauhen Jahrszeit warm zu halten." Der jungen Frau und den zwei Jungfrauen gab er grünen Taffet zu Kleidern, seidene Halstücher aus Mailand und andern Frauenzimmerpuz. Der junge Förster bekam eine vortreffliche Doppelflinte deren Schaft von Nußbaumholz sehr schön mit Silber eingelegt war. „Sie, liebster Vater, sagte Anton zu dem alten Förster, müssen nun nicht mehr auf die Jagd gehen; Sie müssen nun von Ihren vielen Beschwerden ausruhen. Sie brauchen Stärkung in Ihren alten Tagen. Der Korb dort ist mit Flaschen vom besten alten Rheinwein gefüllt. Und hier ist ein Becher dazu." Anton überreichte ihm einen silbernen Becher, der innen prächtig vergoldet war. Außen auf dem Becher waren in einem Kranze von Eichenlaub die Worte eingegraben: „Meinem lieben Vater Friedrich Grünewald zur Erinnerung an den Weihnachtsabend 1740, überreicht am Weihnachtsfeste 1758, von dessen dankbarem Sohne Anton Kroner." Der alte Förster umarmte Anton mit Thränen in den Augen. Allein Anton übergab ihm überdieß noch eine Rolle Gold. „Sie, liebster Vater, sagte er, haben große Summen auf mich verwendet. Es wäre nicht recht, wenn Ihre übrigen Kinder und ihre Enkel dadurch sollten verkürzt werden." Der edle Greis erstaunte und wollte das Geschenk nicht nehmen. Allein Anton sagte: „Es ist nichts weniger, als ein Geschenk von mir. Der gnädigste Fürst hat mich so reichlich beschenkt, und sein Geschenk freute mich zweifach, weil ich dadurch in den Stand gesezt wurde, Ihnen an einer alten Schuld, die ich nie werde ganz bezahlen können, wenigstens Einiges abzutragen." Alle Umstehenden waren höchst erstaunt. Die alte Försterin aber sagte: „Ach Anton, wie hätten wir an jenem Weihnachtsabende, an dem du das erste Mal in unser Haus kamest; denken können, daß du uns dereinst einen so fröhlichen Weihnachtsabend bereiten, uns durch die Verwendung bei Seiner fürstlichen

Durchlaucht aus so großer Noth retten, und uns alles, was wir an dir thaten, so reichlich vergelten würdest!" „Das hat Gott gethan, sprach Anton. Er führte mich in Ihr Haus, um Sie und mich reichlich zu segnen. Sein Name sei gepriesen."

„Doch, sprach jezt Anton, erlauben Sie nun, daß ich sogleich abreise." „Was, wie, warum?" riefen alle erstaunt. Allein Anton sagte; „Ich fahre jezt zu Herrn Riedinger. Ich hoffe dort noch dem Gottesdienste beiwohnen zu können, meinem vortrefflichen Lehrmeister durch meinen Besuch eine unerwartete Freude zu machen, und ihn auf den Abend hieher zu bringen. Dann wollen wir die übrigen Weihnachtsfeiertage, so alle Tage des noch übrigen Jahres recht fröhlich beschließen." Alle begleiteten Anton an die Kutsche. Am Abende kam Anton mit seinem Lehrmeister an, und das alte Försterhaus in dem düstern Walde beherbergte in diesen Tagen so selige Menschen, als je auf Erden gelebt haben.

Was von Antons Geschichte noch weiter bemerkt zu werden verdient, ist kurz dieses. Anton bat den alten Förster und dessen Hausfrau, ihm ihre Tochter Louise zur Ehe zu geben. Beide bewilligten es mit Freuden. „Ach Louise, sprach die alte Großmutter, damals, als du dem Anton jenes Aepfelein zum Weihnachtsgeschenk gegeben hast, dachte ich wohl nicht daran, daß er dich dereinst als seine Braut zum Altare führen würde." Das Hochzeitfest war erst noch das freudigste Fest, das je in dem Försterhause gefeiert wurde. Anton aber kaufte sich in der Residenz ein eigenes Haus, hatte als ein sehr geschätzter Mahler immer sehr viel zu mahlen, und lebte mit Louisen in der seligsten Eintracht.

Im folgenden Frühlinge kam der Fürst ganz unerwartet auf dem fürstlichen Jagdschlosse Felsek an, und brachte den alten Forstrath Müller und einen auswärtigen forstverständigen Mann mit sich. Der Oberförster war sehr bestürzt und versprach sich von diesem gnädigen Besuche wenig Gutes. „Sie haben meine Befehle überschritten, sagte der Fürst zu ihm. Ich hatte zwar, durch Ihre Berichte verleitet, den alten Förster seiner Ge-

schäfte überhoben, und war Willens, den jungen Förster auf einen sehr geringen Försterdienst zu versezen, allein die ganze Familie so unmenschlich aus dem Forsthause zu verstoßen, wie Sie es im Sinne hatten, war nie mein Wille. — Doch wir wollen vorerst die Waldungen in Augenschein nehmen."

Der Oberförsters eigener Bezirk befand sich in einem kläglichen Zustande. „Auf den Papieren, die er einschikte, sprach der Fürst, fand ich alles vortrefflich. Da war alles so schön geschrieben und linirt, wie gestochen. Allein im Walde finde ich es anders. Auf manchem Plaze ist offenbar ohne Vergleich mehr Holz gestanden, als in den Rechnungen steht. Er hat mich betrogen." Der Oerförster hatte, wie sichs in der Folge zeigte, an eine benachbarte Eisenschmelze nach und nach einige tausend Klafter Holz mehr abgegeben als er in Rechnung brachte. Er hatte, um seinen großen, beinah fürstlichen Aufwand zu bestreiten, nicht nur sein eigenes Vermögen verschwendet und sich in Schulden gestekt, sondern sich überdieß noch Untreue gegen seinen Fürsten erlaubt. Der Fürst sezte ihn ab, und verurtheilte ihn, den Schaden zu vergüten. Der arme Herr von Schilf lebte von nun an auf seinem kleinen Landgute in sehr dürftigen Umständen.

Den Waldbezirk des alten Försters fand der Fürst im trefflichsten Zustande. Er kam in eigener Person zu ihm in das Haus, bezeugte dem alten Manne seine Zufriedenheit, ließ sich dessen ganze Familie vorstellen und redete mit allen sehr freundlich. Bevor er seinen Schimmel bestieg, den ein Reitknecht vor dem Försterhause am Zaume hielt, sagte er zu dem Förstersohne: „Er ist hiemit Förster; mache er seine Sache ferner so gut!" „Sie, sprach der Fürst zu dem alten Förster, sind nun wohl etwas alt, aber noch lange nicht der abgelebte Greis, für den Herr von Schilf Sie ausgab. Sie sind troz Ihres Alters noch sehr wohl bei Kräften; ich kann Sie meiner Dienste noch nicht entlassen. Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage: Leben Sie wohl, Herr Oberförster."

Inhalt.

Rosa von Tannenburg.

Seite

Erstes Kapitel. Rosa wird von einer guten Mutter erzogen 5

Zweites Kapitel. Rosa verliert ihre Mutter 16

Drittes Kapitel. Rosa verpflegt ihren Vater 20

Viertes Kapitel. Rosa wird von ihrem Vater getrennt 26

Fünftes Kapitel. Rosa nimmt ihre Zuflucht zu einem armen Köhler 33

Sechstes Kapitel. Rosa in der Köhlerwohnung 38

Siebentes Kapitel. Rosa als Köhlermädchen 43

Seite

Achtes Kapitel. Rosa sucht Dienste in einer feindlichen Burg 49

Neuntes Kapitel. Rosa als Dienstmädchen 53

Zehntes Kapitel. Rosa kommt zu ihrem Vater in das Gefängniß 59

Eilftes Kapitel. Rosa giebt sich ihrem Vater zu erkennen 64

Zwölftes Kapitel. Rosa erleichtert das Elend ihres Vaters 69

Dreizehntes Kapitel. Rosa giebt den Ermahnungen ihres Vaters Gehör . . . 76

Vierzehntes Kapitel. Rosa's Heldenmuth 82

Fünfzehntes Kapitel. Rosa's edelmüthige Gesinnungen 87

Sechszehntes Kapitel. Rosa's adeliche Abkunft wird entdekt 92

Siebenzehntes Kapitel. Rosa bittet um die Befreiung ihres Vaters 97

Achtzehntes Kapitel. Rosa kündigt ihrem Vater seine Befreiung an 105

Neunzehntes Kapitel. Rosa und ihr Vater erhalten ihre Güter wieder zurük . . 111

Zwanzigstes Kapitel. Was von Rosa's Schiksalen noch weiter bekannt ist . . . 120

Der Weihnachtsabend.

Seite

Erstes Kapitel. Das Weihnachtslied . . 137

Zweites Kapitel. Geschichte des armen Antons 144

		Seite
Drittes Kapitel. Die edle Fösterfamilie	.	151
Viertes Kapitel. Antons fernere Geschichte	.	157
Fünftes Kapitel. Ein Weihnachtsgeschenk	.	165
Sechstes Kapitel. Widerwärtige Schiksale des Försters	. . . .	175
Siebentes Kapitel. Wie es mit dem Förster weiter gegangen	. . . .	182
Achtes Kapitel. Ein unerwarteter Besuch	.	188
Neuntes Kapitel. Der Weihnachtsbaum	.	194

(L.D.) 825

Schmid

1831-

3.4.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Ausgewählte Schriften

Bd.: 4.

Lichtensteig 1831

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 316 -3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279566-0